

Christian Gottlob Heyne

Abhandlungen
der Akademie der Wissenschaften
zu Göttingen

Neue Folge, Band 32



De Gruyter Akademie Forschung

Christian Gottlob Heyne

Werk und Leistung nach zweihundert Jahren

Herausgegeben von
Balbina Bäbler und Heinz-Günther Nesselrath

De Gruyter Akademie Forschung



Vorgestellt von Heinz-Günther Nesselrath durch Rundschreiben vom 29. Januar 2014

ISBN 978-3-11-034469-1
e-ISBN 978-3-11-034775-3
ISSN 0930-4304

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data:

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2014 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Satz: Michael Peschke, Berlin

Druck: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com



Christian Gottlob Heyne, Stich von F. Müller.

Vorwort

Der vorliegende Band vereinigt die insgesamt neun Beiträge einer Tagung, die mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen anlässlich des 200. Todestages Christian Gottlob Heynes am 13. und 14. Juli 2012 in Göttingen stattfand. Ziel der Tagung – und der hier versammelten Beiträge – war bzw. ist es, das sich auf bemerkenswert viele Gebiete der Altertumswissenschaft sowie ihrer Vermittlung (in Schulen) und Erschließung (in Bibliotheken) erstreckende Wirken Heynes zweihundert Jahre nach seinem Tod in einer Gesamtschau neu zu würdigen und einem interessierten Publikum wieder zugänglich zu machen.

Unter dem Titel „Heyne und der griechische Mythos“ widmet sich Tanja Scheer einem Forschungsgegenstand Heynes, der bei diesem zeitlebens eine wichtige Rolle gespielt hat. Der Beitrag legt dar, in welchen Zusammenhängen Heyne dem Mythos begegnete – seit 1763 befasste er sich mit dem Thema „Mythos“ vor allem in seinen regelmäßigen Akademievorträgen – und wie sich sein Mythos-Begriff im Lauf der Jahre entwickelte und veränderte. Gegenüber den Vorstellungen seiner Zeit, die Mythen oft aus der Bibel ableitete, ferner die Ansicht vertrat, einzelne Dichter hätten solche Mythen erfunden, und generell die Mythen aufgrund ihrer Widersprüche für unglaubwürdig hielt, entwickelte Heyne die Auffassung, dass die Mythen, weil in „den ersten Zeitaltern“ entstanden, noch eine mangelhafte, wenig abstrakte und stark von Affekten und Einbildungskraft geprägte Sprache zeigten und ihre Aussagen deshalb von diesem „mythischen Kleid“ befreit werden müssten; zur angemessenen Interpretation von Mythen stellte er eine Reihe von Regeln auf. Diese Regeln – und seine Auffassung, „dass ‚der mythus‘ die universelle Denk- und Ausdrucksform der Alten Welt sei, es also keine Kultur ohne mythus gäbe“ – können immer noch „Herausforderung für die Forschung der Gegenwart“ (22) sein.

Mit dem Beitrag „Heyne und die Homerische Frage“ widmet sich Heinz-Günther Nesselrath einer wichtigen wissenschaftlichen Kontroverse auf einem zentralen Gebiet der Griechischen Philologie, die Heyne in Gegensatz zu dem bedeutenden Hallenser (später Berliner) Philologen Friedrich August Wolf brachte: Bereits lange vor dem Erscheinen von Wolfs berühmten „Prolegomena ad Homerum“ hat sich Heyne in Vorlesungen und Abhandlungen mit den homerischen Epen beschäftigt (z.B. in der „Commentatio de origine et causis fabularum Homericarum“ von 1787). Nach dem Erscheinen von Wolfs „Prolegomena“ 1795 kam es zwischen beiden Gelehrten zum Streit darüber, wer von ihnen Ideen des anderen vorweggenommen habe, wobei Wolf auch vor

manchem zweifelhaften Mittel nicht zurückschreckte, um seine eigene Priorität zu beweisen. Ein Vergleich zwischen den Homer-Konzeptionen Wolfs und Heynes zeigt manche Gemeinsamkeiten, aber auch beachtliche Unterschiede, und zwar vor allem – auf Seiten Heynes – eine stärkere Würdigung der Leistung des „Zusammenfügers“ der Teile der Epen, als sie bei Wolf feststellbar ist. Anders als die Auffassung Wolfs (die nicht frei von Widersprüchen ist) erweist sich die Heynes als zukunftsweisend gerade auch in Hinsicht auf unsere Gegenwart, in der die kompositorische Gesamtleistung des *Ilias*-Dichters zu Recht hervorgehoben wird.

Mit „Es lohnt sich, bei Heyne ‚anzufragen‘. Zu Heynes monumentalem Vergilkommentar“ würdigt Siegmund Döpp eine von Heynes zentralen Leistungen auf dem Gebiet der Lateinischen Philologie. In den Jahren 1767-1775 erschien zum ersten Mal Heynes lateinisch geschriebener vierbändiger Kommentar zum Gesamtwerk Vergils, und intensive Weiterarbeit an diesem großen Werk führte noch zu zwei weiteren Auflagen. Eine Besonderheit von Heynes Kommentar sind umfangreiche Einführungen zu den jeweiligen literarischen Genera (Bukolik, Lehrgedicht, Epos) und zahlreiche Exkurse zu verschiedenen Gegenständen. Der Beitrag erläutert zum einen wichtige allgemeine Prinzipien von Heynes Textexegese und stellt zum andern die Art und Weise seines Kommentierens anhand seiner Einführungen und der exemplarischen Behandlung von drei Vergilpartien (Lob des Landlebens *georg.* II; Heldenschau in *Aen.* VI; Dido und Aeneas in *Aen.* IV) vor. Dabei werden besonders diejenigen Elemente von Heynes Kommentierung sichtbar, die ihre stimulierende Kraft auch nach zweihundert Jahren bewahrt haben: die detaillierten Vergleiche zwischen Vergil und seinen literarischen Vorbildern, die wichtige Vorläufer moderner Intertextualitätsforschung sind; Heynes Mut zu ästhetischer Wertung und sein Insistieren auf der Geschichtlichkeit des poetischen Kunstwerks. Aus all dem ergibt sich, dass es sich auch heute noch lohnt, gemäß der Empfehlung von U. von Wilamowitz-Moellendorff bei Heyne „anzufragen“.

In seinem Beitrag „Christian Gottlob Heyne und die Alte Geschichte“ geht Gustav Adolf Lehmann vor allem auf Heynes „Universitätsprogramme“ ein, die er ab 1764 als *Professor Eloquentiae et Poeseos* regelmäßig zu drei, später vier akademischen Festfeiern im Jahr als würdige, in lateinischer Sprache abgefasste Einladungstexte zu erstellen hatte. In ihnen werden – in einem weiten thematischen Spektrum – die politisch-historischen Grundzüge, aber auch die methodischen Grenzen seiner Beschäftigung mit Themen der Alten Geschichte sichtbar. Von besonderem Interesse sind dabei die zahlreichen Texte, in denen zeitgenössische politische Ereignisse und Zustände mit *exempla* aus der Alten Welt in Verbindung gebracht worden sind. Heyne hat diese Gelegenheitsschriften sehr geschätzt und sie zwischen 1785 und 1812 in sechs Bänden als *Opuscula Academica collecta et*

animadversionibus locupletata neu herausgegeben, zusätzlich zu seinen immer wieder in den „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen“ (seit 1802 „Göttingische Gelehrte Anzeigen“ / GGA) vorgelegten, ausführlichen Berichten (in deutscher Sprache) über eben diese Programmschriften. In wenigstens einer dieser Schriften (einer Studie zur römischen Agrargesetzgebung von 1793) ist Heyne zu einem wichtigen Vorläufer des quellenkritischen Ansatzes von B. G. Niebuhr (1776–1831) geworden, der die historisch-methodische Disziplin der Alten Geschichte begründete.

Heynes Pionierleistung auf dem Gebiet der Universitäts-Archäologie stellt Daniel Graepler mit seinem Beitrag „Antikenstudium für junge Herren von Stand: Zu Christian Gottlob Heynes archäologischer Lehrtätigkeit“ dar. Mit seiner seit 1767 regelmäßig gehaltenen, bald in ganz Europa berühmten Archäologie-Vorlesung bot Heyne eine „Anleitung zum vernünftigen Genuss von Kunstwerken“. Dass diese erste ausschließlich der antiken Kunst gewidmete universitäre Lehrveranstaltung den Ursprung der Archäologie als akademischer Disziplin markierte, ist den Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolgern Heynes noch bewusst gewesen, danach aber weitgehend in Vergessenheit geraten. Graepler schildert, wie Heynes zentrale Rolle in der Geschichte der Klassischen Archäologie erst in jüngster Zeit verstärkt wahrgenommen und als wichtiges Forschungsthema erkannt worden ist, und legt dar, wie die Zeugnisse zu seiner Vorlesung zur Zeit in einem an der Universität Göttingen durchgeführten Internet-Editionsprojekt erschlossen werden, um die zahlreich erhaltenen Mitschriften der Vorlesung in digitalisierter und transkribierter Form online zugänglich zu machen und mit der von Heyne in beeindruckendem Umfang verarbeiteten antiquarisch-archäologischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts zu verknüpfen.

Den Beziehungen Heynes zu Johann Joachim Winckelmann (1717–1768), dem Begründer der antiken Kunstgeschichte, widmet sich Balbina Bäbler mit ihrem Beitrag „Winckelmann und Heyne: *Bioi paralleloi?*“. Heynes Persönlichkeit stand lange im Schatten derjenigen Winckelmanns; Heyne galt als pedantischer, verstaubter Philologe, der nie aus Göttingen herauskam und in missgünstigen Rezensionen eifersüchtig an den großen Würfeln des als freier, von den Verpflichtungen von Lehre und Bürokratie unbelasteter Gelehrter in der Weltstadt Rom lebenden Winckelmann herumkittelte; erst Publikationen jüngerer Zeit lassen Heyne mehr Gerechtigkeit widerfahren. Der Beitrag versucht, anhand der Betrachtung von Herkunft und Jugend der beiden Gelehrten, die bemerkenswerten Parallelen aufweisen – beide stammten aus sehr armen Verhältnissen und eigneten sich ihre akademische Bildung unter großen persönlichen Opfern an – sowie des Briefwechsels, den sie führten, als sie in Göttingen bzw. Rom ankommt

waren, sich dem persönlichen Verhältnis der beiden anzunähern und zu einem möglichst objektiven Urteil über ihre gegenseitige Einschätzung zu kommen.

Heynes Leistung auf dem Gebiet des Schulwesens behandelt Peter Kuhlmann mit seinem Beitrag über „Christian Gottlob Heyne und die Alten Sprachen in der Schule“. Neben seiner universitären Tätigkeit trat Heyne nicht zuletzt auch als Schulreformer auf und prägte vieles vor, was später seit Humboldt als typisch „neuhumanistisch“ galt. Heyne nahm dabei ganz praktisch die Gelegenheit wahr, seine zwischen Humanismus und Philanthropinismus anzusetzenden Vorstellungen von Schule und altsprachlichem Unterricht in den Gelehrtenschulen von Ilfeld, Göttingen, Hannover und Clausthal zu erproben. Der Beitrag ordnet Heynes Humanismus in den allgemeinpädagogischen Zeitkontext ein und grenzt ihn gegenüber den Unterrichtskonzepten anderer Humanisten wie Gesner oder Humboldt ab. Dabei zeigt sich zum einen ein gewisser Konservatismus gegenüber seinem Göttinger Vorgänger Gesner, aber auch eine bemerkenswerte Modernität im Vergleich zu Humboldts späteren Konzepten zur Bedeutung des altsprachlichen Unterrichts und der Praxis des neuhumanistischen Gymnasiums im 19. Jahrhundert.

Heynes langjähriges Wirken für die Göttinger Universitätsbibliothek würdigt Helmut Rohlfing in „Christian Gottlob Heyne und die Göttinger Universitätsbibliothek“: Neben seinem beeindruckenden wissenschaftlichen Lebenswerk und seinen Leistungen als Sekretär der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften war er fast ein halbes Jahrhundert lang auch Leiter der Göttinger Universitätsbibliothek. Während die ersten Jahrzehnte seines Wirkens einer weitreichenden Reorganisation des Katalogsystems galten, widmete er sich danach dem Ausbau der Bibliothek zu einer wissenschaftlichen Gebrauchsbibliothek. Dabei richtete sich sein Augenmerk von Beginn an auf einen systematischen und umfassenden Bestandsaufbau und eine möglichst liberale Organisation der Benutzung, die an die Bedürfnisse der Forscher und der Studierenden angepasst war. Gegen Ende seiner Amtszeit bemühte sich Heyne um die Umgestaltung der Paulinerkirche zu einem dringend benötigten Büchersaal, dessen Fertigstellung er noch kurz vor seinem Tod erleben durfte. Bemerkenswert bleibt in der Rückschau auf Heynes Wirken als Oberbibliothekar sein ungeheures Arbeitspensum, sein modernes Verständnis von der Organisation der Bibliothek und seine international geachtete Stellung als Redakteur der Göttingischen Gelehrten Anzeigen und zugleich als Leiter der modernsten wissenschaftlichen Bibliothek Europas.

Heynes Verdienste um die Göttinger „Königliche Gesellschaft der Wissenschaften“ (später „Akademie der Wissenschaften“) skizziert schließlich Heinz-Günther Nesselrath in „Christian Gottlob Heyne und die Göttinger Akademie – Leistung und Wahrnehmung“. Als Heyne 1763 nach Göttingen berufen wurde, befand sich die zwölf Jahre früher gegründete „Societas regia Scientiarum

Gottingensis“ in einer ernsten, ja existentiellen Krise: Ihre damals drei Klassen (die *classis mathematica*, die *classis historica et philologica* und die *classis physica*) hatten nur noch ganz wenige ordentliche Mitglieder, und seit 1755 waren aufgrund von Streitigkeiten mit dem Verleger auch die „*Commentarii*“, in denen gelehrte Abhandlungen der Mitglieder publiziert wurden, nicht mehr erschienen. Der Beitrag zeichnet nach, wie Heyne bald nach seiner Ankunft in Göttingen wichtige Leitungsaufgaben in der Akademie übernahm und wie es ihm mit großem Takt und ebenso großer Energie gelang, die Akademie nach innen und nach außen zu stabilisieren (1771 konnten die „*Commentarii*“ in neuer Form endlich wieder erscheinen) und dadurch ihren dauerhaften Bestand bis in die Gegenwart zu sichern.

Wie gezeigt, versuchen die gerade skizzierten neun Beiträge, Heynes von beeindruckender Vielfalt gekennzeichnetes Wirken im Kontext seiner Zeit, aber auch in seiner Bedeutung bis heute sichtbar zu machen. Die Herausgeber danken allen Beteiligten an Tagung und Band herzlich für ihr engagiertes Mitwirken (sowie für die überarbeiteten Manuskripte) und hoffen, dass dieser Band dazu beitragen wird, die Erinnerung an Heynes staunenswerte Leistungen auch im dritten Jahrhundert nach seinem Tod lebendig zu erhalten.

Balbina Bäbler

Heinz-Günther Nesselrath

Göttingen, im November 2013

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	VII
TANJA S. SCHEER	
Heyne und der griechische Mythos	1
HEINZ-GÜNTHER NESSELRATH	
Heyne und die Homerische Frage	29
SIEGMAR DÖPP	
Es lohnt sich, bei Heyne „anzufagen“. Zu Heynes monumentalem Vergilkommentar	43
GUSTAV ADOLF LEHMANN	
Christian Gottlob Heyne und die Alte Geschichte	63
DANIEL GRAEPLER	
Antikenstudium für junge Herren von Stand: Zu Christian Gottlob Heynes archäologischer Lehrtätigkeit	75
BALBINA BÄBLER	
Winckelmann und Heyne: <i>Bioi paralleloi</i> ?	109
PETER KUHLMANN	
Christian Gottlob Heyne und die Alten Sprachen in der Schule	133
HELMUT ROHLFING	
Christian Gottlob Heyne und die Göttinger Universitätsbibliothek	145
HEINZ-GÜNTHER NESSELRATH	
Christian Gottlob Heyne und die Göttinger Akademie – Leistung und Wahrnehmung	159

Anhänge

I. Literaturverzeichnis	181
1. Abkürzungen	181
2. Sekundärliteratur	181
II. Abbildungsverzeichnis	193
III. Namen- und Sachregister	194

Heyne und der griechische Mythos

TANJA S. SCHEER

1 Heyne und der griechische Mythos in der modernen Forschung

Das Mythische und der Mythos verbinden sich im Namen Christian Gottlob Heynes gewissermaßen auf biographischer und wissenschaftlicher Ebene. Er gilt nicht nur als Heros der Universität Göttingen, sondern auch als wahrhaft mythischer Vorvater der altertumswissenschaftlichen Fächer an der deutschen Universität. Ohne je viel gereist zu sein, ist er weit über die unmittelbare Stätte seines Wirkens hinaus einflussreich gewesen.

Altertumswissenschaftler mit kulturgeschichtlichen Interessen begegnen dem Namen Christian Gottlob Heynes in der neueren Forschung tendenziell im Zusammenhang mit der griechischen Mythologie. So stellt etwa Fritz Graf in seiner wichtigen und weit verbreiteten Einführung „Griechische Mythologie“ fest, die Grundlegung der mythologischen Forschung – und zwar nicht nur in Deutschland – gehe auf Heyne zurück.¹

Kaum eine Veröffentlichung, die sich mit Christian Gottlob Heyne befasst, kommt ohne den Hinweis aus, dass er für die Erforschung des Mythos eine besonders wichtige Figur gewesen sei. Die Reihe entsprechender Aussagen reicht vom 19. Jh. bis in die Gegenwart und zeichnet sich nicht selten durch einen hochgestimmten, panegyrischen Tonfall aus.² Dies beginnt schon in der Biographie Heynes, die sein Schwiegersohn, der Historiker Arnold H. L. Heeren, kurz nach Heynes Tod und unter Heranziehung autobiographischer Schriften desselben verfasste: Das Studium der Mythologie „gehörte zu denen, die ihn am frühesten und am längsten beschäftigten; es ward gleichsam die Grundlage seiner ganzen Ansicht des Altertums, es erweiterte und bildete am meisten den Kreis seiner Ideen. Als Heyne erschien, hatte man in Deutschland, und nicht weniger im Auslande, von dem was Mythen und Mythologie sei, keinen klaren Begriff.“³

Die Beschwörung Heynes als Gründervater der mythologischen Forschung wird gewissermaßen zum interdisziplinären Mantra: Heyne „kann geradezu als der Begründer einer wahrhaft wissenschaftlichen Behandlung der griechischen

1 Graf 1999, 15.

2 Heidenreich 2006, 16: „Seine Bedeutung für die moderne Mythosforschung wird immer wieder betont, sie bekommt mitunter fast selbst eine mythische Qualität“.

3 Heeren 1813, 194.

Mythologie bezeichnet werden, deren Grundlinien er ... vorgezeichnet hat.“⁴ So charakterisierte Conrad Bursian 1883 Heynes Bedeutung in der ‚Geschichte der Wissenschaften in Deutschland‘. Zu Beginn der 1950er Jahre kommt das Lob noch ausgeprägter, diesmal von theologischer Seite: Gewürdigt wird Heynes „epochemachende Leistung“. Er habe „erstmalig den Mythos als die universelle Denk- und Ausdrucksform der ‚alten Welt‘ erkannt, sein Wesen bestimmt und auf Grund der Einsicht in die Gesetzmäßigkeiten des mythischen Denkens eine umfassende Theorie seiner Auslegung entwickelt...“.⁵ Fritz Graf, der Heynes Mythosbegriff 1993 einen eigenen Aufsatz gewidmet hat, wiederholt und erweitert dort seine Aussage von Heyne als dem „eigentlichen Begründer der mythologischen Studien in der Klassischen Altertumswissenschaft“ und nimmt ihn auch als Begründer „der Religionsgeschichte“ in Anspruch.⁶ Der Gipfel des Lobpreises ist erreicht im Jahr 1994, wenn Hans Peter Bietenholz in starker Metapher Heyne mit Kolumbus vergleicht: „It is Heyne who takes the place of Columbus in that discovery of the New World of myth.“⁷ Dagegen nimmt sich Marianne Heidenreichs Formulierung in ihrem opus maximum ‚Heyne und die Alte Geschichte‘ aus dem Jahr 2007 geradezu verdächtig nüchtern aus: „Heynes mythologische Arbeiten sind (anders als z. B. seine philologischen) immer als wichtig anerkannt worden.“⁸ Dem festen Platz Heynes in allgemeinen Abhandlungen zur Geschichte der Mythologie korrespondiert jedoch ein merkwürdiges Vakuum bezüglich einer tatsächlichen Auseinandersetzung mit seinen Schriften

4 Bursian 1883, 484.

5 Hartlich / Sachs 1952, 4; Burkert 1979, 162, der zu Beginn seines Beitrags kurz auf Heyne verweist: „Es war ... Heyne, der die Eigenständigkeit des Mythos gegenüber Dichtung, Rhetorik, Allegorie erkannte und ihn als eine notwendige, universale Frühstufe des Menschengeschlechts erklärte“; vgl. auch Chiarini 1989, 322f.: Heyne „dimostra di possedere un’ indipendenza di giudizio e una competenza storico-filologico senza precedenti“.

6 Graf 1993, 284.

7 Bietenholz 1994, 282; vgl. ebd. 281: „Myth was the central element in Heyne’s own monumental contribution to historical thought.“ Vgl. auch Fornaro 2004, 7: Heynes Bedeutung sei inzwischen wieder erkannt worden „soprattutto la forza precorritrice delle sue idee sulla mitologia, che ne hanno fondato lo studio scientifico e comparativistico“. Mit seinen Thesen zum Ursprung des Mythos habe er außerdem die anthropologische Erforschung des antiken Griechenlands begründet.

8 Heidenreich 2006, 429. Heidenreich 2006, 10–14 hat auch die jenseits des Mythos eher kritische Beurteilung der Leistung Heynes skizziert. Im Bereich der Mythosforschung dürften allerdings die positiven Stimmen überwiegen. Ein eher verhaltenes, aber insgesamt positives Urteil liefert Gruppe 1921, 113: „Den Begründer der neueren Mythologie kann man Heyne nicht nennen, aber unter den Männern, die durch wissenschaftliche Begründung der neuen Ideen die Mythologie zu einem Zweig der Altertumswissenschaft umgestalten halfen, gebührt ihm doch eine der ersten Stellen.“

mythologischen Inhalts.⁹ Seine Veröffentlichungen zu mythischen Themen begegnen in den aktuellen Forschungen zur griechischen Mythologie so gut wie nicht.¹⁰ Hier scheint ein Widerspruch vorzuliegen – zwischen zugeschriebener Bedeutungsgröße und faktischer Rezeption.

Zwei Perspektiven sind notwendig, wenn es um das Verhältnis Heynes zum Mythos geht. Zum einen ist zu fragen, welche Bedeutung der Mythos für Heyne selbst hatte: Wann und wo ist Heyne diesem Wissensfeld begegnet, auf welchen akademischen Plattformen und Ebenen hat sich seine Beschäftigung mit diesem Thema konkret abgespielt und inwiefern wirkten möglicherweise außerwissenschaftliche Faktoren auf seine Beschäftigung mit diesem Gegenstand ein? Die zweite Perspektive nimmt – an dieser Stelle ebenfalls zwangsläufig nur cursorisch – Heynes konzeptionellen Zugang zum Mythos in den Blick: worin besteht die von Hartlich / Sachs gerühmte „umfassende Theorie der Mythos-Auslegung“?

2 Der Mythos im Leben Heynes: Versuch einer biographischen Einordnung

„Zeit seines Lebens stand der Mythos ... im Mittelpunkt von Heynes Interessen.“¹¹ Diese Aussage von Fritz Graf ist verständlich vor dem Hintergrund des hohen Lebensalters, welches Heyne erreichte, und der langen Zeitspanne, welche seine Veröffentlichungen zum Thema umfassen. Trotzdem spielt der Mythos, spielen mythische Themen in Heynes frühen Jahren nicht sichtbar eine besondere Rolle. Allerdings muss mythologischer Stoff für ihn lang vor seiner Göttinger Professur präsent gewesen sein. Heyne dürfte ihm zunächst im Rahmen der eigenen Ausbildung begegnet sein: Bei der Bewältigung des Schulstoffs in den alten Sprachen kamen mythologische Themen wohl zwangsläufig vor. Heyne selbst spricht nicht positiv über seine Ausbildung am Lyceum in Chemnitz in den alten Sprachen, und behauptet z.B., von griechischen Autoren zunächst nur das Neue Testament und Plutarchs Schrift über die Erziehung kennengelernt zu haben.¹² Sein dortiger Rektor in Chemnitz, Johann Georg Hager, welcher dem

9 Dies scheint nicht nur für die mythologischen Schriften zu gelten. S. Heidenreich 2006, 10: Seine Schriften würden in den auf ihn folgenden Generationen angeführt entweder als „bloße Belegstellen oder aber mit dem Hinweis, daß Heyne den zu untersuchenden Gegenstand als erster behandelt habe.“

10 Bremmer 2011, 533.

11 Graf 1999, 15. Hartlich / Sachs 1952, 11: „Heyne hat sich mit dem Problem des Mythos zeit seines Lebens beschäftigt.“

12 Heeren 1813, 17; wie hoch Textkenntnis und Erläuterung der Texte in der Schule von Heyne in späteren Jahren eingeschätzt wurden s. Schindel 1980, 49.

jungen Heyne Homer nicht schmackhaft machen konnte,¹³ tritt allerdings 1762 als Herausgeber eines mythologischen Lexikons hervor, muss also entsprechende Interessen gepflegt haben.¹⁴

Betrachtet man das Studium im 18. Jh. als Teil der Erziehung eines jungen Mannes zum tauglichen Mitglied der weitgehend höfisch geprägten besseren Gesellschaft, so wird darüber hinaus klar, dass die Kenntnis antiker mythologischer Inhalte unabdingbar war.¹⁵ Belesenheit in alten Schriftstellern ist Teil der galanten Lebensart, Tauglichkeit in dieser das eigentliche Ziel der Erziehung. Antike Themen – und mythologische Themen sind hier stets mitzurechnen – waren für die höhere Bildung „des eleganten Hofmanns“ unverzichtbar.¹⁶ So formuliert auch Heynes späterer Kollege, der Göttinger Historiker Johann Christoph Gatterer: für den richtigen Umgang mit Denkmälern und Gemälden, bei den „täglichen Gespräche(n) und Belustigungen“ seien entsprechende Kenntnisse notwendig.¹⁷ Die Funktion des Mythos in Heynes unmittelbarem Umfeld ist hierbei interessanterweise der Bedeutung mythischer Inhalte in antiken Gesellschaften nicht unähnlich: mythologische Erzählungen des Altertums erweisen sich auch im 18. Jh. als traditionelle Geschichten, die man innerhalb einer bestimmten Gruppe kennt, und an deren Kenntnis oder Unkenntnis sich soziale Zugehörigkeiten feststellen lassen.¹⁸ Heyne selbst, Kind eines armen Leinewebers¹⁹ und von seinem pastoralen Mentor für ein Studium der Theologie vorgesehen,²⁰ sah sich mit dieser Haltung schon ab 1748 während seiner Studienzeit an der philosophischen Fakultät bei Johann Friedrich Christ in Leipzig konfrontiert²¹ und fühlte sich durch sie in Verlegenheit gebracht.²²

Mit mythologischen Themen dürfte er aber auch außerhalb der Universität in Berührung gekommen sein, so in seinen Dresdener Jahren. Ab 1753 arbeitete

13 Heeren 1813, 18.

14 Hager 1762; Horstmann 1972, 66.

15 Heyne wird bezeichnenderweise selbst in seiner Zeit als Professor, vor allem mit seiner Vorlesung zur Kunst des Altertums, welche mythologische Themen miteinschloss, ein breites Publikum auch „adliger Kunstliebhaber“ erreichen: Vöhler 2002, 43.

16 Heidenreich 2006, 156; vgl. auch Horstmann 1972, 64.

17 Gatterer 1765, Vorrede zur 1. Ausgabe S. 3.

18 Vgl. Scheer 1993, 16.

19 Vgl. das Selbstzeugnis Heynes bei Heeren 1813, 6f.

20 Vgl. das Selbstzeugnis Heynes bei Heeren 1813, 24.

21 Heyne bei Heeren 1813, 25: „Dieser Mann hatte ein gewisses Gefühl von Eleganz.“ Heidenreich 2006, 36.

22 Heyne beklagt in seinem bei Heeren 1813, 19 abgedruckten Selbstzeugnis sein „schüchternes, leutescheues, linkes Betragen“ in der Jugend; in Leipzig als Student spricht er vom „bitteren Gefühl der Niedrigkeit, des Mangels einer guten Erziehung und Bildung im Äußern und dem Bewußtsein des Linkischen im gesellschaftlichen Leben“, die ihn begleitet hätten: Heeren 1813, 25.

er dort als Kopist in der Bibliothek des Grafen Brühl. In der barock geprägten Residenz Dresden wurden antike Mythen auf allen Ebenen kulturellen Lebens sichtbar, für Malerei, Baukunst und gelegentlich auch die zeitgenössische Oper²³ erschienen sie unverzichtbar.²⁴ Im Kontext der Kultur des Barock dürfte Heyne auch der weitverbreiteten allegorischen Verwendung antiker Mythen begegnet sein, gegen die er sich später so vehement wendet.

Heynes unmittelbare Vita lässt darüber hinaus jedoch zunächst keinen engeren Bezug zur Mythologie erkennen: Seine Promotion 1752 an der juristischen Fakultät in Leipzig bei Johann August Bach erfolgte über antikes Güterpfandrecht.²⁵ Die antiken Autoren, die Heyne in seiner Dresdener Zeit übersetzte bzw. herausgab, um sein mageres Einkommen aufzubessern – eine anonyme Übersetzung von Chariton von Aphrodisias,²⁶ sowie Textausgaben von Tibull (1755) und Epiktet (1756) –, weisen ebenfalls keine überdurchschnittliche Prägung durch mythologische Inhalte auf.²⁷ Am nächsten mag Heyne den antiken Mythen im Zusammenhang mit seiner Arbeit an der Daktyliothek von Philipp Daniel Lippert gekommen sein. Hier galt es Abgüsse antiker Gemmen, welche häufig mit mythologischen Figuren geschmückt waren, zu katalogisieren und zu kommentieren.²⁸

Den Einschnitt im Leben und im Schaffen Heynes schlechthin stellte nach den bitteren Erfahrungen im Siebenjährigen Krieg, in dem er seine wissenschaftlichen Unterlagen verloren hatte, seine Berufung nach Göttingen im Jahr 1763 dar.²⁹ Diese nahm er selbst zunächst durchaus ambivalent wahr. Den Ruf auf die Professur für ‚Beredsamkeit und Dichtkunst‘ verdankte er seinen Textausgaben von Tibull und Epiktet,³⁰ das Thema Mythos hatte für ihn bisher nicht sichtbar aktiv eine Rolle gespielt. Dass ein ‚Professor der Beredsamkeit und der Dichtkunst‘ nicht ohne Kenntnisse antiker Mythen auskommen konnte, war selbstverständlich, allerdings musste das faktisch sehr weit und eher unbestimmt gefasste Stellenprofil³¹ nicht zwangsläufig eine besondere Beschäftigung mit diesem Forschungsfeld nach sich ziehen. Eine solche lässt sich jedoch mit dem Beginn seiner Göttinger Zeit fassen. Im Rückblick des Jahres 1787 auf seine

23 Heidenreich 2006, 58f.

24 Vgl. auch Graf 1993, 287.

25 Heeren 1813, 31; zu Heynes „Brotstudium“ Recht; Heidenreich 2006, 50–52.

26 Heeren 1813, 37.

27 Heyne 1753; Heyne 1755; Heyne 1756.

28 Heeren 1813, 67; Graepler 2007c; Heyne 1762.

29 Heeren 1813, 67; Heidenreich 2006, 93.

30 Heeren 1813, 74; Fornaro 2004, 4f.

31 Heidenreich 2006, 108: „Aufgabe ... nicht eindeutig bestimmt.“

Göttinger Anfänge charakterisiert er sich selbst denn auch als Anfänger auf dem Gebiet der Mythologie.³²

Die Bedeutung des Themas für Heyne spiegelt sich im institutionellen und formalen Rahmen, in welchem er es behandelt: In seinem unendlich zersplitterten Werk lassen sich hier mehrere Kategorien ausmachen. An ein breiteres Publikum richteten sich die halbjährlich zum Wechsel des Prorektors und zum Stiftungsfest der Universität verfassten „Universitätsprogramme“, die den Einladungen zu den genannten Festlichkeiten beigegeben wurden.³³ Hier hat Heyne nur selten mythologische Themen gewählt.³⁴ Gelegentlich äußerte er sich bei einzelnen gesonderten Gelegenheiten über Mythologisches, so etwa im Rahmen einer Vorlesung bei der Königlich Deutschen Gesellschaft Göttingen, wo er über die Kypseloslade vortrug, ein bei Pausanias ausführlich beschriebenes Weihgeschenk aus dem Heiligtum von Olympia, welches mit mythologischen Szenen geschmückt war.³⁵ Allgemein flossen Heynes mythologische Kenntnisse und Interessen naturgemäß in die Erläuterungen ein, die er seinen Textausgaben von Vergil, Pindar und Homer mitgab.³⁶ Vor allem seine kommentierte Ausgabe Apollodors als des wichtigsten erhaltenen Mythographen erwies sich als einflussreich.³⁷

Wie hoch Heyne jedoch seine Beschäftigung mit dem Mythos selbst ansetzte, ergibt sich aus dem Ort, wo er konkrete mythologische Thesen vorbrachte und wo er sie veröffentlichte: im Rahmen seiner jährlichen Vorlesungen vor der Akademie und den daraus hervorgehenden Sitzungsberichten. Siebzehn dieser insgesamt 48 Akademievorlesungen befassten sich mit mythologischen

32 Heyne 1787, 5: „*mea in his studiis infantia*“. Diese Äußerung fällt in der erst 1787 veröffentlichten und überarbeiteten Version der ersten Akademie-Vorlesung von 1763.

33 Heidenreich 2006, 187f. mit Anm. 5 betont, dass diese Programme nicht vorgetragen wurden.

34 Zu den Universitätsprogrammen, die ohne Verfasseramen erschienen s. Heidenreich 2006, 189: „eine flüchtige Gattung. Viel Ruhm war mit ihnen nicht zu gewinnen.“ Von mehr als 150 derartigen Schriften, für die Heyne verantwortlich war, befassten sich insgesamt nur fünf mit mythologischen Inhalten: „*De caussis fabularum seu mythorum physicis*“ (Heyne 1764/1785); „*Litterarum artiumque inter antiquiores Graecos conditio ex Musarum aliorumque deorum nominibus muniisque declarata*“ (Heyne 1772/1787); „*De Arcadibus luna antiquioribus*“ (Heyne 1775/1787); „*Vita antiquissimorum hominum Graeciae ex ferorum et barbarorum populorum comparatione illustrata I*“ (Heyne 1779/1788); „*Vita antiquissimorum hominum Graeciae ex ferorum et barbarorum populorum comparatione illustrata II*“ (Heyne 1779a/1788a).

35 „*Ueber den Kasten des Cypselus ein altes Kunstwerk zu Olympia mit erhobnen Figuren, nach dem Pausanias*“ (Heyne 1770). Vgl. Paus. V 17, 5.

36 Heyne 1767–1775 (Vergil); Heyne 1773 (Pindar); Heyne 1802 (Homer); vgl. Chiarini 1989, 329.

37 Heyne 1782 / 1783 / 1803 (Apollodor).

oder im weiteren Sinne religionsgeschichtlichen Themen.³⁸ Die Akademie war nach Heynes Einschätzung der vornehmste Ort wissenschaftlicher Forschung:³⁹ Adressaten waren zunächst die Mitglieder, also unmittelbare wissenschaftliche Kollegen sowie dann die Leser der lateinisch publizierten *Commentationes* der Akademie. Heyne war allerdings sehr auf eine noch weitere Verbreitung dieser in eher auserwähltem Kreise vorgetragenen und für einen ausgewählten Kreis publizierten wissenschaftlichen Erkenntnisse bedacht. Entsprechend verfasste er selbst deutschsprachige Zusammenfassungen seiner Akademie-*Commentationes* in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen, die einerseits seine Grundthesen deutlich machten und andererseits ein vergleichsweise breites Publikum erreichten.⁴⁰

Neben den verschiedenen wissenschaftlichen Orten der Auseinandersetzung mit mythischen Themen ist auch die Chronologie von Heynes Beschäftigung mit dem Mythos von Interesse: Mit diesem Thema führte sich Heyne an seiner neuen Wirkungsstätte Göttingen gewissermaßen auf allen Ebenen ein: Sein erster Vortrag vor der Akademie im Jahr 1763, der erst über 20 Jahre später

38 „*Temporum mythicorum memoria a corruptelis nonnullis vindicata*“ (Heyne 1763/1787); „*De Graecorum origine e septentrionali plaga repetenda suspiciones*“ (Heyne 1764a/1787c); „*Musarum religio eiusque origines et caussae*“ (Heyne 1766/1787d); „*Super Castoris epochis populorum ΘΑΛΑΤΤΟΚΡΑΤΗΣΑΝΤΩΝ, h.e. qui imperium maris tenuisse dicuntur I*“ (Heyne 1769/1771); „*Super Castoris epochis populorum ΘΑΛΑΤΤΟΚΡΑΤΗΣΑΝΤΩΝ, h.e. qui imperium maris tenuisse dicuntur II*“ (Heyne 1771a); „*De fabularum religionumque Graecarum ab Etrusca arte frequentatarum naturis et caussis*“ (Heyne 1772a/1773a); „*De vestigiis domesticae religionis patriique ritus in artis Etruscae operibus*“ (Heyne 1775/1776); „*De origine et caussis fabularum Homericarum*“ (Heyne 1777/1778); „*De theogonia ab Hesiodo condita*“ (Heyne 1779b/1780); „*De Hercule Musagete nominisque caussis*“ (Heyne 1781); „*Religionum et sacrorum cum furore peractorum origines et caussae ad loc. Strabonis de Curetibus Lib. X*“ (Heyne 1786/1787e); „*De auctoribus formarum quibus dii in priscae artis operibus effecti sunt*“ (Heyne 1786a/1787f); „*De fide historica aetatis mythicae*“ (Heyne 1798/1800); „*Historiae scribendae inter Graecos primordia*“ (Heyne 1799/1800a), dieser Beitrag vervollständigt durch die drei Ergänzungen „*De opinionibus per mythos traditis tanquam altero, secundum historicum genere*; *De mythorum poeticonum natura origine et caussis*; *De Homericorum mythorum natura origine et caussis*“; „*De Babyloniorum instituto religioso, ut mulieres ad Veneris templum prostarent*“ (Heyne 1804/1808); „*De sacerdotio Comanensi, omninoque de religionum cis et trans Taurum consensione*“ (Heyne 1806/1808); „*Sermonis mythici sive symbolici interpretatio ad causas et rationes, ductasque inde regulas, revocata*“ (Heyne 1807/1808).

39 Horstmann 1972, 71; Fornaro 2004, 6 hat allerdings darauf hingewiesen, dass sich die Akademie-Vorlesungen an eine fachlich breit aufgefächerte Hörerschaft richteten und nicht an die unmittelbaren Fachkollegen in den Altertumswissenschaften, weshalb später Zweifel an ihrer ‚Wissenschaftlichkeit‘ aufgekommen seien.

40 Diese Zusammenfassungen in den *GGA* erschienen anonym. In einigen Exemplaren der *GGA*, etwa dem in Göttingen vorhandenen, sind diese Beiträge jedoch handschriftlich als von Heyne verfasst markiert.

in den *Commentationes* der Akademie im Druck erschien, handelte über die „Erinnerung an die mythischen Zeiten, von einigen Fehlern befreit“. ⁴¹ Im folgenden Jahr setzte er sich in einem der frühen Universitäts-Programme mit den „physischen Ursachen der Fabeln oder Mythen“ auseinander (1764). ⁴² Auch die beiden nächsten Akademievorlesungen „*De Graecorum origine e septentrionali plaga repetenda suspiciones*“ (Über die Herkunft der Griechen, ebenfalls 1764) ⁴³ und „*Musarum religio eiusque origines et caussae*“ („Die Religion der Musen und ihre Ursprünge und Ursachen“, 1766) ⁴⁴ befassen sich mit mythologischen Fragestellungen.

In den folgenden Jahrzehnten kommt Heyne vor der Akademie unter unterschiedlichen inhaltlichen Vorzeichen immer wieder auf mythologische Einzelthemen zurück. Ihn interessieren hierbei z.B. Darstellungen griechischer Mythen in der Kunst sowie die Verbindung von Kunst, Religion und Mythos. ⁴⁵ Mit dem Mythos setzt er sich auch im Rahmen religionsgeschichtlicher Fragen auseinander. Bei der Behandlung dieser letzteren steht die Mythologie zwar nicht im Vordergrund, ist aber aufgrund ihrer Bedeutung für das Bild der Götter auch nicht wegzudenken. Hierbei ist ein ‚orientalisierender‘ Interessenschwerpunkt Heynes zu erkennen: er richtet den Blick nach Thrakien, Kleinasien und noch weiter in den Osten. Orgiastische Kulte – der „heilige Wahnsinn der Alten“ (1786) ⁴⁶ – und fremdartige Rituale wie die den Babyloniern (1804) und Priesterkönigen von Komana (1806) zugeschriebene Tempelprostitution erscheinen ihm der Behandlung wert und erfahren deutlich negative Beurteilung. ⁴⁷ Darüber hinaus widmet sich Heyne besonders den Beziehungen zwischen den Dichtern und dem Mythos ⁴⁸ sowie dem Verhältnis von Mythos und Geschichte. Dieses letztere hat er bereits im genannten zweiten Sitzungsbericht der Akademie „Über die Herkunft der Griechen“ aufgegriffen. ⁴⁹

41 Heyne 1763/1787; Heeren 1813, 89.

42 Heyne 1764/1785.

43 Heyne 1764a/1787c.

44 Heyne 1766/1787d.

45 So widmet sich Heyne etwa den griechischen Mythen in der etruskischen Kunst (Heyne 1772a/1773a), dem Hercules Musagetes (Heyne 1781) oder handelt über die Urheber der Götterdarstellungen in der frühen Kunst (Heyne 1786a/ 1787f).

46 Heyne 1786/1787e.

47 Heyne 1804/1808; Heyne 1806/1808.

48 Heyne 1777/1778 (über die homerischen *fabulae*); Heyne 1779b/1780 (über die *Theogonie* Hesiods); vgl. auch die Ergänzungen zu Heyne 1788/1800 (über die Natur der Dichtermymen, sowie über die Homerischen Mythen).

49 Heyne 1764a/1787c; Vgl. auch die Beiträge Heyne 1769/1771 und Heyne 1771a über die Thalassokratien seit mythischer Zeit sowie Heyne 1798/1800, wo er sich über die historische Glaubwürdigkeit des mythischen Zeitalters auslässt. Vgl. schließlich Heyne 1799/1800 über die erste Geschichtsschreibung bei den Griechen und die historischen

Trotzdem er nach eigenem Bekunden zwischenzeitlich des Themas müde wird⁵⁰ – Grund dafür sind vermutlich die fachlichen und persönlichen Anfeindungen, denen er sich im Rahmen der Streitigkeiten mit F. A. Wolf um seine *Ilias*-Ausgabe ausgesetzt sieht⁵¹ – kommt Heyne im Jahr 1807 nochmals auf die Mythologie und den Mythos zurück. In einem Sitzungsbericht fasst er nochmals seine Ansichten zur Mythologie zusammen und versucht sich an der „Interpretation der mythischen oder symbolischen Sprache“ unter Berücksichtigung von deren Ursprüngen und den sich daraus ergebenden Regeln.⁵² Heeren stellt fest, die Mythologie habe zu den Themen gehört, die Heyne am frühesten und am längsten beschäftigt hätten.⁵³

Das Forschungsfeld Mythos erschien Heyne also über fast ein halbes Jahrhundert hinweg wichtig und wissenschaftlich respektabel. Im Gegensatz zu anderen, welche den universitären Spezialisten für die Geschichte des Altertums vor allem für die gesellschaftliche Bildung der Jugend als unverzichtbar ansahen und ihn somit, wie Heidenreich formuliert hat, in seiner Funktion mit dem Tanzmeister der Universität parallelisierten,⁵⁴ verstand sich Heyne als ernsthafter wissenschaftlicher Erforscher des Altertums. Entsprechende Bedeutung maß er auch den von ihm behandelten Themen zu: Mythos war nicht nur Grundwissen für gesellschaftliche Konversation, nicht Spielerei für junge Adlige und ambitionierte Bürgersöhne, die ihre Bildung demonstrieren wollten. Dies galt es jedoch zu betonen: Das wissenschaftliche Gewicht des Themas war nicht unumstritten.⁵⁵ Gelegentlich schleicht sich bei Heyne entsprechend ein apologetischer Zungenschlag ein – so noch bei der Ankündigung seiner Ausgabe des Mythographen Apollodor in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1782: „Den Vorwurf, dass er sich mit etwas Wichtigerem hätte beschäftigen können, wird man dem Herausgeber nicht machen, wenn man weiß ...“⁵⁶ Der Vorwurf,

Mythen. Auch mehrere Universitätsprogramme widmen sich diesem Thema, wenn Heyne sich etwa das Leben der ältesten Menschen in Griechenland im Vergleich zu wilden und barbarischen Völkern als Thema wählt (Heyne 1779/1788; 1779a/1788a).

50 Heyne 1798, 467: „Durch die Art zwar, wie der Gegenstand zur Streitfrage gemacht worden ist, hat er fast alles Interesse verloren; denn wo die Sittlichkeit aus den Augen verloren worden ist, hört alle Gelehrsamkeit [...] auf, irgend Jemanden welcher eine sittliche Bildung hat, weiter zu interessieren.“

51 Friedrich 1980, 27–29; Fornaro 2004, 122f.; Heidenreich 2006, 105: 1795 sei Heynes wissenschaftliches Ansehen durch die Auseinandersetzungen um Friedrich August Wolfs „Prolegomena ad Homerum“, dann 1803 durch schlechte Rezensionen seiner *Ilias*-Ausgabe beschädigt worden. Vgl. hier auch Nesselrath, u. S. 33–37.

52 Heyne 1807/1808.

53 Heeren 1813, 193.

54 Zu diesem plastischen Vergleich s. Heidenreich 2006, 156.

55 Heidenreich 2006, 430.

56 GGA 98, 1782, 785; vgl. auch Horstmann 1972, 71.

Beschäftigung mit dem Mythos und mit einem mythographischen Autor minder sprachlicher Qualität sei einem ernsthaften Gelehrten nicht angemessen, erschien Heyne also denkbar.⁵⁷ Noch fünf Jahre später fühlt er sich zu einer Apologie mythologischer Arbeit aufgerufen. In der Vorrede zu einem mythologischen Lexikon, das sein sonst nicht weiter hervorgetretener Schüler Martin Gottfried Hermann herausgegeben hat,⁵⁸ stellt Heyne die rhetorische Frage, ob wir nicht die Mythologie ganz entbehren können und sie aus dem Kreis der Studien und aus dem gelehrten Unterricht lieber ganz verbannen sollten? Was sollten diese vielen seltsamen Fabeln nutzen? Es brauche nicht viel Scharfsinn, um sie als unnütz zu verwerfen.⁵⁹ Heynes Antwort betont selbstverständlich die Wichtigkeit des Mythos: Er sei Teil der Tradition. Zu seiner Erforschung brauche es durchaus (den offenbar von manchen abgesprochenen) Scharfsinn, und verbannen könne den Mythos nur, wer seinerseits fähig sei, ein ganz neues – von Tradition ungeprägtes – Menschengeschlecht zu schaffen.⁶⁰

3 Heynes ‚Mythoskonzept‘ und seine Regeln zur Mythos-Auslegung

Heyne hat sich zeit seines Lebens zu keiner monographischen Zusammenfassung seiner Konzepte und Interpretationen im Bereich des Mythos durchgerungen. Für eine Analyse jedes einzelnen potentiell einschlägigen Beitrags und der vielfach verstreuten Einzelaussagen ist hier nicht Raum. Entsprechend sollen zentrale Überlegungen Heynes zum Mythos anhand der zwei frühesten Beiträge aus den Göttinger Anfangsjahren und der programmatischen Schrift aus dem Jahr 1807 erläutert werden.⁶¹ Es stellt sich heraus, dass wichtige Elemente des ‚Mythoskonzeptes‘ bereits in den frühen Jahren angesprochen werden.⁶² Entsprechend lässt sich im Jahr 1807 weniger erkennen, was sich an Heynes Ansät-

57 Heidenreich 2006, 433: „Die führenden Gelehrten berührten Fragen der Mythologie nur am Rande.“

58 Hermann 1787. Zu den Mängeln dieses Werks und mit scharfer Kritik am Verfasser s. Bursian 1883, 490.

59 GGA 139, 1787, 1386–88.

60 GGA 139, 1787, 1387.

61 Heyne 1763/1787; Heyne 1764/1785; Heyne 1807/1808.

62 Das Vorliegen des Konzepts in den frühen Schriften betont etwa Horstmann 1972, 61: „Bereits die beiden frühesten (sc. Abhandlungen) – aus den Jahren 1763–1764“ enthalten „die wesentlichen Gedanken zu diesem Thema“. Allerdings berücksichtigt Horstmann den großen zeitlichen Abstand zwischen den ursprünglichen Beiträgen und der Druckversion nicht. Auch Hartlich / Sachs 1952, 11 Anm. 1, zitieren die Veröffentlichung der ersten Akademie-Vorlesung fälschlich mit dem Jahr 1763. Fornaro 2004, 11 macht nicht deutlich, wie sie die Aussagen zeitlich zuordnet.

zen in einem halben Jahrhundert Arbeit am Mythos verändert hat, sondern vielmehr, dass sich das anfängliche Konzept verfestigt hat und erweitert worden ist. Von besonderem Interesse sind hier Heynes „Handlungsanweisungen“, wie man (nach seinem Vorbild?) Mythen interpretieren soll. Für alle drei Abhandlungen erscheinen deren von Heyne selbst verfasste Zusammenfassungen in den *Göttin-gischen Gelehrten Anzeigen* von besonderer Bedeutung. Zum einen erschien der Schlüsseltext „Die Erinnerung an die mythischen Zeiten von einigen Fehlern befreit“ als erweiterte schriftliche Überarbeitung der ersten Vorlesung vor der Akademie erst über 20 Jahre später im Druck, nur die Zusammenfassung in den *GGA* spiegelt entsprechend den frühen Heyne. Der knappe Umfang der *GGA*-Zusammenfassungen hat darüber hinaus den Vorteil, dass Heyne hier bereits durch die Auswahl des Gesagten selbst deutlich macht, welche seiner Aussagen ihm die wichtigsten zu sein scheinen und diese Aussagen in seiner Muttersprache auf den Punkt bringt.⁶³ Entsprechend wird diesen Texten hier besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

3.1 Die Unglaubwürdigkeit des Mythos?

Eine – vielleicht *die* – Hauptthese des frühen Heyne ist schnell umschrieben. Sie lautet: Es ist unrichtig anzunehmen, mythische Erzählungen seien falsch und unglaubwürdig. Heyne wendet sich bereits im Universitätsprogramm von 1764 gegen diese Annahme, die er als weit verbreitet charakterisiert: Man halte die ‚mythi‘ aufgrund ihrer Sprache für *fabulae*, also für unwahre Geschichten im Wortsinn, und deshalb – so werde impliziert – müsse man sie nicht ernst nehmen.⁶⁴ Die eigentliche Natur und Beschaffenheit der Mythen sowie die Ursachen für ihr merkwürdiges Aussehen würden meist auf den verfinsterten Verstand der Menschen, auf Blindheit und Abgötterei zurückgeführt.⁶⁵ Heyne kann sich dem Vorwurf der offensichtlichen Unwahrscheinlichkeit mancher Erzählelemente nicht entziehen. Er gesteht zu, dass durchaus „Unrichtigkeiten“ im Spiel seien:⁶⁶ Diese müsse man aber auf zwei Ursachenkomplexe zurückführen, die außerhalb des Mythos lägen. Der erste Komplex betrifft die Überlieferung

63 Vgl. etwa Heynes Aussage zum Problem wissenschaftlicher Zweisprachigkeit: *GGA* 122, 1788, 1221: „Oft fand hier der Verf. den mächtigen Unterschied des Nachdenkens in zwey verschiedenen Sprachen, den die Sprache selbst und die jeder Sprache eigenthümliche Gedankenfolge und Begriffsbestimmung mit sich bringet.“

64 Heyne 1764, 954: „Diese Sprache muß nothwendig allem, was darinnen von Göttern und Menschen gesagt wird, das Ansehen der Fabel geben, so wahr auch der Grund derselben ist; und dieß sind die sogenannten **Mythi** (Fettdruck im Originaltext) der Alten...“; vgl. etwa Bietenholz 1994, 287: „Myths were not just silly tales...“

65 Heyne 1764, 954.

66 Heyne 1763, 1257.

der Mythen in der Antike seit ihrer Entstehung, der zweite Komplex besteht aus Fehlern, die in der neuzeitlichen Interpretation von Mythen gemacht würden.⁶⁷

Welche Thesen der Neuzeit gilt es für Heyne zurückzuweisen, die unberechtigtweise den Eindruck erwecken, die traditionellen Erzählungen der Griechen seien unglaubwürdig? Heyne stellt besonders drei davon ins Zentrum: Er wendet sich gegen Ableitungen der mythischen Erzählungen aus der Heiligen Schrift.⁶⁸ Unter Heynes Zeitgenossen lieferte das Alte Testament, insbesondere die sog. Völkertafel des Buches Genesis ein beliebtes Erklärungsmodell.⁶⁹ Was sich mit der alttestamentarischen Überlieferung nicht in Einklang bringen ließ, konnte als unwahr ausgesondert werden.⁷⁰ Die Diskussion, von welchem Sohn Noahs die Griechen abstammten, wurde in den Universalgeschichten des 18. Jh.s mit einem Ernst geführt, welcher an den genealogisch-mythologischen Eifer mancher Familien, Städte und Lokalschriftsteller in bestimmten Abschnitten der griechischen Antike erinnert.⁷¹

Die zweite falsche These, der es nach Meinung Heynes entgegen zu treten gilt, betrifft das von vielen angenommene Verhältnis des Mythos zu den Dichtern. Danach hatte womöglich ein Genie, ein einzelner, die Mythen erfunden. Diese hatten dann als Neuheiten Beifall erhalten. Auch diese These nimmt damit nach Meinung Heynes zu Unrecht an, die Mythen hätten keinen wahren Hintergrund. Sie seien lediglich spielerische Erfindungen, oder – negativer formuliert – Lügen der Dichter, die man nicht wissenschaftlich ernst zu nehmen brauche.

Schließlich wendet sich Heyne gegen eine weitere These, die die Unglaubwürdigkeit des Mythos – diesmal aus ihm selbst heraus – begründete: An den Verwirrungen und Widersprüchen in den Mythen könne man deren Unwahrheit sehen. Wenn sich die antiken Texte selbst widersprachen, wie konnte da Wahrheit in ihnen sein? In Widerlegung dieser drei Thesen schickte Heyne sich in seinen frühen Beiträgen an, Antworten auf folgende Fragen zu finden: Woher kommen die Mythen, wenn nicht aus der Heiligen Schrift? Wie stehen sie zur Heiligen Schrift, wenn sie nicht von ihr abhängig sind? Wie sind die inhaltlichen Widersprüche in der mythischen Überlieferung zu erklären und welche Rolle

67 Heyne 1763, 1257; vgl. Chiarini 1989, 323.

68 Heyne 1763, 1258: „Daher hat man auch mit den Theogonien und Kosmogonien zu keinem Zweck kommen können, zumahl da man voraussetzet, sie müßten aus den Quellen der heil. Schrift geschöpft seyn.“ Vgl. auch ähnlich in Heyne 1769, 463.

69 Heidenreich 2006, 171f.; Bietenholz 1994, 279: „the standard biblical pedigree“.

70 Heidenreich 2006, 164: die Bibel wird als absolute Autorität gesetzt und „andere Quellen gelten nur, soweit sie sich mit ihr vereinbaren lassen“. Gegen diese Vorstellung wendet sich Heyne auch bei seiner Übersetzung und Bearbeitung der *Allgemeinen Weltgeschichte* von Guthrie und Gray (Guthrie / Gray 1766, 958, Anm. a).

71 Scheer 1993, 342f.

spielen die Dichter? Heynes Antworten machen seine eigenen frühen Grundannahmen und Ansätze sichtbar.

3.2 Die Entstehung und Herkunft des Mythos

Mythen sind für Heyne etwas sehr Altes, dessen Distanz von der eigenen Zeit es zu betonen gilt. Die Zeitumstände haben Entstehung und Form des Mythos geprägt. Dies ist eigentlich bereits die zentrale Aussage von Heynes Konzept.

Er sieht Mythen und den Mythos als etwas, das nicht zuallererst mit der griechischen Geschichte und Kultur zu tun hat, sondern davon ablösbar ist. Mythen sind „in den ersten Zeitaltern“ entstanden und von deren Geist geprägt.⁷² Eine präzise chronologische Einordnung dieser ersten Zeitalter wird nicht geliefert, aber deutlich wird, es geht um eine vorzivilisatorische Urzeit. Die Menschen leben in dieser auf ‚rohe‘ (d.h. nicht verfeinerte), einfältige und dürftige Art und Weise.⁷³ Ihrer Lebensweise entspricht auch die Sprache dieser Menschen: Sie ist unvollkommen, erst in Bildung begriffen, und weist noch große Defizite im Bereich des Abstraktionsvermögens auf.⁷⁴ Aus den festgestellten Mängeln in Lebensart und Sprache leitet Heyne eine gewisse Einschränkung des Verstandes dieser Menschen im Vergleich zu seiner neuzeitlichen Gegenwart ab.⁷⁵ Gleichzeitig spricht er den Menschen der ersten Zeitalter aber eine starke Prägung durch Affekte und durch überentwickelte Einbildungskraft zu. Beides habe sich auf die Sprache und den Inhalt des Gesprochenen ausgewirkt. Die Einbildungskraft, verbunden mit fehlendem Abstraktionsvermögen, habe zu einer bilderreichen Sprache geführt. Die rohen, unwissenden und gleichzeitig heftig bewegten Gemüter hätten starke Neigung für das Wunderbare aufgewiesen, nach modernen Maßstäben also zur Übertreibung geneigt.⁷⁶ Die Folgen dieser Disposition zeigten sich in der formalen Gestaltung des Mythos. Einfache Aussagen seien in bilderreichen und stark übertriebenen Vergleichen ausgedrückt worden.⁷⁷ Heyne umschreibt dies mit der für ihn zentralen Formulierung: die eigentlichen Aussagen erhalten ein ‚mythisches Kleid‘.⁷⁸ Bei der Ausprägung dieses mythischen Kleides durch die frühen Menschen spielt die jeweilige Umgebung eine Rolle: Landschaft und Klima prägen die Phantasie, aber auch physische Übel wie

72 Heyne 1763, 1257.

73 Heyne 1763, 1257.

74 Heyne 1764, 954.

75 Heyne 1763, 1257.

76 Heyne 1764, 954.

77 Heyne 1763, 1258.

78 Heyne 1763, 1258.

„außerordentliche Landplagen“, Seuche, Pest, Überschwemmung, Misswuchs, Hunger fließen in seine Gestaltung ein.⁷⁹

Interpretiere man in der Moderne Mythen, so Heyne, müsse dieses mythische Kleid grundsätzlich berücksichtigt werden. Es muss von der Hauptaussage abgezogen und darf nicht etwa als Teil der inhaltlichen Botschaft mitkonstruiert werden.⁸⁰ Genau dies sei jedoch sowohl in der Antike als auch in der Gegenwart oft geschehen. Von welcher Art Hauptaussage ist nach Wegfallen des mythischen Kleides auszugehen? Menschen der ersten Zeitalter, so meint Heyne, hätten bei fehlendem sprachlichem Abstraktionsvermögen einfache erklärende Aussagen zur Naturwissenschaft, Weltweisheit oder auch Moral treffen wollen.⁸¹

3.3 Die Mythen und die Erzählungen des Alten Testaments

Christliche Prägung neuzeitlicher Interpretatoren des Mythos hat sich nach Meinung Heynes insgesamt kontraproduktiv ausgewirkt: „Noch andere Quellen von Unrichtigkeiten in der Erklärung der mythischen Geschichte sind daß man den alten Völkern eben die Begriffe der Religion aufbürdet, welche wir Christen haben...“⁸² Wie löst Heyne aber nun die Frage nach dem Verhältnis der Mythen / des Mythos zu den Erzählungen des Alten Testaments? In seiner ersten Akademie-Vorlesung sieht Heyne sich zu einem eher komplizierten Erklärungskonstrukt gezwungen: Zugrunde liegt die Annahme, in den ältesten Zeiten des Menschen hätten traditionelle Erzählungen existiert. Impliziert wird offenbar ein allgemeines Grundpaket bestimmter Ur-Erzählungen, die nicht kulturspezifisch gedacht sind.⁸³ Dessen Inhalte betreffen Theorien der frühen Weisen vom Ursprung der Welt, des Menschen und des Übels in der Welt. Diese Erzählungen seien durch Familientradition weitergegeben worden. Die Stifter aller Völker hätten sie auf diese Weise erhalten.⁸⁴ Im Lauf der Zeit sei jedoch jeweils mit Veränderungen und Zusätzen zu rechnen. Ausschlaggebend hierfür sei einerseits die geographische Ausbreitung des Menschen und die Veränderung und Erweiterung der Sprache gewesen.

Nach der Erfindung der Schrift seien die – jetzt nach Nation unterschiedlichen – Traditionen „von jeder Nation, doch in dem überlieferten mythischen

79 Heyne 1764, 955; Fornaro 2004, 11.

80 Heyne 1763, 1258: „Wie sehr müssen daher die Ausleger derselben und die Geschichtsschreiber irren, welche das mythische Gewand zu einem Teil der Geschichte selbst machen?“

81 Heyne 1763, 1258.

82 Heyne 1763, 1259; vgl. hierzu auch Heidenreich 2006, 445.

83 Vgl. Fornaro 2004, 11: für Heyne sei der Mythos als Sprache „un’ invenzione collettiva“.

84 Heyne 1763, 1258.

Gewande“ aufgezeichnet worden.⁸⁵ Hierbei gilt es nun die offenbar nicht anzweifelbare Priorität der alttestamentlichen Überlieferung zu erklären: All diese frühen Aufzeichnungen der einzelnen Völker seien verloren gegangen – bis auf die der Juden „durch Gottes weise Voraussicht“.⁸⁶ Heyne lässt die verschiedenen Traditionen also implizit von gemeinsamen Ur-Erzählungen des Menschen ausgehen, die getrennte Entwicklungen durchmachen. Von den ältesten schriftlichen Aufzeichnungen hat sich nur die jüdische Tradition erhalten, während die Überlieferungen der anderen Völker offenbar zunächst wieder auf das Mündliche zurückgeworfen sind. Dies erklärt die vorhandenen Unterschiede im Erzählstoff und sichert gleichzeitig dem Alten Testament eine besonders hervorragende Rolle zu.⁸⁷ Nur am Rande sei hier bemerkt, dass Heyne anlässlich seiner Berufung nach Göttingen eine Überprüfung auf seine protestantische Orthodoxie hatte über sich ergehen lassen müssen.⁸⁸

3.4 Die Mythen und die Dichter

Demgegenüber war der Versuch, das Verhältnis der Dichter zum Mythos zu erklären, weniger heikel. Hier war Heyne im eigensten Bereich seiner Professur für ‚Beredsamkeit und Dichtkunst‘, wenn er die These zurückwies, Mythen seien vor allem Erfindungen einzelner dichterischer Genies mit spielerisch allegorischem oder gar betrügerischem Hintergrund.⁸⁹

Demgegenüber trennt Heyne die Überlieferung einerseits in die traditionelle (für ihn nicht personengebundene) Erzählung der frühen Menschen, die sich unwillkürlich bildhaft ausgedrückt hätten, und andererseits in die spätere,

85 Heyne 1763, 1259.

86 Heyne 1763, 1259.

87 Vgl. Nippel 1990, 57 zu ersten Kritikern an der auf heilsgeschichtlichen Daten aufruhenden Chronologie der Universalgeschichte. Es habe jedoch „letztlich bis ins 19. Jh. eine Vielzahl von Harmonisierungsstrategien (ob nun aus innerem Bedürfnis oder aus Vorsicht vor kirchlichen und staatlichen Autoritäten)“ gegeben. Heidenreich 2006, 163 bescheinigt Heyne anlässlich seiner Kommentare zur *Allgemeinen Weltgeschichte* von Guthrie (Guthrie / Gray 1766) den „Versuch, mit der Vorsicht, die dem Professor einer protestantischen Universität anstand, die Jüdisch-christliche Tradition ... durch die Traditionen ... der griechischen und römischen Welt zu ergänzen, bisweilen auch zu ersetzen.“

88 Heeren 1813, 75: „Nun wurde der künftige Lehrer Germaniens ausgeforscht. Am Ende bediente <man> sich eines Collegen, bey dem ganz andere Dinge als Tibull und Epictet in Betrachtung kamen, die große Frage nemlich von der lutherischen Orthodoxie. Zum Glück fiel auch diese Nachforschung günstig aus. Mit einer kräftigen Versicherung, Heyne sey orthodox ! kehrte dieser zu seynem Superintendenten zurück.“

89 Heyne 1763, 1259. Vgl. auch Bietenholz 1994, 287: „...if the sermo mythicus was allegorical, it was not consciously so...“.

einem Autor zugeordnete Dichtung. Beide benutzten eine ähnliche Sprache. Im zweiten Fall, der Dichtung, sei diese Sprache ihrer Zeit eigentlich nicht mehr angemessen gewesen.⁹⁰ Heynes Erklärung dafür lautet, auch nach Erweiterung der sprachlichen Fähigkeiten des Menschen seien die Dichter, welche die traditionellen Mythen behandelten, bei einer bilderreichen (= poetischen) Sprache geblieben. Zunächst sei dies aus Gewohnheit geschehen, dann aber sei die Einsicht gefolgt, dass poetische Sprache den größten Eindruck auf das menschliche Gemüt mache – ein guter Grund, diese Sprache im Genre Dichtung bewusst beizubehalten. Das Genie des Dichters erfindet hierbei nicht zwangsläufig neu, sondern formt den vorhandenen Stoff genial um.⁹¹

3.5 Widersprüche im Mythos

Schließlich sieht sich Heyne vor der Aufgabe, die Glaubwürdigkeit des Mythos gegenüber den offensichtlichen Widersprüchen im überlieferten Erzählmaterial zu beweisen, die als Beleg für Unwahrheit herangezogen werden.⁹² Heynes Argumentation zielt hierbei auf zwei Bereiche: zum einen sei dieser Vorwurf die Folge der falschen Herangehensweise neuzeitlicher Rezipienten an das Material. Diese würden oft unterschiedslos Lokalüberlieferung und panhellenische Überlieferung in eines werfen. Hier müsse man jedoch trennen. Bestimmten Überlieferungen sei besonderer Kredit zuzuerkennen. Ihre Verbindlichkeit sei abhängig von der Stadt, dem Dichter oder der Natur der Fabel.⁹³ Dies ist nach Heyne die eigentliche Aufgabe der Forschung zur Mythologie: es gilt, wie er in späteren Jahren formulieren wird, mit allem Scharfsinn „das Nützliche ... vom Unbrauchbaren abzusondern“.⁹⁴

Zum anderen sind die Verwirrungen und Widersprüche, die den Mythos unglaubwürdig machten, auch die Schuld bestimmter antiker Autoren. Schuld sind ganz besonders die Tragiker als dramatische Dichter. Sie hätten einen „großen Verfall der mythischen Geschichte verursacht“, da sie diese „nach Gutbefinden bearbeitet“ hätten.⁹⁵ In der Folgezeit hätten dann Geschichtsschreiber,

90 Heyne 1763, 1259.

91 Heyne 1763, 1259: „Dieß ist wahrscheinlicher, als daß ein Genie, durch einen Schwung, der unglaublich wird, dergleichen Bilder sollte erdacht, und diese unter Menschen, die nicht schon an selbige gewöhnt gewesen, Beyfall gefunden haben.“ Das Verhältnis der Dichtung zum Mythos erscheint Heyne noch in seinen späten Jahren ein zentraler Punkt: In Heyne 1807 befassen sich drei seiner insgesamt 14 Statements zum Mythos (nämlich VI, VII, XII) mit dieser Frage.

92 Heyne 1763, 1259.

93 Heyne 1763, 1260.

94 Heyne, *GG4* 139, 1787, 1386–88, 1387.

95 Heyne 1763, 1260.

die über die mythischen Zeiten handelten, Scholiasten und Mythologen diese Tragödien „zu Quellen ihrer Erzählung angenommen“. Schuld sind aber auch die bildenden Künstler, die ihre Einfälle haben einfließen lassen. Und schuld sind schließlich auch die Redner und Sophisten, die sich das Material für Redeübungen angeeignet hätten.

Unter all diesen Verfälschungen sei aber der „Grund“ der Erzählungen wahr. Die Behauptung von der Unwahrheit des Mythos, so resümiert Heyne, ist unberechtigt. Von den „sogenannten *Mythi* der Alten“ habe man gemeiniglich so viel irrige Begriffe. Aber unstreitig seien sie „die älteste Geschichte“ so wohl als sie „die älteste Philosophie und Theologie in sich enthalten müssen“.⁹⁶ Die Scheidung in philosophische (inklusive theologische) und historische Mythen hält Heyne zeit seines Lebens aufrecht.

1764 ist Heynes eigener *Mythus*-Begriff gesetzt und bewusst dem geläufigen Begriff *fabula* entgegengestellt. Dieses Mythos-Konzept ändert sich in der Grundstruktur nicht mehr wesentlich, die Antworten auf alle Einzelfragen, mit denen sich Heyne in den darauffolgenden Jahren befasst, greifen darauf zurück – und scheinen es für ihn zu bestätigen.

Griechischer Mythos ist für Heyne nicht der ‚Mythus‘ schlechthin. Er ist vielmehr nur *eine* Ausprägung einer universalen Menschheitstradition, geprägt durch die Sprache der Vorzeit. ‚Mythus‘ ist das Mittel, um mehr über eine Zeit zu erfahren, die mit den üblichen Quellen nicht greifbar ist: die Zeit jenseits der Schriftlichkeit. *Griechischer* Mythos ist hierbei aber ein besonders gutes Beispiel: denn über die Bildung der Griechen sind wir nach Meinung Heynes am besten unterrichtet, sie stellen als „Urform der später kultivierten Völker“ ein besonders gutes Beispiel für den grundsätzlich immer gleichen Zivilisationsverlauf dar.⁹⁷

3.6 Der Mythos und die dunklen Zeitalter

An Heynes Ausführungen zum Mythos lässt sich ein dezidiertes Interesse für die Anfänge der menschlichen Geschichte und den Beginn der Zivilisation ablesen.⁹⁸ Stets sucht er zeitlich vor das geschriebene Wort zurück zu kommen und in den Mythen den ‚Geist der dunklen Zeitalter‘ zu erkennen. Dieses Interesse teilt er,

96 Heyne 1764, 954; vgl. Chiarini 1989, 323.

97 Heyne 1807, 2010.

98 Vgl. Heeren 1813, 194: „Die großen Entdeckungen in der Völkerkunde, die Bekanntschaft mit Völkern, die noch jetzt im Kreise ihrer Mythen leben, führten zu neuen und richtigen Begriffen über diese überhaupt. Aber es blieb doch das Verdienst von Heyne, diese zuerst aufgefaßt, und auf das Altertum angewandt zu haben.“ Zu Heynes Auffassung vom Mythos als eines Erzeugnisses aus der „Kindheit der Menschheit“ s. Graf 1999, 15f.

wie betont worden ist, mit der zeitgenössischen ethnologischen Forschung und der Sprachforschung.⁹⁹ Es lassen sich etwa verblüffende Parallelen aufzeigen zwischen Heynes Mythoskonzept und den Thesen Bernard de Fontenelles in dessen 1690 verfasster und 1724 gedruckten Schrift *Über den Ursprung der Fabeln (De l'origine des Fables)*.¹⁰⁰ Auch Fontenelle ging von einer gleichförmigen, lediglich zeitlich versetzten Entwicklung der Zivilisation bei den Völkern der Welt aus.¹⁰¹ Er ließ die Mythen aus der Frühzeit der Menschen stammen und glaubte, diese Frühzeit der Menschheit sei in den ‚Wilden‘ der Kontinente Amerika und Afrika noch in der Gegenwart anschaulich. Auch bei Fontenelle war ein spezifisches Naturell der ‚Wilden‘ für die Form ihrer – nicht absichtlich geschaffenen und zum Wunderbaren neigenden – Äußerungen verantwortlich.¹⁰² Mythos sei bei ihnen die alte Geschichte der frühen Zeiten und untrennbar mit der Philosophie verbunden: auch die Wilden haben Weise, die das Unbekannte zu erklären versuchen, und einst seien die Griechen ihrerseits Wilde gewesen.¹⁰³

Heyne nimmt in seinen Werken kein einziges Mal auf Fontenelle Bezug: man muss aber wohl fast sicher annehmen, dass er ihn gekannt hat.¹⁰⁴ Das Gleiche gilt für Giambattista Vicos Werk *Scienza Nuova* von 1725/1744, welches deutliche Ähnlichkeiten mit Heynes Konzepten aufweist und ebenfalls die Bedeutung antiker und neuzeitlicher ‚Wilder‘ für die Erforschung der Entwicklung der Zivilisation betont.¹⁰⁵ Auch bei Vico wird das Reden in Versen angesichts des ‚Wunderbaren‘ als typisch für menschliche Frühzeiten und den Beginn geschichtlicher Erinnerung hervorgehoben.¹⁰⁶ Die Sprachforschung zur Zeit

99 Graf 1993, 290; Heidenreich 2006, 439; Bremmer 2011, 532.

100 Fontenelle 1724; Fornaro 2004, 57–61.

101 Chiarini 1989, 328; Nippel 1990, 59. Fornaro 2004, 57.

102 Bietenholz 1994, 283.

103 Fontenelle 1724, 198; 188f.; Bietenholz 1994, 283: Fontenelle „insisted that those (sc. *fales*) of the ancient world ought to be compared to the tales of primitive tribes in the contemporary one.”

104 Bremmer 2011, 532; Heidenreich 2006, 438. Horstmann 1972, 61 stellt fest, bei Heynes Behandlung des Mythos fänden sich nur selten eigene Angaben zu seinen (neuzeitlichen) Quellen – „ob und wo er an Älteres angeknüpft hat“; Bietenholz 1994, 282 betont, Fontenelles Abhandlung sei nie weit verbreitet gewesen.

105 Vico 1744. Hartlich / Sachs 1952, 16 Anm. 2, sprechen sich gegen eine direkte Abhängigkeit Heynes von Vico aus; ihnen folgen Horstmann 1972, 82f. und Bietenholz 1994, 285: „that he knew Vico's *Scienza nuova* is apparently improbable.“ Fornaro 2004, 47 geht hingegen davon aus, Heyne habe Vicos Werk gekannt und führt an, dass die Universitätsbibliothek Göttingen, welcher Heyne vorstand, Vicos Werk im Jahr 1774 in der Edition von 1730 erworben hat.

106 Fornaro 2004, 47–49; Nippel 1990, 59f.; Graf 1993, 291 fügt hier noch das Werk des Indianer-Missionars Père Lafiteau („Moers des sauvages amériquains comparés aux moers des premiers temps“) hinzu und stellt fest: „Heyne muß es gekannt haben.“ Fornaro 2004, 17f. nennt Lafiteau als denjenigen, der als erster die These „ci fosse stato un an-

Heynes, so hat Heidenreich gezeigt, hebt ihrerseits die Bedeutung der Anschaulichkeit in einer angenommenen Entwicklung hervor: diese sei von der Gestensprache, über wenige Worte, die das Abstrakte nur durch Umschreibungen fassen können, hin zum „Ursprung der Poesie“ und Ursprung der Fabeln zu verfolgen.¹⁰⁷ Heyne, das ist als sein besonderes Verdienst hervorgehoben worden, hat in seinem Mythoskonzept als erster beide Strömungen, die Ethnologie und die Sprachforschung, verbunden. Sein Erfolg und seine Nachwirkung hierbei sind unterschiedlich eingeschätzt worden.¹⁰⁸

Wie aber lässt sich dieses Konzept anwenden – mit welchen Methoden kann man zu wissenschaftlicher Erkenntnis über die Mythen kommen? Dies ist die eigentliche Forschungsfrage, die Heyne umtreibt: für ihn ist der Mythos als solcher das Erforschbare und Erforschenswerte. Es geht ihm sehr viel weniger um die Erforschung der entsprechenden Gesellschaften und die Art und Weise, wie die Mythen vielleicht über diese Gesellschaften weiteren Aufschluss geben könnten.¹⁰⁹

3.7 Heynes Regeln zur richtigen Interpretation des Mythos

Im Jahr 1807, fünf Jahre vor seinem Tod, verfasste Heyne seine programmatische Akademievorlesung „Sermonis mythici sive symbolici interpretatio ad causas et rationes ductasque inde regulas revocata“¹¹⁰ (Die Interpretation der mythischen und symbolischen Sprache in Beziehung auf ihre Ursprünge und die daraus abgeleiteten Regeln), die er als Resultat seiner langjährigen Beschäftigung mit dem Mythos verstehen möchte¹¹¹ und in der er ein Regelwerk für eine angemessene und erfolversprechende Erforschung des Mythos zu formulieren versucht.¹¹² Auch diesen Text fasst er für die *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* in deutscher Sprache zusammen und macht so seine Kernaussagen deutlich. Auch

teriore stato selvaggio“ für das antike Griechenland bekräftigt habe, aber selbst noch im theologisch bedingten Diffusionismus befangen geblieben sei.

107 Heidenreich 2006, 440.

108 S. etwa Bietenholz 1994, 285: „nobody succeeded so well in making others accept it and ponder its vast implications“, und andererseits Fornaro 2004, 177: „Diversi fattori contribuirono a che l'antropologia della Grecia antica di Heyne rimanesse lettera morta...“.

109 Vgl. auch Heidenreich 2006, 493, die betont, Heyne ziehe nur sehr selten kultur- oder sozialgeschichtliche Folgerungen aus Mythen. Entsprechend setzt Bietenholz 1994, 285 nicht den richtigen Akzent bei seiner Einschätzung: „This was the tenet that he was driving home on every occasion: myths are the key – the only key we possess, and therefore vital – to an understanding of mankind in its childhood, to an insight into the opaque world of archaic and primitive societies.“ Es ging Heyne zunächst um die Mythen. Wie primitive Gesellschaften dachten, glaubte er bereits zu wissen.

110 Heyne 1807/1808.

111 Heyne 1807, 2009.

112 Graf 1993, 288: „eine umfassende, fast handbuchartige Anleitung zur Mythenedeutung“.

in diesem Falle macht der Leser allerdings die Erfahrung, dass Heyne seine Ausführungen nicht eigentlich systematisch aufbaut. Darüberhinaus – und hierauf hat etwa auch Heidenreich aufmerksam gemacht – lassen sich inhaltliche Differenzen zwischen der lateinischen und der deutschen Version feststellen.¹¹³

Jedenfalls kann Heyne in dieser späten Phase seines Lebens einen gewissen Stolz auf seine Leistung auf dem Feld des Mythos nicht unterdrücken. Gleich zu Beginn der Zusammenfassung in den *GGA* teilt er mit, dass sein Anliegen von damals gelungen ist, der Mythos sei rehabilitiert: „Die Mythen haben ihren Werth und Rang wieder erhalten“.¹¹⁴ Einige Jahre zuvor hatte er bereits im Rahmen der Zusammenfassung seiner Schrift „*De fide historica aetatis mythicae*“ (1798) festgestellt, seine Vorstellung von mythischer Sprache, vom Unterschied zwischen roher und verfeinerter Sprache, sei jetzt anerkannt, und die Fruchtbarkeit seines Interpretationskonzeptes habe sich besonders bei den mosaischen Geschichten erwiesen.¹¹⁵ Gemeint sind hier vor allem die Arbeiten seines Schülers J. G. Eichhorn.¹¹⁶ Dieser Theologe hatte in seiner zunächst anonym erschienenen ‚Urgeschichte‘ von 1779 die Überlieferungen des Alten Testaments wie Mythen im Sinne Heynes behandelt und war so zum Begründer einer bestimmten Richtung theologischer Exegese, der sog. „mythischen Schule“ geworden.¹¹⁷ Auch biblische Überlieferungen waren unter diesem Blickwinkel nicht wortgetreue Offenbarung, sondern hatten ein mythisches Kleid, das es zu erkennen und zu analysieren galt, und das nicht mit der eigentlichen Aussage verwechselt werden durfte. Für die Theologie war dies ein revolutionärer Ansatz.¹¹⁸

113 Heidenreich 2006, 469, Anm. 288.

114 Heyne 1807, 2009.

115 Heyne 1798, 465: „seine damahls angegebenen Bestimmungen des Begriffs dessen, was Mythus ist, und seine Grundsätze, sind in der Zeit von mehreren Gelehrten angenommen, weiter ausgeführt und angewendet“ worden. Vor allem die „Übertragung der Begriffe in die mosaischen Nachrichten“ hat große Folgen gehabt (ebd. 468). Bekräftigt wird diese Einschätzung später auch noch in Heeren 1813, 196: Durch Heynes Erkenntnisse „verbreitete sich ein neues Licht nicht bloß über die griechischen Mythen, sondern über die der ganzen alten Welt. Durch sie hat Heyne daher auch besonders auf die Erklärung des alten Testaments zurückgewirkt. Die Geschichte der neuen Exegese liefert davon die Beweise.“ Vgl. auch Horstmann 1972, 83; Bietenholz 1994, 285; ebd. 287.

116 Eichhorn 1779.

117 Vgl. Hartlich / Sachs 1952, 5: „In der Übertragung dieser von Heyne ausgebildeten Theorie des Mythos und seiner Auslegungsprinzipien auf das Alte Testament liegt der Ursprung des Mythosbegriffes in der neueren Bibelwissenschaft.“ Hartlich / Sachs 1952, 21 betonen die Rolle Eichhorns bei dieser Übertragung und werten sie als „kühnen Vorstoß“.

118 Vgl. auch Nippel 1990, 57: Im 18. Jh. habe es „(speziell in der deutschen protestantischen Kirchengeschichtsschreibung) eine Zurücknahme heilsgeschichtlicher zugunsten immanenter Erklärungen“ gegeben.

Heyne charakterisiert in seiner abschließenden Schrift zum Mythos noch einmal die Zielsetzung seiner eigenen Forschung in diesem Bereich: Er habe ein Studium von mehreren Jahren „auf die Berichtigung des Begriffs von den alten Mythen“, auf die „Bestimmung ihres verschiedenen Charakters, insonderheit der griechischen Mythen“, folglich auch auf das „verschiedene Verfahren zur Auffindung ihres Sinnes“ verwendet. „Die Mythen [...] sind als alte Sagen, als die ersten Quellen und Anfänge der Völkergeschichte, zu betrachten, andere als die ersten Versuche der Kinderwelt zu philosophieren.“¹¹⁹ Eine echte und abschließende Begriffsdefinition von „Mythos“ gibt Heyne aber den Lesern der *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* auch an dieser Stelle nicht. Eine solche hat er in der Zusammenfassung des bereits erwähnten einige Jahre älteren Beitrags aus dem Jahr 1798: „De fide historica aetatis mythicae“ („Über die historische Glaubwürdigkeit des mythischen Zeitalters“) zu formulieren versucht: auch hier wird zunächst die eigene Bedeutung betont: seine damals angegebenen Bestimmungen des Begriffs dessen, was Mythos ist, und seine Grundsätze seien mit der Zeit von mehreren Gelehrten angenommen, weiter ausgeführt und angewendet worden:

Man denkt sich unter Mythos nicht mehr bloß eine Dichtung, Dichterfabel; sondern Mythen sind im allgemeinen Sinn alles, was die alte Welt bis auf die Zeit der Aufzeichnung in ihrer alten Sprache und Vorstellungsart erzählt und gedacht hat; die deutsche Sprache hat ein Wort, die Sage, womit sich das alles besser, als durch [466] Fabel, bezeichnen läßt; und Mythologie erhält aus diesem Gesichtspuncte einen ganz andern Begriff.¹²⁰

Wie aber soll man diese Mythen interpretieren? Letztliches Interpretationsziel ist auch für den späten Heyne, bildlich ausgedrückt, das ‚Abnehmen des mythischen Kleides‘, wodurch sich seines Erachtens zur eigentlichen, möglichst urzeitlichen Kernaussage vordringen lässt. Diese kann dem historischen oder philosophischen Bereich zugeordnet werden.

Die von Heyne in seiner programmatischen Schrift und deren Zusammenfassung formulierten Grundsätze und Regeln beim hierbei richtigen Vorgehen erweisen sich als eine Mischung von einerseits bereits bekannten Aussagen zur Mythos-Entstehung und andererseits von Imperativen, in denen Heyne darlegt, was es bei der Interpretation von Mythen zu beachten gilt. Diese Forderungen können hier nicht in allen Aspekten beleuchtet werden, sie erweisen sich jedoch nur sehr bedingt als praxistauglich. Vor allem geht es Heyne um die Bezeichnung von Fehlern, die man unbedingt vermeiden muss. Eine methodische An-

119 Heyne 1807, 2009.

120 Heyne 1798, 465. Vgl. hierzu Heidenreich 2006, 484f., die hier „Heynes – soweit ich sehe einzige(n) – ausdrückliche(n) Definition von Mythos“ erkennt.

leitung, wie sich dies erreichen lässt, wie konkret vorgegangen werden soll, um tragfähige Erkenntnis zu gewinnen, liefert Heyne hingegen nicht.

Heyne betont erneut die Notwendigkeit der Kontextualisierung: Man darf das mythisch Gedachte und Gesagte nicht nach unseren heutigen Begriffen und nach dem Sinne unser gleichlautenden Ausdrücke verstehen, sondern nur nach den Einsichten „jener Zeitalter“.¹²¹ Gleichzeitig geht er von festen Vorannahmen über die Fähigkeiten der Menschen dieser Zeitalter (welche chronologisch nicht bestimmt werden, aber vor dem Einsetzen der Schriftlichkeit anzusetzen sind) aus, welche die Möglichkeiten der Interpretation von vornherein begrenzen: Man darf in den früheren Zeitaltern keinen tiefen Sinn, nichts scharfsinnig Gedachtes oder Metaphysisches suchen, nur Ansichten des einfachen Menschenverstandes.¹²² Inhaltlich müsse man sorgfältig zwischen historischen und philosophischen Mythen scheiden.¹²³ Auf die griechische Mythologie angewendet, bedeutet dies z.B., dass Heyne die Heroenerzählungen den historischen Mythen zuordnet, die Göttermythologie aber philosophisch-symbolisch erklären möchte.

Die frühe ursprüngliche Art solcher Mythen sei nur selten erhalten – ein Beispiel für auch nur einen einzigen solchen seltenen Fall wird bezeichnenderweise nicht gegeben –, meist sei man auf die Schriftsteller angewiesen.¹²⁴ Entsprechend müsse man die älteste Bezeugung aufsuchen und feststellen, ob es sich um einen einheimischen oder ausländischen Mythos handle.¹²⁵ Mit Veränderungen durch die Schriftsteller müsse man rechnen, je nach Genre und Tendenz: „so wird nicht weniger auf den Zweck und die Absicht der Anführung des Gebrauchs, vielleicht für sein System, seine Secte, seine individuelle Meinung, zu achten seyn.“¹²⁶ Es gilt, im Einzelfall das Alter des mythischen Kleides zu bestimmen: Man muss feststellen, ob die Einkleidung der einfachen philosophischen und historischen Botschaft „älter oder später“ ist oder gar nur dichterische Spielerei und Witz.¹²⁷

Schließlich sei bei der Mytheninterpretation immer dann, wenn Rituale oder gar Mysterien ins Spiel kämen, ganz besondere Vorsicht geboten: Negativkategorien sind hierbei für Heyne ‚aitiologische‘ Mythen,¹²⁸ ‚Priestermythen‘

121 Heyne, 1807, 2011, Regel I: „wieviel (jene Zeitalter) haben sagen wollen und können“; vgl. bereits Heyne 1763, 1259; dieselbe Forderung hat Heyne 1778 auch in Bezug auf die Interpretation der archäologischen Denkmäler erhoben: Vöhler 2002, 46; Fornaro 2004, 6.

122 Heyne 1807, 2012, Regel IV; und Heyne 1798, 471.

123 Heyne 1807, 2012, Regel II; vgl. auch Fornaro 2004, 13.

124 Heyne 1807, 2011, Regel II.

125 Heyne 1807, 2012, Regel II.

126 Heyne 1807, 2016, Regel XIV.

127 Heyne 1807, 2012, Regel II.

128 Heyne 1807, 2013, Regel VIII. Das Verhältnis von Mythos und Ritus steht nicht im Mittelpunkt von Heynes Interessen, vgl. Horstmann 1972, 82: „Riten und Kulte konn-

(worunter für ihn auch die ‚Hymnen‘ fallen)¹²⁹ und die negativste Ausprägung, ‚Mysterienmythen‘. Besonders die Aitiologien sind seiner Meinung nach eine Ursache dafür, dass man die Mythen lange für Fabeln gehalten habe. Die Mysterienmythen schließlich seien so ‚gedeutet und verdreht‘, dass Heyne hier resigniert feststellt: „Mythen dieser Classe zu erklären, fehlt es uns gemeiniglich an allen dazu nöthigen Bedingungen, und man muß eigene Schwärmerey hinzu bringen, um in jene Schwärmerey einen passenden Sinn zu legen.“¹³⁰

Für jeden einzelnen Mythos gilt es nach Heyne eine ganze Reihe von Fragen zu beantworten, bevor man zur eigentlichen Aussage vordringen kann: Seine Entwicklung sei durch Völker und Zeitalter, bei Dichtern und Schriftstellern zu verfolgen. Es sei festzustellen „was neu und interpolirt hinzugekommen sey, was der Grieche von Barbaren entlehnt, in einen andern Sinn übertragen, was der Dichter, was der Mythograph, sich dabey erlaubt habe.“¹³¹ Heyne muss zugeben, dass diese Veränderungen der Mythen nur schlecht nachvollziehbar sind, aber er beharrt auf seinem Anspruch: „gleichwohl läßt sich keine zuverlässige Erklärung geben, wo fern sich nicht dieß alles aus einander setzen und sondern läßt.“¹³²

Auf die Frage, wie dies methodisch nachvollziehbar machbar sein soll, bleibt Heyne auch in seinen späten Jahren eine überzeugende Antwort schuldig. Letztlich – und das hat er schon einige Jahre früher in seiner Vorlesung über die Glaubwürdigkeit der mythischen Zeitalter zu Protokoll gegeben – bleibt nur das ‚Gefühl‘, das ihn bei der Analyse leiten kann. Dieses Gefühl für den Geist der frühen Zeitalter könne der Forscher anhand von Analogien und durch den Umgang mit dem Material entwickeln.¹³³

ten ihm nur als Äußerlichkeiten gelten“. Graf 1993, 293 formuliert noch pointierter: „Heyne [...] trennt den Mythos als etwas, das sich in Sprache ausdrückt, radikal vom Ritus, der sich in Handlung ausdrückt.“ Zur Trennung von Mythen und Kulturn bei Heyne vgl. Heidenreich 2006, 465f.; Fornaro 2004, 12: „Tuttavia il mito *non* è religione... e non è culto divino. Il mito, insomma, è un linguaggio *autonomo* dello spirito umano.“; Chiarini 1989, 325.

129 Heyne 1807, 2014, Regel IX.

130 Heyne 1807, 2015, Regel X: hier scheint Heynes Polemik einen konkreten Hintergrund zu haben, den er jedoch nicht weiter erläutert: vgl. auch Heidenreich 2006, 469, Anm. 284.

131 Heyne 1807, 2016, Regel XIII.

132 Heyne 1807, 2016, Regel XIII.

133 Heyne 1798, 475: „Ist man auf die Quellen der Mythen zurückgegangen, hat man ihnen dasjenige abgestreift, was ihnen die Dichter-Fiction, und was ihnen die alte, rohe Sprache lieh: so wird man freylich nicht alles aufs Reine und Zuverlässige bringen; aber es zeigt sich eine gewisse Analogie, ein gewisser Charakter gewisser Classen und Arten; es erwächset ein Tact, ein Gefühl, endlich ein Sinn und eine Fertigkeit, wahrzunehmen, zu vergleichen und zu urtheilen.“

Die benannten Schwierigkeiten bei der Interpretation des Mythos sollten den Forscher auf alle Fälle gegenüber anderen Interpretationen tolerant stimmen: Dreistes Absprechen und Entscheiden sei nicht am Platz.¹³⁴

4 Heynes Verhältnis zum Mythos und seine Bedeutung für die Mythosforschung: Versuch eines Résumés

Heynes Einschätzung des Gewichts seiner Forschungen zum Mythos wandelt sich im Lauf der Jahre: von der anfänglich spürbaren Defensive geht er in die Offensive. 1807 (und bereits 1798) kann er stolz darauf hinweisen, dass andere Gelehrte seine Vorstellung vom Mythos übernommen haben.¹³⁵ Für die Beschäftigung mit dem Gegenstand muss man sich jetzt nicht mehr entschuldigen (wie er es selbst seinerzeit noch im Zusammenhang mit seiner Apollodorausgabe getan hat). Es geht nicht mehr nur um die Verteidigung unwahrer, lächerlicher, und moralisch zweifelhafter Geschichten, sondern es hat sich herausgestellt, dass diese Geschichten die Basis für zentrale Felder der griechischen Kultur und noch mehr der menschlichen Kulturentwicklung schlechthin darstellen: sie sind jetzt „als die ersten Quellen und Anfänge der Völkergeschichte zu betrachten“ und als „die ersten Versuche der Kinderwelt zu philosophieren“.¹³⁶ Dichtkunst und Historiographie sind ohne die Mythen nicht denkbar: „In ihnen versuchte sich das Genie zur Poesie“ und „durch sie bildete sich der Geschichtsstil.“¹³⁷ Und damit immer noch nicht genug: Heyne betrachtet die Mythen als Auslöser zivilisatorischer Entwicklung überhaupt: von ihnen sei die Bildung der Schrift und Sprache ausgegangen und letztlich seien sie auch noch maßgeblich für die Entstehung der Kunst.¹³⁸

Die offensive Betonung der Bedeutsamkeit der Mythen bei Heyne war wohl nicht nur an die unmittelbare Fach-Kollegenschaft adressiert. Ließ sich Mythosforschung als Thema von Gewicht charakterisieren, so bedeutete dies selbst-

134 Heyne 1807, 2014, Regel VIII: „wie billig, nie zu entscheidend, und unduldsam gegen Andersdenkende zu seyn.“ Und der letzte Satz dortselbst 2016 lautet: „Mit einem Wort, in keiner Gattung von gelehrten Discussionen ist dreistes Absprechen und Entscheiden weniger an seiner Stelle, als in der Interpretation mythischer Gegenstände.“ Vgl. auch Heyne 1798, 476.

135 S. oben Anm. 115.

136 Heyne 1807, 2009.

137 Heyne 1807, 2009.

138 Heyne 1807, 2009f.: „Die Kunst aber mit ihren Idealen, vermittelt der Götternaturen, und des Göttersystems, hatte ihre ganze erste Anlage in den Mythen und mythischen Bildern.“

verständlich auch, dass die mit ihr befassten universitären Fächer und Personen an Wichtigkeit gewannen. D. h. Heyne, als Mitglied der philosophischen, der ‚unteren‘ Fakultät,¹³⁹ und als Professor für Beredsamkeit und Dichtkunst (die er beide auf den Mythos zurückführt), stellte sich selbst als wissenschaftliche Person dar, die mit ihrem Forschungsfeld einen herausragenden Beitrag zur Erklärung des zivilisatorischen Fortschritts, der allgemeinen Kulturentwicklung leisten konnte. Vor dem Hintergrund der Angriffe aus dem Kollegenkreis, mit denen er sich seit 1795 konfrontiert sah, ist diese Haltung umso verständlicher.

Wenn man die Bedeutung Heynes nicht auf eine forschungsgeschichtliche Charakterisierung als *protos heuretes* beschränken möchte, der zwar „seiner Zeit genügte“, wie Wilamowitz feststellen wollte, über den die Zeit inzwischen jedoch hinweggegangen ist,¹⁴⁰ so ist zu fragen, ob und wie Heynes mythologische Forschungen heute noch fruchtbar gemacht werden können. Heynes Umgang mit dem Thema Mythos berührt auch heute in mehreren Punkten positiv: Heynes Mythos ist noch nicht von einem metaphysisch begründeten Nationalgeist der Völker geformt – diese These wurde erst eine Generation später mit Karl Otfried Müller in den Vordergrund gerückt.¹⁴¹ Heyne setzt die Griechen nicht absolut: Der vorzeitliche Mythos hilft unter Einfluss der äußeren Umstände den griechischen Geist zu bilden.¹⁴² Griechenland gilt Heyne zwar als Vorbild der Zivilisation¹⁴³ – aber es ist nicht unvergleichlich: Die Mythen der Wilden und die Mythologie der Griechen sind grundsätzlich vergleichbare Erzeugnisse der Menschheitsgeschichte; Unterschiede liegen für Heyne nur in der Zeitstufe zivilisatorischer Entwicklung, zu welcher jede Gesellschaft seiner Meinung nach fähig und in der sie begriffen ist.¹⁴⁴ So können in Heynes Suche nach den frühen Zeitaltern im Vergleich auch die Griechen zu den nächsten Fremden werden,

139 Heidenreich 2006, 95: zum ursprünglich niedrigen Rang Heynes „in der Universitäts-hierarchie“.

140 Wilamowitz–Moellendorff 1921: 46 „Seiner Zeit genügte er, ward dann aber schon zu Lebzeiten überholt und hatte das Unglück von undankbaren Schülern pietätlos beiseite geschoben zu werden.“

141 Müller 1844 Vf.; Burkert 1979, 164f.; Heidenreich 2006, 495.

142 Heidenreich 2006, 496. Fornaro 2004, 54: das jeweils unterschiedliche Ambiente konditioniert nach Heyne die Phantasie der Völker. Anders Bremmer 2011, 533: (wie Herder) „he departed from the presupposition that myth had a local origin and gave expression to the *Völkgeist*.“

143 Vgl. Fornaro 2004, 68.

144 S. Heyne 1798, 470 („De fide historica aetatis mythicae“), wo er sich über sein Konzept des frühen Menschen äußert: „jetzt sind dieß bekannte Sätze, die sich hauptsächlich durch das, was wir von den Griechen wissen, bewährt haben, und zugleich auf die Naturkenntnis des Menschen, auf die Erfahrung und auf die Nachrichten von ehemahligen und jetzigen rohen Völkern, gegründet sind“; vgl. auch Vöhler 2002, 47f.

statt in edler Einfalt und stiller Größe zu erstarren.¹⁴⁵ Schließlich ist Heynes Warnung vor eingleisigen Erklärungskonzepten besonders im Bereich des Mythos nach wie vor gültig. Seiner Mahnung zur Toleranz gegenüber abweichenden Meinungen wird man auch heute nur zustimmen können.

Worin liegt aber die Bedeutung Heynes für die Erforschung des Mythos und des griechischen Mythos in der Gegenwart? Die Antwort auf diese Frage fällt nicht leicht. In der systematischen Zusammenstellung des Stoffes lag und liegt diese Bedeutung sicher nicht. Mythologische Lexika hat Heyne bestenfalls rezensiert, aber nicht verfasst. In seine kommentierten Textausgaben brachte er inhaltlich eine Menge Stoff ein, legte aber in keinem Fall eine systematische Gliederung und Zusammenstellung des mythologischen Fundus vor.¹⁴⁶ Die praktische Anwendung seiner Thesen in Bezug auf das mythologische Material der Griechen hat Heyne ebenfalls nicht vertieft in Angriff genommen.¹⁴⁷

Auch *den* Mythosbegriff hat Heyne – anders als dies gelegentlich suggeriert wird¹⁴⁸ – nicht eigentlich systematisch erforscht, definiert und propagiert. Die Terminologie in seinen deutschsprachigen Texten erweist sich als nicht einheitlich, er spricht von Mythos, Mythus, Mythe¹⁴⁹, Sage, Legende, Schiffer-

145 Vgl. Fornaro 2004, 72: „Su base antropologica... Heyne afferma che i Greci furono una volta “barbari” come gli Americani a lui contemporanei.“

146 Bursian 1883, 483f. würdigt die materialreichen Anhänge der zweiten Auflage des Apollodor von 1803. Vgl. auch Gruppe 1921, 107f. zum Apollodorkommentar: „zwar keinesfalls eine bahnbrechende Leistung, aber die weitaus zuverlässigste Sammlung der mythologischen Überlieferung, die das XVIII. Jh. hervorgebracht hat.“ Friedrich 1980, 23 „ein Hilfsmittel, das viele Jahrzehnte unentbehrlich blieb und dankbar benutzt wurde.“

147 S. etwa die Bewertung von Bremmer 2011, 533: „He wrote much about the origin of mythic thought, but in the end he made not much progress with the interpretation of individual myths.“ Graf 1993, 293: „In der Praxis hat er (H.) kaum Konsequenzen gezogen: er hat den Mythos nicht anders als die Allegoriker reduziert auf geschichtliche und Naturereignisse.“ S. auch Fornaro 2004, 12: Der wirkliche Vergleich der griechischen Mythen mit den „forme mitiche, altre“, documentate dalla letteratura dei viaggi“ unterbleibe.

148 Ob man mit Graf 1993, 284 von „unser(em) deutschen Ausdruck Mythos“ sprechen sollte, wäre zumindest zu problematisieren. Bezeichnenderweise behelfen sich die einschlägigen Arbeiten zum Thema mit relativ umständlichen Umschreibungen dessen, was Heynes Mythosbegriff gewesen sei: Graf 1993, 288: „unwillkürliches, angeborenes Reden über alles, was dem primitiven Menschen zustieß und begegnete – Naturscheinungen, geschichtliche Ereignisse und dahinter Gott und die Götter“; Horstmann 1972, 74: „sermo mythicus“ ist der zentrale Begriff der heyneschen Mythendeutung ...“ und ebd. Horstmann 1972, 77: „Nun wurde ihm vollends deutlich, daß der Mythos die *allen* [Kursivsetzung im Text] geistigen Äußerungen der Frühzeit (aetas mythica) zugrundeliegende Vorstellungsweise sei“; vgl. auch Vöhler 2002, 47.

149 Heyne 1799, 450.

Märchen.¹⁵⁰ Noch anlässlich der relativ späten Schrift „De fide historica aetatis mythicae“ zieht er das deutsche Wort Sage vor, „womit sich das alles besser, als durch Fabel, bezeichnen läßt“.¹⁵¹ Das griechische Wort *mythos* interessiert Heyne wenig, seiner Bedeutungsentwicklung in den Jahrhunderten griechischer Textüberlieferung widmet er sich nicht. Er benutzt vielmehr ein Kunstwort, das lateinische *mythus*, um das Bezeichnete vom geläufigen *fabula* abzugrenzen.¹⁵²

Liegt Heynes Verdienst schließlich in seinen „Einsichten in die Gesetzmäßigkeiten des mythischen Denkens?“ Heyne mag wichtige geistige Strömungen seiner Zeit aufgegriffen und sie als erster zusammengeführt haben.¹⁵³ Ob sich hieraus allerdings die Universalität des Mythos ergibt und gar Gesetzmäßigkeiten eines postulierten mythischen Denkens abgeleitet werden können, bliebe erst noch zu erweisen.¹⁵⁴

Die Heyne zugeschriebene „umfassende Theorie der Mythosauslegung“, wenn man denn in seinen vierzehn Statements eine solche erkennen möchte, erweist sich als problematisch: sie geht von unbeweisbaren Vorannahmen aus, ist von Zirkelschlüssen geprägt und kann sich letztlich nur auf das „Gefühl“ des Gelehrten als Methode berufen. Entsprechend möchte man in der Gegenwart wohl keinem Studierenden der Altertumswissenschaften Heynes „Theorie“ als Anleitung zur Interpretation von Mythen an die Hand geben. Als Diskussionsgrundlage, wie mit Mythen umzugehen ist, wo wir Mythen zeitlich anzusetzen haben, und welche Erkenntnisse wir im Umgang mit Zeugnissen mythologischen Inhalts gewinnen können, dürften sich Heynes Statements mit ihrer eindringlichen Aufforderung zur Kontextualisierung und historischen Distanzierung des Mythos jedoch als fruchtbarer Text erweisen. Die Auseinandersetzung mit Heyne zwingt zu erneutem Überdenken der eigenen kategorialen Vorannahmen:¹⁵⁵ Gehen wir denn heute, wie im Zusammenhang mit Heynes Arbeiten immer wieder zu lesen ist, von *einer*, von *der* „modern theory of myth“ aus, die allgemein anerkannt wäre?¹⁵⁶ Ist der Mythos eine inhaltlich, formal

150 Vgl. allerdings die viel zitierte Stelle in Heynes Apollodor-Ausgabe: Heyne 1783, 914 (= 1803, XXIX): „fabulas seu quo vocabulo lubentius utor, mythos.“ Hartlich / Sachs 1952, 14; Burkert 1979, 162, Anm. 1; Graf 1993, 284; Bremmer 2011, 532: „Instead of the usual German *Fabel* and *Fabellehre* (‘mythology’), he introduced the term *mythus* in 1783.“

151 Heyne 1798, 465f.

152 Graf 1993, 284.

153 S. oben Anm. 107. Dieses Urteil auch bei Graf 1993, 291; dass Heyne hier inzwischen weitgehend widerlegt scheint, steht auf einem anderen Blatt: vgl. Fornaro 2004, 74f.

154 Graf 1993, 292: „Erst mit Heyne wird der Gedanke, daß Mythen universal sind, ausgesprochen.“

155 Vgl. auch Fornaro 2004, 74.

156 Vgl. Graf 1993 284f.; vgl. Bietenholz 1994, 285: „Maybe it was to be expected that the modern theory of myth should largely grow...“.

oder traditionsgeschichtlich zu definierende Kategorie? Ist Mythos universal? Gibt Mythos Aufschlüsse über die Frühgeschichte der Menschheit und frühgeschichtliches Denken? Wie gewinnen wir tragfähige Aussagen über Epochen der Menschheitsgeschichte vor der Schriftlichkeit? Oder aber ist es Herausforderung genug, nicht *den* Mythos sondern die Funktion einzelner Mythen diesseits der ‚frühen Zeitalter‘ in greifbaren gesellschaftlichen Kontexten zu verfolgen?

Den Beleg seiner Thesen in Form einer ausführlichen Monographie hat Heyne jedenfalls zeitlebens nicht erbracht. Die These, dass ‚der mythus‘ die universelle Denk- und Ausdrucksform der Alten Welt sei, es also keine Kultur ohne mythus gäbe, ist Postulat, aber sie sollte Herausforderung für die Forschung der Gegenwart sein. Es ist vielversprechend, diese Herausforderung in gemeinsamer Arbeit der Altertumswissenschaften mit der ethnologischen, anthropologischen und soziologischen Forschung der Gegenwart immer wieder anzugehen. Christian Gottlob Heyne hat maßgeblich dazu beigetragen, dem Thema Mythos in den Altertums- und Kulturwissenschaften Gewicht zu verleihen. Er selbst ist uns bei seinem Tod vor 200 Jahren viele Antworten zum griechischen Mythos schuldig geblieben. Aber an den Fragen, die er an das Material gestellt hat, zeigt sich sein kreatives wissenschaftliches Potential, und seine Bedeutung als des ersten, der diese Fragen an einer deutschen Universität gestellt hat.

Heyne und die Homerische Frage

HEINZ-GÜNTHER NESSELRATH

1 Wolfs *Prolegomena ad Homerum*

Zum Osterfest des Jahres 1795 erschien die Schrift, die bis heute als die eigentliche Initialzündung der „Homerischen Frage“ gilt, die bis in die Gegenwart die Klassische Philologie nicht mehr losgelassen hat: die *Prolegomena ad Homerum* von Friedrich August Wolf (1759–1824). In Wolfs eigener Zeit lässt sich als sein wichtigster Diskussionspartner – und zugleich wichtigster Gegenpart – sicherlich Christian Gottlob Heyne ansehen. Im folgenden soll versucht werden, den Gang der Auseinandersetzung zwischen beiden nachzuzeichnen und am Ende – mit aller gebotenen Vorsicht – Ansatzpunkte zu einem Urteil darüber zu formulieren, wer von beiden (jedenfalls aus heutiger Sicht) dem Wesen der homerischen Epen besser gerecht geworden ist.

Hier nun zunächst einige Hinweise zu Inhalt und Aufbau von Wolfs *Prolegomena*:¹ Ihre insgesamt 51 Kapitel – immerhin die erste Darstellung der antiken Textgeschichte eines klassischen Autors – waren, wie ihr Titel besagen will, als ‘Vorrede’ zu einer *Ilias*-Ausgabe gedacht, die ein Jahr früher erschienen war.²

Wolf stellt gleich zu Beginn (Kap. 2–3) fest, dass die ursprüngliche Form der homerischen Gedichte nicht zurückzugewinnen sei; in Kap. 7 nennt er als Ziel seiner Edition, einen Homertext vorzulegen, der den Beifall des Cassius Longinos (eines Philosophen und Philologen des 3. Jh.s n. Chr.) gefunden hätte, und nennt die sechs Phasen, in die die Geschichte des Homertextes seiner Meinung nach einzuteilen ist:³ 1. von etwa 950 v. Chr. bis zu dem athenischen Tyrannen Peisistratos (in dieser Zeit schufen Rhapsoden eine Reihe kleinerer mündlicher Gedichte, die dann mündlich tradiert wurden); 2. von Peisistratos (er ist für Wolf der Urheber der ersten schriftlichen Redaktion der Epen) bis zu

1 Vgl. die (etwas kürzere) Darstellung bei Nesselrath 2011, 177f.

2 Dies war nicht die erste von Wolf gemachte Homer-Ausgabe; bereits 10 Jahre früher (1784/85) hatte er – seit 1783 Professor in Halle – eine „Schulausgabe“ von *Ilias* und *Odyssee* in 4 Bänden publiziert.

3 „*Primas lineas dabo disquisitionis, qua per sex aetates disparis intervalli et ingenii interior historia critica horum Carminum ad nostrum usque tempus deducatur*“; die ersten (hier durch Kursive ausgezeichneten) Worte lassen dabei durchaus offen, wie viel von dieser Sechs-Phasen-Geschichte Wolf wirklich behandeln will, und seine Darstellung blieb ja in der Tat auch unvollendet.

dem hellenistischen Philologen Zenodot (3. Jh. v. Chr.); 3. von Zenodot bis zu Apion (einem alexandrinischen Philologen des frühen 1. Jh.s n. Chr.); 4. von Apion bis zu Longinos und Porphyrios (dem Neuplatoniker und Philologen des späteren 3. Jh.s n. Chr.); 5. von Porphyrios bis zum editor princeps des gedruckten Homer, Demetrios Chalkondyles (1488); 6. die dreihundert Jahre seit dieser editio princeps.

Allein der frühesten dieser Phasen (von der Entstehung der Epen bis zu Peisistratos) widmete Wolf bereits etwa die Hälfte seiner *Prolegomena* (Kap. 8–35); in Kap. 11 sprach er zuerst klar den Verdacht aus, dass schon die einzelnen Lieder, aus denen später *Ilias* und *Odyssee* zusammengesetzt worden seien, nicht alle denselben Autor gehabt hätten.⁴

Wiederum etwa die Hälfte (Kap. 12–25) dieses ersten langen Abschnitts befasst sich mit der Frage, ob die homerischen Gedichte ursprünglich mündlich oder bereits bei ihrer Entstehung schriftlich abgefasst wurden; dabei unterscheidet Wolf zwischen der Erfindung der Schrift und dem (verbreiteten) Gebrauch von Schriftlichkeit (Kap. 13, 17) und versucht nachzuweisen, dass jedenfalls letzterer zur Zeit Homers (der laut Wolf um 950 v. Chr. zu datieren ist) noch nicht existiert habe (Kap. 18–19); auch die Rhapsoden, welche dann die homerischen Gesänge tradierten, hätten noch ein rein mündliches Metier ausgeübt (Kap. 24).

Die sich anschließenden Kap. 26–31 hat Wolf selbst als das Kernstück seiner Ausführungen betrachtet; ihr Inhalt ist folgender: Die *Ilias* ist zu umfangreich für die von Wolf angenommene frühe Zeit ihrer Entstehung (eben um 950 v. Chr.); ohne Schrift ist seiner Meinung nach ein solches großes Werk weder konzipier- noch rezipierbar (Kap. 26).⁵ Die Grundidee, die beiden Epen in ihrer jetzigen Form zugrunde liegt, ist zwar zu loben; da aber das 'Programm' (der Zorn des Achill), das im Prooemium der *Ilias* umrissen wird, nach Wolfs Meinung nur die Bücher 1–18 umfasst (da in 18 Achills Zorn durch die Trauer um Patroklos' Tod beendet werde), sind die Bücher 19–24⁶ für ihn auf jeden Fall das

4 Wolf formuliert dies (hier durch Kursive hervorgehoben) im Rahmen einer überlangen konditionalen Periode, die noch dazu in eine Frage ausläuft: „At vero ... si denique totum hunc contextum ac seriem duorum Carminum non tam eius, cui eam tribuere consuevimus, ingenio, quam sollertiae politionis aevi et multorum coniunctis studiis deberi, neque adeo ipsas aoidas, ex quibus *Ilias* et *Odyssea* compositae sunt, unum omnes auctorem habere, verisimilibus argumentis et rationibus effici potest ...: quid tum erit, his Carminibus pristinum nitorem et germanam formam suam restituere?“

5 „Wolfs ganzes System gründet sich auf den Nachweis von dem späten Gebrauch der Schrift“ (Finsler 1914, 355). Schon 1780 hatte Wolf die These vertreten, dass es unmöglich sei, ein so großes Werk wie die *Ilias* ohne das Mittel der Schrift zu schaffen (Grafton et al. 1985, 16). Dies griff er hier wieder auf: Die Großepen konnten erst mit Hilfe der Schrift in diesem Umfang hergestellt werden.

6 Also auch das packende Buch 22 mit dem Tod Hektors und das ergreifende 24. Buch mit der Begegnung des Priamos mit Achill.

Werk eines späteren Rhapsoden (Kap. 27). Auch die in ihrer Komposition so bewunderungswürdig erscheinende *Odyssee* ist in ihrer jetzigen Großform das Werk eines späteren Verknüpfers, der eine Reihe ursprünglicher Einzelgedichte zusammenfügt.⁷

Gleich im Anschluss hieran konzipiert Wolf nun bemerkenswerterweise zwei Denkrichtungen, die beide in der Homer-Analyse des 19. Jh.s weiterverfolgt wurden: Zum einen erwägt er die Aufspaltung sowohl von *Ilias* wie *Odyssee* in „quatuor vel quinque maiores rhapsodias“ zu jeweils drei oder ein wenig mehr Büchern; zum anderen fasst er aber auch so etwas wie eine Ur-*Ilias* oder Ur-*Odyssee* ins Auge, „si ab ipso primo auctore [d.h. dem ursprünglichen Schöpfer der ersten Einzelgedichte von *Ilias* und *Odyssee*?] filum fabulae iam aliquatenus deductum esse apparebit“ (Kap. 28).⁸

Dass erst andere, Spätere⁹ und nicht ein ursprünglicher Dichter die heute vorhandene Einheit der beiden Epen hergestellt haben, ergibt sich für Wolf auch aus unhomerisch anmutenden Verbindungsstücken und aus Widersprüchen (Kap. 30). In Kap. 31 wiederholt Wolf seine in 11 angedeutete These, dass Homer nicht der Schöpfer der Gesamt-Epen sei, sondern dass deren „ars“ und „structura“ späteren Zeiten geschuldet werde;¹⁰ weder das Schlussstück der *Odyssee* (von 23,297 an) noch die letzten sechs Bücher der *Ilias* stammten von ihm, und beide Epen seien „unius vel duorum saeculorum spatio disiuncta“, also auch nicht vom gleichen ursprünglichen Verfasser.

Nachdem bis Kap 35, wie erwähnt, die erste der von Wolf konzipierten sechs Phasen der Geschichte des Homerischen Textes beschrieben ist,¹¹ folgt

7 Kap. 28 (mit Hervorhebung der entscheidenden Worte durch Kursive): „Igitur Telemachi iter ad Nestorem et Menelaum, Ulyssis secessus in Ogygia insula, item pulcherrimum Carmen, in quo errores ipse suos Phaeacibus denarrans inducitur, eodemque modo etiam reliqua, h.e. *seorsum et nulla spectatione universae formae*, ab Homero composita videri possunt, diuque decantata esse, priusquam aliquis politiore et abundantiore artibus aevo animadverteret, ea paucis recidendis, addendis, mutandis ad perpetuitatem unius magni corporis redacta, novum quasi et perfectius splendidius monumentum fore“ – eine petitio principii.

8 In Kap. 29 geht es um das Verhältnis Homers zu den kyklischen Epen: Konnten diese die homerischen Epen nicht nachahmen, weil sie noch nicht in ihrer zusammengefügten Form vorlagen?

9 Für Wolf ist dies Peisistratos, wie das ganze Altertum einstimmig bezeuge – eine Behauptung, die freilich nicht stimmt (vgl. dazu u. S. 41, Anm. 42).

10 „Non metuo, ne quis me similis temeritatis accuset, quum vestigiis artificiosae compagis et aliis gravibus causis adducar, ut Homerum non universorum quasi corporum suorum opificem esse, sed hanc artem et structuram posterioribus saeculis inditam putem.“

11 In Kap. 32–35 wird die Zeit von der Entstehung der Gedichte bis zu Peisistratos durchgemessen: Kap. 32 behandelt Lykurgs Einführung des Homer in Sparta (dabei lehnt Wolf natürlich Plutarchs Nachricht, Lykurg habe den Homer-Text schriftlich erhalten, ab) und Solons Neuerung für den Vortrag der Rhapsoden (nämlich „textchronologischer“

– sehr viel kürzer – in Kap. 36–40 die zweite Phase (von Peisistratos bis vor Zenodot), und die letzten zehn Kapitel der Schrift, Kap. 41–51, bilden eine lange Darstellung des *Anfangs* der 3. Periode (von Zenodot bis zu Krates von Mallos im 2. Jh. v. Chr.). Wolfs berühmte *Prolegomena* brechen also mitten in der dritten Phase der homerischen Textgeschichte in der Antike einfach ab und behandeln die weiteren drei Phasen überhaupt nicht. Auf dem Titelblatt waren sie als erster Teil bezeichnet; ein zweiter aber ist nie erschienen.¹²

Wolfs (Re-)Konstruktion der Entstehung der homerischen Epen ist nicht frei von Widersprüchen: Auf der einen Seite sieht er die homerischen GroÙepen erst durch die Zusammenfügung vieler kleinerer Einzelgedichte entstanden,¹³ auf der anderen Seite spricht er in Kap. 31 von Homer als dem Schöpfer der „nuclei“ von *Ilias* und *Odyssee*.¹⁴ Er nimmt ferner zum einen an, dass die *Ilias* aus einer Sammlung kurzer Rhapsodien bestehe, die das Werk *verschiedener* Autoren sei, glaubt aber auch, dass unter diesen ein Homer wahrscheinlich eine wichtige Position gehabt habe.¹⁵

Vieles in Wolfs Argumentation – namentlich zur rein mündlichen Entstehung der homerischen Gedichte und zu ihrem zunächst nur geringen Umfang – ist alles andere als neu und findet sich bereits bei früheren Autoren des 18. (teilweise sogar des 17.) Jh.s, was hier nur an zwei Beispielen gezeigt sei: Die Vorstellung, dass ein so großes Epos wie die *Ilias* nicht ohne Schrift habe ausgearbeitet werden können und in seiner vorliegenden Form das Werk einer späte-

Vortrag). Die Kap. 33–35 beschäftigen sich mit den Leistungen der Peisistratiden-Zeit (Kap. 33: verkehrte Auffassungen über die Sammlung des Peisistratos: die Texte der Epen seien nicht „erneut zusammengestellt“, sondern überhaupt erstmals zusammengestellt worden; Kap. 34: die Tätigkeit der „Ordner“/Diaskeuasten – diese sind die „exactores seu politores, qui vel una cum Pisistrato vel paullo post eidem operi manum admoverint“ – und Rolle des Hipparchos; Kap. 35: Leistung der Peisistratidischen Zeit: die Verschriftlichung Homers (und anderer literarischer Werke).

12 Bérard 1917, 13 und 277 betrachtet die über 60 Seiten lange Praefatio von Wolfs weiterer Homer-Ausgabe von 1804/05 (wiederabgedruckt in Bernhardt 1869, 236–278) als eigentliche Fortsetzung der *Prolegomena*, doch sind in ihr die weiteren Phasen der Textgeschichte ebenfalls nicht behandelt. Bérard 1917, 279 vermutet, dass Wolf diese weiteren Phasen auch 1804 noch nicht behandeln konnte, weil es dazu nach wie vor keine Vorarbeiten gab, die er hätte verwenden können.

13 Vgl. auch den Satz „coniuncta in hoc plurium aetatum hominumque studia reperimus“ in Kap. 31.

14 Vgl. Ferreri 2007, 281. 283; vgl. auch Kap. 28, wo Wolf eine Reihe von Einzelgedichten, die später in der *Odyssee* vereinigt wurden, auf Homer zurückführt. In der Praefatio seiner *Ilias*-Ausgabe von 1794 (jetzt zu finden in Bernhardt 1869, 197–212) wollte Wolf sogar den größeren Teil der Einzelgedichte Homer zuweisen, und er nahm – anders als d’Aubignac (vgl. u.) – durchaus die „compages artificiosa“ der Epen wahr.

15 Vgl. dazu ebenfalls Kap. 31, wo Wolf als „Homer“ denjenigen Dichter bezeichnet, „a quo maior pars et priorum rhapsodiarum series deducta est“.

ren Zusammenfügung von ursprünglich zusammenhanglosen und zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Autoren verfassten „petites tragédies“ sei, hat der Abbé d'Aubignac in seinen um 1664 oder 1670 geschriebenen, jedoch erst 1715 publizierten *Conjectures académiques ou Dissertation sur l'Iliade* entwickelt;¹⁶ den Gedanken, dass die Ausdehnung des Schriftgebrauchs mit den Anfängen der griechischen Prosa im 6. Jh. v. Chr. zu verknüpfen und die schriftliche Abfassung eines Großgedichts wie der *Ilias* erst in dieser Zeit überhaupt möglich ist, hat Robert Wood in seinem *Essay on the original genius of Homer* von 1769 vorweggenommen.¹⁷

2 Wolfs *Prolegomena* und Heyne

Am 21. November 1795 erschien in den „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen“ eine Rezension von Wolfs *Prolegomena* aus der Feder des Mannes, der in dieser ältesten immer noch existierenden Rezensionszeitschrift damals schon seit Jahrzehnten für die Besprechung von Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Altertumswissenschaften zuständig war: Christian Gottlob Heyne.¹⁸ In dieser Besprechung begrüßt Heyne das Erscheinen des neuen Buches; er weist aber auch darauf hin, dass er selber sich, „wie Hr. Prof. W. selbst weiß“, seit mehr als zwanzig Jahren „mit einer neuen Recension Homers beschäftigt“, und bedauert, dass Wolf ihn nicht von seinen Arbeiten an den *Prolegomena* unterrichtet hat (241 P.). Er weist ferner auf die Unvollständigkeit der Wolfschen Textgeschichte hin (242 P.), und ihm scheint Wolfs Beweisführung der „Unwahrscheinlichkeit, dass Homer bereits ein episches Ganzes zusammengestellt habe, umständlich ... Dem Recens. schien die Sache sehr einfach zu seyn, und er trug sie immer so vor: ...“: anfangs seien „nur einzelne Rhapsodien gesungen worden ... überall sind nur einzelne Helden, Handlungen und | Begebenheiten das Sūjet eines Gesanges“ (243f. P.).

16 Wolf hat d'Aubignac wahrscheinlich nicht direkt gelesen (vgl. hierzu Ferreri 2007, 280, aber auch bereits Bérard 1917, 93–100).

17 Zu Wood vgl. Nesselrath 2011, 177: Er gelangte zu dem Ergebnis, dass Homer seine Gedichte mündlich geschaffen und keinen schriftlichen Text hinterlassen habe; auch die Überlieferung seiner Gedichte sei zunächst nur mündlich verlaufen – was jedoch aufgrund des außerordentlich starken Gedächtnisses bei „natürlichen Völkern“ nicht unmöglich sei –, da die Schrift erst im 7./6. Jh. nach Griechenland gekommen sei. Der Spartaner Lykurg habe seine Lieder von Kleinasien dann ins griechische Mutterland gebracht, wo sie zur Zeit des Peisistratos schriftlich abgefasst worden seien.

18 Im 186. Stück der Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen, 21. November 1795, 1857–1864, hier zitiert nach Peppmüller (= P.) 1884, 240–245.

Diese sehr dezenten Hinweise Heynes auf Eigenes und Früheres haben Wolf dann in der Folge sehr in Rage gebracht; doch hat dieser Dissens bereits eine Vorgeschichte: Auf drei Tage vor Erscheinen der Rezension (18. November 1795) ist ein erster Brief Wolfs an Heyne datiert, in dem Wolf schreibt, er habe Heyne bereits 1779, „um die Zeit meines Weggehens von Göttingen“, einen „Aufsatz“ gegeben, in dem er seine „abweichenden Gedanken über den Homer vorlegte“; niemals habe er „seitdem ... einen beharrlichern Widersacher meiner Ideen gefunden, oder vielmehr einen, der mich peremptorischer abgewiesen“ (230 P.).¹⁹ Dieser Brief hat sich mit Heynes Rezension offenbar gekreuzt (Wolf selbst weist darauf hin, sein Brief habe noch einige Tage auf seinem Schreibtisch gelegen, bevor er abgeschickt wurde).²⁰ Dann kam Wolf die erwähnte Rezension seiner *Prolegomena* durch Heyne zur Kenntnis, und dies veranlasste ihn zu einem zweiten Brief (vom 10. Dezember 1795), in dem er sich zwar insgesamt erfreut über die positive Würdigung durch Heyne äußert, daneben aber Heyne auch das Verschweigen bedeutender Punkte seiner *Prolegomena* vorhält (248 P.). Nur vier Tage später lässt Wolf einen dritten Brief folgen (am 14. Dezember 1795), in dem er zu Heynes Hinweis auf eigene Pläne zu einer kritischen Homer-Ausgabe Stellung nehmen zu müssen glaubt: „Daß Sie selbst sich mit einer kritischen Arbeit am Homer beschäftigten, wußte und glaubte ich nie“ (260 P.). Übrigens hat Wolf bereits in einer Fußnote der Praefatio (also nicht in den berühmten *Prolegomena*) zu seiner *Ilias*-Ausgabe von 1795 behauptet, er habe von

19 Seit den frühen 1780er Jahren hatte es kaum mehr Kontakte zwischen Wolf und Heyne gegeben (vgl. Harloe 2013, 137f.), aber Anfang Februar 1795 hatte Heyne an Wolf geschrieben (dieser Brief ist in Körte 1833, 289–291 abgedruckt), indem er Wolf klarzumachen versuchte, dass dessen „wunderliches geheimes Misstrauen“ gegen ihn – von dem Heyne über mehrere Kanäle erfahren hatte – jeder Grundlage entbehre. Ferner versicherte er ihm, dass ihrer beider Beschäftigungen mit Homer einander nicht im Wege stehen würden, da sie „verschiedene Zwecke“ hätten; er, Heyne, werde „im Homer jeder Ihrer kritischen Verbesserungen das gebührende Recht widerfahren lassen.“

20 Bei Heidenreich 2006, 105 liest man sogar, Wolf habe diesen Brief bewusst zurückdatiert, „um vor der Öffentlichkeit den Eindruck zu erwecken, er habe ihn geschrieben, bevor er Heynes Rezension der ‚Prolegomena‘ kannte“; leider belegt Heidenreich diese Aussage nicht. Auf diesen ersten Brief Wolfs hat Heyne jedenfalls erst Ende Februar 1796 – mit dem Hinweis, er habe den Brief erst am Anfang dieses Monats erhalten – ausführlich geantwortet (abgedruckt in Körte 1833, 293–301). In dieser Antwort versucht Heyne zu begründen, warum ihm kaum etwas in Wolfs *Prolegomena* wirklich neu vorkommt. „Indessen Sie haben nun die Sachen früher gesagt, und diese Ehre lasse ich Ihnen mit Vergnügen. ... Auf das etwas Neues zu sagen, war ich, bei meiner ganzen Arbeit am Homer nicht gesteuert, sondern nur, das was gesagt ist, zu sondern und das Gültige brauchbarer zu machen“ (Körte 1833, 296). Als Heyne diesen Brief abschickte, hatte Wolf bereits seine Briefe 2–4 geschrieben, Heyne aber nicht persönlich zugesandt (vgl. unten Anm. 26).

keinen Homer-Plänen eines anderen Kenntnis;²¹ da hatte er aber entweder vergessen, oder er wollte nicht mehr wahrhaben, dass er selber zehn Jahre früher in der Praefatio seiner *Ilias*-Schulausgabe von 1785 die Pläne Heynes sogar explizit erwähnt hatte: „Homerus is auctor est, ... in quo ad majorem integritatem ut perveniri possit, varia restant magno doctrinae apparatu movenda; egregie nuper in summa brevitate hoc argumentum tractavit is, cujus manibus utinam tandem poeta ornatior prodeat, Homeri rectius legendi praestantissimus auctor, Heynius, in Epistola ad Tychsenium v. c.“²²

Es war dann aber Heynes am 19. Dezember 1795 erschienene Anzeige seiner Abhandlung „De antiqua Homeri lectione indaganda, diiudicanda ac restituenda“ (dazu mehr u. S. 39f.) in den „Gelehrten Anzeigen“,²³ die Wolf zu einer erheblichen Verschärfung seines Tons veranlasste. In dieser Anzeige bemerkt Heyne, dass seine Vorstellungsart zu Homer schon 30 Jahre in die Vergangenheit gehe; so wie sie dann charakterisiert wird, zeigt sie erhebliche Übereinstimmungen mit dem von Wolf in seinen *Prolegomena* Vorgetragenen: Nachdem Heyne nämlich die Frage gestellt hat: „hat gleich im Anfang ein alter Barde ein Gedicht von einem solchen Umfange gefaßt, entworfen und ausgeführt? oder waren die Theile, mehrere oder weniger früher vorhanden, und kam erst späterhin ein Genie dazu, welches sie zu einem Ganzen verband?“ (264 P.), beantwortet er sie recht eindeutig zugunsten der zweiten Alternative und bemerkt, er halte es für wahrscheinlich, „daß das große Gedicht, die Iliade, aus einzelnen Gesängen erst später erwachsen sey“ (265 P.) – ganz im Sinne der Wolfschen *Prolegomena*.

Am 9. Januar 1796 reagiert Wolfs langer vierter Brief auf diese Anzeige Heynes in deutlich gereiztem und beleidigten Ton: Wolf erregt sich darüber, dass Heyne seine, Wolfs, *Prolegomena* eine „Bearbeitung“ der früheren Villoisonschen *Prolegomena*²⁴ nennt; und er entdeckt jetzt auch in der schon zitierten kurzen Bemerkung des früheren GGA-Stücks („Recens. trug die Sache immer

21 Wiederabgedruckt in Bernhardt 1869, 198f.: „illud mihi inde ab adolescentia in votis fuerat ut ... Homerum accurate religioseque emendarem ...; cujus voti mei modestia non videbatur in occupatam a quoquam provinciam invadere, quoniam praeter Koeppenium meum nemo erat qui aliquid doctius in Homerum moliretur.“

22 Wiederabgedruckt in Bernhardt 1869, 178 Anm. 1; auf die Diskrepanz hat Bérard 1917, 216f. mit erbarmungsloser Schärfe aufmerksam gemacht und Wolfs spätere Äußerung rundheraus als „mensonge“ bezeichnet. Bérard weist an gleicher Stelle darauf hin, dass Wolf in seinen *Observations* von 1784 explizit die Hilfestellungen erwähnt, die er von Heynes Publikationen empfangen habe. Man könnte ferner auf den oben Anm. 19 erwähnten Brief Heynes an Wolf vom Februar 1795 hinweisen, in dem von Heynes eigener Beschäftigung mit Homer ebenfalls ausdrücklich die Rede ist.

23 Im 203. Stück der *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen*, 19. Dezember 1795, 2025–2036 (wiederabgedruckt in Peppmüller 1884, 262–270).

24 So Heyne in Peppmüller 1884, 240; die fraglichen *Prolegomena* hatte J. B. G. D’Ansse de Villoison 1788 in seiner eigenen *Ilias*-Ausgabe erscheinen lassen.

so vor“) die Insinuation eines Plagiats (274 P.); ja, er fragt dann ganz direkt, ob Heyne ihn des Plagiats bezichtigen wolle (vgl. auch 277 und 283 P.). Es folgt eine lange Darstellung von Wolfs Studium in Göttingen und seiner damaligen Beziehungen zu Heyne; man könnte diese Darstellung auch eine Abrechnung nennen. So hält Wolf Heyne etwa vor, ihn unberechtigterweise aus einem Privatissimum zu Pindar fortgewiesen zu haben und ihm damit weiteres Hören bei ihm verleidet zu haben (278 P.). Dies alles läuft darauf hinaus, dass Heyne schon immer etwas gegen ihn, Wolf, gehabt habe; und jetzt, durch die beiden Texte in den Gelehrten Anzeigen, sieht Wolf den „entscheidenden Beweis Ihrer Malignität“ erbracht (283 P.).

Jenseits aller solcher sehr persönlichen Angriffe ist aber vielleicht das Interessanteste, dass Wolf Indizien dafür anführt, dass Heyne früher jedenfalls ganz anders über Homer gedacht und (fast wie ein späterer Unitarier) eine hohe Meinung von seiner Kompositionskunst vertreten habe (291 P.): Dazu zitiert er aus Heynes Vergil-Kommentar eine Bemerkung über Homer, die diesen tatsächlich als überragenden Dichter auszuweisen scheint: „Ex toto belli Troiani decursu unum heroem, unum factum selegit, adeoque infinitis aliis rebus ex istius belli historia ad exornandum et amplificandum argumentum recte uti potuit“; und auch aus Heynes „Epist. de nova Homeri editione“ von 1783 (vgl. dazu u.) liest Wolf eine ähnliche Meinung heraus: „auch da schärfen Sie dem künftigen Herausgeber des Homer ein, auf des *epischen Gedichts Natur, Plan, Regeln und Umfassung Einer Haupthandlung* zu achten.“ Wolfs Fazit: Heyne mache sich der „Duplicität“ schuldig, weil er in seiner neuen Abhandlung die Ilias „aus einzelnen Gesängen erst später erwachsen“ sehe und dies als seine eigene schon lang gehegte Meinung darstelle (291 P.).

Über ein Jahr später, am 27. März 1797, lässt Wolf noch einen fünften und letzten Brief an Heyne in dieser Angelegenheit folgen, in dem er sich darüber beklagt, dass Heyne auf seinen vierten Brief nie geantwortet habe. Nachdem er Ähnliches in diesem vierten Brief bereits angedeutet hatte, versucht er jetzt ausführlich seine Behauptung zu erweisen, dass nicht er, Wolf, Heyne plagiiert, sondern dass vielmehr Heyne sich – vielleicht auch unbewusst – Wolfs Vorstellungen angeeignet habe (300 P.). Der Brief endet damit, dass Wolf Heyne geradezu verbietet, weiter über seine Arbeiten zu schreiben, und sogar droht (307 P.), sich bei künftigen „ehrekränkenden Aeußerungen“ an die Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu wenden.

Wenig später hat Wolf dann diese fünf Briefe zusammen mit Heynes zwei Anzeigen in einem eigenen Buch publiziert („Briefe an Herrn Hofrath Heyne

von Professor Wolf, 1797“).²⁵ Heyne hat meines Wissens auch auf den letzten Brief Wolfs nie geantwortet;²⁶ dies war unter den gegebenen Umständen wahrscheinlich das beste.

3 Heynes Beschäftigung mit Homer

Wer von den beiden aber hatte recht? Hat Heyne wirklich schon wesentliche Aussagen Wolfs vorweggenommen, oder hat er unter dem Eindruck von Wolfs *Prolegomena* frühere eigene Meinungen zumindest modifiziert? Wie fügen sich Heynes Homer-Studien insgesamt in die vielfachen Bemühungen des 18. Jh.s um Homer ein, unter denen die Namen d’Aubignac, Wood und – am Ende des Jahrhunderts – auch Wolf letztlich nur einige besonders markante Facetten darstellen?²⁷

Zunächst ist klar festzustellen, dass Heyne, seit 1763 Professor in Göttingen, an den Homer-Debatten seiner Zeit in der Tat lebhaften und vielfältigen Anteil nahm. Bereits seit 1766 hielt er nachweislich Vorlesungen über Homer und wenige Jahre später sorgte er dafür, dass Robert Woods bereits erwähnter Essay rasche Verbreitung in Deutschland fand: Er rezensierte dieses 1769 in sehr geringer Auflage in London erschienene Buch bereits ein Jahr später in begeistertem Ton im 32. Stück der *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen*,²⁸ und dies sorgte für eine deutsche Übersetzung des Buches, die 1773 erschien und damit sogar ein Jahr vor der dann eigentlich publikumswirksamen des englischen Originals von 1775.

Im Jahr 1777 (also achtzehn Jahre vor Wolfs *Prolegomena*) veröffentlichte Heyne eine „Commentatio de origine et causis fabularum Homericarum“ (vorgetragen am 6. September 1777 in der Göttinger Königlichlichen Gesellschaft der

25 Es ist vielleicht bezeichnend, dass in dieses Konvolut Heynes Brief vom Ende Februar 1796 – also die ausführliche Antwort auf Wolfs ersten Brief (vgl. oben Anm. 20) – nicht aufgenommen wurde. Wolfs Schwiegersohn Körte hat diese Antwort zwar ebenfalls negativ bewertet (Körte 1833, 301); ein unvoreingenommener Betrachter jedoch könnte diese (in vielem versöhnlich klingende) Antwort durchaus positiver beurteilen.

26 Dass Heyne nicht auf Wolfs Briefe geantwortet hat, hängt aber vielleicht auch damit zusammen, dass Wolf alle Briefe außer dem ersten nicht mehr persönlich an Heyne geschickt, sondern nur „im Druck“ (so Wolf selbst in der Vorrede des erwähnten Buches von 1797, vii = 222 P.) veröffentlicht hat, zunächst in der (nur im Jahr 1796 erschienenen) Zeitschrift „Deutschland: ein Journal“ und dann in dem erwähnten Buch; vgl. Harloe 2013, 149.

27 Zu weiteren Homer-Bildern dieses Jahrhunderts vgl. Nesselrath 2011, 176–179.

28 Diese Rezension wurde wieder abgedruckt im Vorwort zur deutschen Ausgabe von 1773.

Wissenschaften),²⁹ worin er folgende Vorstellung von der Entstehung der homerischen Epen vertrat: „fuisse jam ante Homerum et poetas et vero carmina plura, quae ille ante oculos habuit, ex eorumque rivulis suas areolas irrigavit“³⁰ (36); und an etwas späterer Stelle (39): „Homerus ..., cum plurima in promptu sibi esse videret poetices praesidia, ... sollertia tamen animi singulari et arte observavit nonnulla quibus narratio epica ornari posset ... venit acumen poetae illud, quod fabulas cosmogonicas ... ipse in facta et res gestas mutavit, quibus ita uteretur, ut ... alia superstrueret, novumque adeo ac mirum rerum narratorum [sic] ordinem produceret ...“; (52) „Homerum auctores habuisse quos sequeretur, nullus dubito: cum multas passim fabulas ... et ab aliis iam copiose narratas, strictim et obiter attingat ... eum tamen nihilominus praeclarum hujus generis artificem gravemque auctorem fuisse, ipsum, quod tractat, argumentum belli Troiani testatur, cui sua arte hoc ipsum peperit, ut mirationi sint omnia quae narrat“; (55) „poetam fabulis priscis uti sic, ut suo argumento ita eas intexeret, ut ceterarum rerum gestarum, quas expositurus erat, quasi indolem et naturam induerent, partemque adeo narrationis belli ad Trojam gesti eae constituerent“.

In dieser Abhandlung wird also eine These entwickelt, die fast schon die Neo-Analyse des 20. Jh.s vorwegnimmt: dass Homer eine Reihe von Vorgängergedichten verwendete und für seine Zwecke dem Duktus seines Epos anpasste; schon hier bekommt der Dichter Homer also eine große Bedeutung als Schöpfer sui generis.

Wenige Jahre später, 1783, kündigte Heyne in einer „Epistola, in qua obiter consilia de nova Homeri editione agitantur“³¹ eine vollständige *Ilias*-Ausgabe an, freilich für eine noch recht weit in der Zukunft liegende Zeit. Mit Arbeiten daran begann er 1787; doch konnte sie erst 1802 (d.h. sieben Jahre *nach* Wolfs *Prolegomena*) erscheinen, was sicher mit Heynes unendlich vielen anderen Aktivitäten zusammenhängt.

Aus dem Sommersemester 1789 hat sich noch die Mitschrift einer *Ilias*-Vorlesung Heynes von keinem geringeren als seinem damaligen Hörer Wilhelm von Humboldt erhalten.³² Es lohnt sich, aus ihr an dieser Stelle zu zitieren: „Homers

29 In: *Novi Commentarii Societatis Regiae Scientiarum Göttingensis* vol. VIII (1777) 34–58.

30 In einer Fußnote dazu stellt Heyne fest: „Ipsa res satis docet, tam elaboratum carmen ... tam numerosam et concinnam orationem, tam subactum et poeticae suavitati copiae et ornatui accommodatum sermonem, quem Homerus in promptu habuit, nullo modo esse potuisse, nisi jam satis multis poetarum studiis id effectum fuisset, ut expolita et exculpta essent omnia.“

31 Sie ist zitiert in Wolfs fünftem Brief, in: Peppmüller 1884, 305.

32 Wilhelm v. Humboldt, *Briefe an Friedrich August Wolf*. Textkrit. hrsg. u. komm. v. Ph. Mattson (Im Anh.: Humboldts Mitschr. der *Ilias*-Vorlesung C. G. H.s aus dem Sommersemester 1789) (Berlin / New York 1990) 332–352; die hier zitierten Exzerpte finden sich S. 335f.

hauptwerke: Iliade, Odyssee. Von Homer nie aufgeschrieben, die schreibekunst war noch zu wenig kultiviert, als daß man mehr als zum öffentlichen denkmal bestimmte dinge aufgeschrieben hätte [...] Auch war's sitte der zeit, nur durch sprechen zu lehren, durch hören zu lernen. [...] Man hat auch zeugnisse dafür, dass Homer seine gedichte nicht aufschrieb. [...] Lange erhielten sich Homers gedichte nur in gesängen der Rhapsoden [...] In der früheren zeit waren immer nur einzelne stücke aus der Iliade und Odyssee, Rhapsodien. Diese wurden einzeln abgesungen [...] Alte einzelne Rhapsodien waren die *τειχομαχία, κατάλογος τῶν νεῶν, Πάτροκλος* etc. [...] Zuerst erhielten sich Homers gedichte bei den Homeridae, einer familie in Chios. [...] Gesammelt und aufgezeichnet wurden Homers Gedichte erst spät; von wem, ist zweifelhaft. Man legt es bei dem Lykurg [...] ferner dem Pisistratus oder seinen Söhnen Hippias und Hipparch, endlich dem Solon. Leicht können alle daran teilgehabt haben. Solons geseze waren noch in hölzerne Tafeln gegraben. Sollte man schon damals den Homer haben aufschreiben können. [...]“ Die Mitschrift zeigt deutlich, dass Heyne zu dieser Zeit weitgehend von Thesen beeinflusst ist, die bereits d'Aubignac entwickelt hatte, denn er betont die mündliche Entstehung der homerischen Gedichte und ihre ursprüngliche Existenz als Einzelgesänge. Auf jeden Fall brauchte er dazu also nicht erst Wolfs *Prolegomena* zu lesen.

Wenige Monate *nach* dem Erscheinen von Wolfs *Prolegomena*, am 1. August 1795, trug Heyne vor der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen eine „*Commentatio de antiqua Homeri lectione indaganda, diiudicanda ac restituenda*“ vor, die als solche erst drei Jahre später publiziert wurde;³³ aber Heyne hat selber über diesen Vortrag auf deutsch im „203. Stück“ der „Göttin-gischen Anzeigen von gelehrten Sachen“ vom 19.12.1795 berichtet.³⁴ In dieser *Commentatio* sieht er die homerischen Epen weiterhin als mündlich entstanden (und zwar in Form vieler Einzelgesänge über Episoden des Trojanischen Kriegs) und auch so tradiert an,³⁵ dann aber folgt ein bemerkenswerter Zusatz: „aus diesen [so heißt es in Heynes erwähnten deutschen Referat der Abhandlung] entwarf späterhin ein Genie ein solches Ganze, als die Iliade ist; vielleicht auch nicht gleich in der Vollständigkeit, als wir es haben; und es kamen erst weiter hin neue Gesänge, Rhapsodieen, hinzu.“³⁶ Heyne schwankt bei diesem Vortrag ferner zwischen der Vorstellung einer auf einen Dichter namens Homer

33 *Commentationes Societatis Regiae Scientiarum Gottingensis* VIII (1795–1798) 159ff.

34 Dort auf den Seiten 2025–2036; wiederabgedruckt in Peppmüller 1884, 262–270. Vgl. auch o. S. 35.

35 Entstanden sei die *Ilias* zweihundert bis dreihundert Jahre nach dem Trojanischen Krieg, verschriftlicht erst in der peisistratidischen Zeit; doch sei nicht einmal der Text der Peisistratidischen Redaktion wiederzugewinnen.

36 Peppmüller 1884, 265; als Parallele zitiert Heyne bemerkenswerterweise „die Beyspiele von Ossians Gedichten ..., welche in einzelnen Gesängen und Stellen unter einem rohen

zurückgehenden *Ur-Ilias* und der Vorstellung (die er durchaus vorzieht), dass Homer derjenige war, der an einem Kern von Gedichten anderer Autoren Erweiterungen vornahm. Hier zeigt sich sowohl Nähe als auch Distanz zu Wolfs *Prolegomena*: Der ‘Zusammenfüger’ (der vielleicht Homer war) erhält von Heyne eine erheblich wichtigere Rolle zugewiesen, ja wird sogar explizit zum „Genie“ erklärt.

Heynes bedeutendsten Beitrag zur Homerforschung bildet jedoch seine dann endlich sieben Jahre später erschienene *Ilias*-Ausgabe von 1802 in acht Bänden; und hier stellt der umfangreiche im achten Band enthaltene „Excursus II ad librum XXIV: de Iliade universe, et de eius partibus, rhapsodiarumque compage“³⁷ Heynes reifste Äußerung zur Frage der Entstehung und Natur der homerischen Gedichte dar.

Zum einen kann man hier nichts weniger als eine erste Analyse der *Ilias* nach Wolf finden: Heyne stellt als Hauptteile des Epos heraus: Buch 1-7 (also die Exposition der gesamten Handlung und den ersten großen Kampftag), sodann Buch 8 (Darstellung des zweiten Kampftages) und schließlich Buch 11 bis 18,238 (die sehr umfangreiche Darstellung des dritten Kampftages). Innerhalb dieser Teile und auch zwischen ihnen, so glaubt Heyne, seien vermutlich Einzellieder wie die Diomedes-Aristie in Buch 5 und die anrührende Szene mit Hektors Abschied in Buch 6 eingefügt worden, ferner der Zweikampf zwischen Aias und Hektor in Buch 7, die Gesandtschaft des Buches 9, die Dolonie (Buch 10) und die Teichomachie (Buch 12); nach 18,238 beginne dann ein weiterer größerer Komplex, nämlich eine ‘Achilleis’ (so genannt, weil Achill nun endlich aktiv am Kampfgeschehen teilnimmt), in die aber auch wieder ursprüngliche Einzelgedichte integriert wurden (der Kampf zwischen Achill und Aineias in Buch 20, der Kampf Achills mit dem Flußgott Skamander in Buch 21, die Götterschlacht in Buch 20/21). „Unser“ Homer-Text – so Heyne weiter – sei der der Alexandriner, von dem sich noch zwei ältere Text-Epochen unterscheiden ließen: die der Verschriftlichung und davor die Zeit des mündlichen Rhapsodengesangs bis zu dieser Verschriftlichung, die auch die Zeit der größten Text-Instabilität gewesen sei.

Danach kommt Heyne auf den „Zusammenfüger“ der Gesamt-*Ilias* zu sprechen, über dessen Leistung er ein differenziertes (man könnte auch sagen: ambivalentes) Urteil fällt: Auf der einen Seite finde man, so Heyne, nicht wenig im Epos, was nicht wirklich notwendig und auch nicht immer sehr geschickt

Volke vorhanden waren, und erst in unseren Zeiten von einem Genie in ein episches Ganzes verbunden wurden“.

37 In: C. G. Heyne, *Homeri carmina, Tomus octavus = Variæ Lectiones et observationes in Iliadem, Voluminis secundi pars tertia, Lib. xx-xxiv* (Leipzig / London 1802) 770–818.

mit dem übrigen verknüpft sei;³⁸ andererseits sieht er jedoch auch die „größeren und bedeutenderen Teile mit höchst ingeniöser Begabung zusammengefügt“,³⁹ und er gibt dem dafür verantwortlichen „ingenium ... praeclarum“ den Namen Homer.⁴⁰ Er erwägt ferner drei Möglichkeiten, wie das ganze Epos entstanden sein könnte: 1. eine radikal unitarische: „ut ab initio statim, et a primo auctore, totum epos, quantumcunque et quale illud manibus tenemus, conditum sit“; 2. eine ‚gemäßigt unitarische‘: „ut summa quidem carminis animo fuerit descripta, argumentum epicum adumbratum, per partes autem interiectas aut insertas serius elaboratum“; 3. eine klar analytische: „ut carmina plura eiusdem argumenti habuerit antiquitas, sigillatim [sic] circumferri et recitari solitas, e quibus serius, Graecia iam meliore ingeniorum cultu et ubertate florente felix aliquod ingenium epos | hoc scite coagmentaverit“.⁴¹ Von diesen dreien gibt er dann der dritten den Vorzug (805f.), aber er hebt dabei noch einmal hervor, wie groß die Leistung desjenigen war, der die vorherigen Einzelgesänge zusammenfügte (806): „Magni utique ingenii etiam hoc fuit, animadvertere, tot carmina argumenti inter se cognati posse in compagem aliquam probabilem cogi; contextumque aliquod mirabili cum arte ita conficere, ut unum aliquod corpus tanquam natum, non factum, illud videri posset ... Iam illud ingenium praeclarum, cui compagem hanc tam mirae artis debemus, nobis Homerus esto; τὸ ἔνθεον commune esse dicam ei cum ἄοιδόῃς illis antiquis ...“⁴²

Mit dieser Charakterisierung der Leistung des „Zusammenfügers“ dürfte Heyne diesem erheblich mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen als Wolf, dessen *Prolegomena* – wie gezeigt – verschiedene Möglichkeiten in den Raum stellen,

38 Exc. 800: „multa inserta ..., quae cum summa carminis non necessario, interdum nec commode satis coniuncta sunt, alia quae curam ac studium produnt ingeniosi hominis, qui subinde uncinos, quibus diversa iungeret et constringeret, hamulos et fibulas admo- veret, interdum et lapillos intergerinos interponeret, ne moles hiaret. Commissuras has bene iam perspexit et ad serioris poetae ingenium referendam esse compagem, censuit perspicaciss. Wolf. in Prolegom. p. CXXX sq.“; vgl. 801: „non tamen pariter pronuntia- ri potest, etiam minora quaeque ac leniora aptissime ubique esse copulata“; dazu rechnet er „pugnae singulares interpositae, Paridis ex pugna reditus ad uxorem, Diomedis et Ulyssis nocturnae profectio et alia“.

39 801: „maiores ... ac potiores partes summa ingenii subtilitate coagmentatas“.

40 Vgl. 806: „ingenium illud praeclarum, cui compagem hanc tam mirae artis debemus, nobis Homerus esto“.

41 802f.

42 Bei der Frage nach Zeit und Urhebern der Vereinigung der Einzelgesänge tendierte Heyne zur Zeit der Peisistratiden: Der Spartaner Lykurg habe höchstens „seu unam alteramve rhapsodiam, seu notitiam aliquam carminum Homericorum“ ins griechische Mutterland gebracht (807f.); in Athen dagegen könne es von Solon bis zur Peisistra- tidenzeit mehrere Versuche gegeben haben, die einzelnen Rhapsodien zu vereinigen (810f.). Heyne hielt es aber auch für möglich, dass zuvor bereits in Ionien einzelne Rhapsodien der *Ilias* verschriftlicht worden seien (815).

ohne sich definitiv für eine zu entscheiden. Heynes insgesamt hohe Schätzung des Schöpfers der Gesamt-*Ilias*, die sich bereits in der *Commentatio* von 1777 deutlich zeigte, lässt sich durchaus in Einklang bringen mit heutigen (deutlich unitarisch geprägten) Ansichten, die zu Recht die kompositorische Gesamtleistung des *Ilias*-Dichters hervorheben.

Es lohnt sich, bei Heyne „anzufagen“. Zu Heynes monumentalem Vergilkommentar

SIEGMAR DÖPP

1 Vorbemerkung

Das umfangreichste Werk, das Christian Gottlob Heyne hinterlassen hat, ist ein in Latein abgefasster Kommentar zum Oeuvre des klassischen Dichters Vergil. Der Kommentar wurde zuerst, von 1767 bis 1775, in vier Bänden in Leipzig gedruckt, insgesamt rund dreitausend Seiten;¹ Band 1 ist den Hirtengedichten (*Bucolica*) und dem Lehrgedicht *Georgica* gewidmet, der zweite und dritte Band je einer Hälfte des Epos *Aeneis*, der vierte schließlich der so genannten *Appendix Vergiliana*, den zwar unter Vergils Namen überlieferten, aber unechten Gedichten *Culex*, *Ciris*, *Copa* und *Moretum*. Gleich nach dem Erscheinen der einzelnen Bände hat Heyne begonnen, in sein Handexemplar Korrekturen und Ergänzungen einzutragen² – er ließ sie in eine zweite (1787–1789) und schließlich noch eine dritte Auflage (1803) eingehen. Über die Änderungen legte er jeweils in Praefationes Rechenschaft ab. Nach seinem Tode ist zwischen 1830 und 1833 eine vierte Auflage des Gesamtkommentars erschienen, betreut, vielfach ergänzt und um einen längeren Beitrag erweitert von seinem Schüler Georg Philipp Eberhard Wagner (1794–1873).³ Bereits zu Heynes Lebzeiten wurde der Kommentar in London nachgedruckt (1793).⁴ Erst recht hat er die seitherige

1 Zu den Umständen der Entstehung s. Heidenreich 2006, 123. Heidenreichs Monographie ist nicht allein für den Bereich der Alten Geschichte, sondern auch den der Klassischen Philologie sehr wichtig; s. die Rezension von U. Schindel: *Göttingische Gelehrte Anzeigen* 258 (2006) 254–261.

2 S. dazu Heeren 1813, 203f.

3 Wagners Abhandlung befasst sich mit grammatischen, semantischen sowie metrischen Fragen und ist unter dem Titel *Quaestiones Virgilianae* in Band IV (1832) 383–598 abgedruckt. Dieser der *Appendix Vergiliana* gewidmete Band wurde von Karl Julius Sillig (1801–1855) revidiert, der auch eigene *Observationes* beigesteuert hat. 1841 fügte Wagner den vier Bänden einen weiteren hinzu: Philippus Wagner (ed.), *Publi Vergili Maronis carmina ad pristinam orthographiam quoad eius fieri potuit revocata. Accedit orthographia Vergiliana, index in Heynii notas atque commentarios et conspectus eorum, quae hac editione continentur* (Leipzig /London 1841).

4 Zu den verschiedenen Ausgaben des Kommentars s. Heeren 1813, 491–493; Knauer 1979, 92 Anm. 1 und das Gesamtverzeichnis der Heyneschen Schriften bei Heidenreich 2006, 585–609.

Vergilforschung nachhaltig beeinflusst;⁵ in jüngster Zeit setzt sich namentlich Nicholas Horsfall in seinen Kommentaren zu einzelnen *Aeneis*-Büchern intensiv mit Heyne auseinander.⁶ Karl Büchner bezeichnet in seinem Realenzyklopädie-Artikel zu Vergil (1955) das Werk Heynes als „größte deutsche Leistung“ zu diesem Dichter;⁷ selbst der gestrenge Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff urteilt, es lohne sich für den Philologen, bei Heyne „anzufragen“.⁸

In was für einem wissenschaftsgeschichtlichen Kontext ist Heynes Vergil-Kommentar entstanden? Welches sind hermeneutische Prinzipien, die Heyne seiner Interpretation zugrunde legt? Eine Antwort auf diese Fragen möchte ich im ersten Teil des Aufsatzes versuchen, wobei ich vor allem die Praefatio heranziehe, die in Band 1 dem Gesamtkommentar voransteht.⁹

In einem zweiten Teil sollen dann die Anlage des Werks und wichtige Elemente der Kommentierung aus den ersten drei Bänden zur Sprache kommen.

2 Heynes Kommentar: Wissenschaftsgeschichtlicher Kontext und Prinzipien der Interpretation

2.1 Heyne und seine Vorgänger

Als Heyne in den 1760er Jahren die Arbeit an der Vergilkommentierung begann, lag bereits eine riesige Masse einschlägiger Werke vor, ein Umstand, durch den er

5 Atherton 2006, 78. Zur Nachwirkung Heynes allgemein s. S. Fornaro, „Christian Gottlob Heyne dans l’histoire des études classiques“, *Revue Germanique Internationale* 14 (2011) [*La philologie allemande, figures de pensée*] 15–26.

6 N. Horsfall, *Virgil, Aeneid 7: A Commentary* (Leiden 2000); *Virgil, Aeneid 11: A Commentary* (Leiden 2003); *Virgil, Aeneid 3: A Commentary* (Leiden 2006); *Virgil, Aeneid 2: A Commentary* (Leiden 2008); zu Recht urteilt Peter Habermehl über Horsfalls Exegese: „Die vier vorgelegten Bände gehören zu den Monumenten moderner Philologiegeschichte und sind – wie La Cerda, Heyne (und Wagner) oder Norden – aus der Exegese des größten aller römischen Dichter schlechterdings nicht mehr wegzudenken“ (*Das Altertum* 57 [2012] [75–79] 78). – S. jetzt auch N. Horsfall, *Virgil, Aeneid 6: A Commentary* (Berlin / Boston 2013), vol. 1, XXXIXf.

7 K. Büchner, „P. Vergilius Maro, der Dichter der Römer“, *RE VIII A 1 / 2* (1955) [1021–1486] 1481f.; als Buch Stuttgart (1978) 460f.

8 U. von Wilamowitz-Moellendorff, *Geschichte der Philologie*. Mit einem Nachwort und Register von Albert Henrichs. 3. Auflage: Neudruck der Erstauflage von 1921 (Stuttgart / Leipzig 1998) 46.

9 Zitiert wird Heyne im Folgenden nach der vierten, von Wagner betreuten Auflage (1830–1833); zu Wagners Zusätzen s. Knauer 1979, 92 Anm. 1. Dankenswerterweise hat Wagner seine Hinzufügungen sorgfältig gekennzeichnet.

seine Aufgabe als erheblich erschwert ansah.¹⁰ Als erstes galt es für ihn daher, bei der Berücksichtigung und Auswertung der Vorgängerarbeiten eine Auswahl zu treffen: Von den antiken Vergilkommentatoren hat Heyne besonders Servius,¹¹ Aelius Donatus¹² und Iunius Filargirius¹³ herangezogen; unter den neuzeitlichen Kommentatoren sind es drei, die er besonders schätzt: Ioannes Ludovicus de la Cerda (Juan Luís de la Cerda, 1558–1643);¹⁴ Nicolaus Heinsius (Nikolaes H., 1620–1681) und Petrus Burmannus (Pieter Burman, 1713–1778).¹⁵

2.2 Das literaturwissenschaftliche Interesse an Vergils Oeuvre im 18. Jahrhundert

Bis ins 18. Jahrhundert hinein war Philologen und Schriftstellern der Neuzeit vor allem daran gelegen, Latein, d. h. ein als korrekt angesehenes Latein zu sprechen und zu schreiben; die großen Autoren des Altertums wie Cicero und Vergil dienten ihnen als Muster, die man nachzuahmen und wo möglich zu erreichen suchte. Dementsprechend widmete sich die Exegese antiker Texte namentlich sprachlichen und stilistischen Erscheinungen; dabei wurde ein immenses Material angehäuft und von Generation zu Generation vermehrt.¹⁶ Doch im Laufe des 18. Jahrhunderts verschob sich der Schwerpunkt des philologischen Interesses.¹⁷ Damals wies man dem Erlernen des Lateinischen mehr und mehr den Zweck zu, die klassischen Autoren um ihrer selbst willen zu lesen und zu verstehen:¹⁸ Ihre Texte wurden damit stärker als bisher ein Gegenstand der literaturwissenschaftlichen Analyse, während ihre Bedeutung als Muster für das

10 Heyne–Wagner vol. I (1830) XXIX; s. dazu Klingner 1937, 24 = Klingner 1964, 717.

11 Kaster 1988, 169–196.

12 Kaster 1988, 169f.

13 Heyne schreibt „Philargyrius“; zur Namensform und zum Werk s. Kaster 1988, 284f.

14 Zu de la Cerda s. Knauer 1979, 82–87 und A. Laird, „Juan Luis De La Cerda and the Predicament of Commentary“, in: R. K. Gibson / Ch. Sh. Kraus (edd.), *The Classical Commentary: Histories, Practices, Theory* (Leiden 2002) 171–203; zu Heynes Verhältnis zu de la Cerda ebenda 173f. 199f.

15 Für eine detaillierte Darstellung der Leistung von Heynes Vorgängern sei auf Knauer 1979, 62–91 verwiesen.

16 R. Pfeiffer, *Die Klassische Philologie von Petrarca bis Mommsen* (München 1982) 179.

17 Zum geistesgeschichtlichen Kontext dieser Veränderung s. R. Pfeiffer, „Von den geschichtlichen Begegnungen der kritischen Philologie mit dem Humanismus“, *Archiv für Kulturgeschichte* 28 (1938) [191–209] 202–205; wieder in: R. Pfeiffer, *Ausgewählte Schriften. Aufsätze und Vorträge zur griechischen Dichtung und zum Humanismus*. Herausgegeben von Winfried Bühler (München 1960) [159–174] 168–170; Mettler 1955, 76–97; Atherton 2006, 76; Grafton 2010, 436.

18 Mettler 1955, 83.

eigene Lateinschreiben zurücktrat. Dieser Entwicklung ordnet sich Heynes Vergilkommentierung zu.

2.3 Vergil im Vergleich zu Homer: doctissimus poeta – operis summa

Nun wurde seit der Antike unter Europas Gelehrten eine lebhafte Diskussion über die Frage geführt, ob Vergils *Aeneis* oder deren wichtigste epische Vorbilder, die *Ilias* und die *Odysee* Homers, den Vorzug verdienten.¹⁹ Für Heyne lag es nahe – vielmehr war es geradezu geboten –, in dieser Auseinandersetzung Position zu beziehen.

Während der Arbeit an seinem Kommentar wurde ihm Robert Woods Schrift *An Essay on the Original Genius and Writings of Homer* (in einem Privatdruck) von 1767 zugänglich,²⁰ worin der Autor unter anderem auf Vergils Homernachahmung zu sprechen kommt.²¹ Heyne ließ 1770 in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen eine enthusiastische Rezension von Woods Schrift erscheinen;²² dabei pries er Homer als in seiner Art neu und schöpferisch, weil er bei seinem Dichten kein Muster, sondern nichts als die Natur vor sich gehabt habe; Vergil bleibe in vielen Bereichen hinter Homer zurück. Ganz im Sinne solcher Verehrung Homers als eines Originalgenies äußert Heyne im zweiten Band seines Kommentars das Bekenntnis: *delector ipse multo magis Homeri lectione quam Virgilio*, „was mich betrifft, so habe ich weit mehr Freude an der Lektüre Homers als der Vergils“.²³ Wenn Heyne trotzdem als eines seiner ersten wissenschaftlichen Projekte und zugleich als deren größtes die Vergilkommentierung in Angriff nahm, so weist dieses Hintanstellen der persönlichen Vorliebe, dieses veritable *sacrificium intellectus* auf ein didaktisches Anliegen: Vergil sei nun einmal derjenige, auf dessen Lektüre die Jugendlichen einen großen Teil ihres Studiums zu verwenden pflegten (*in quo legendo magna iuveniliū studiorum pars consumi solet*).²⁴ Gerade Vergils Werke setzten aber dem Verständnis beträchtliche Schwierigkeiten entgegen, sei er doch ein *doctissimus poeta*, „ein höchst

19 S. dazu G. Vogt-Spira, „Ars oder Ingenium? Homer und Vergil als literarische Paradigmen“, *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* N. F. 35 (1994) 9–31; dens., „Homer–Vergil–Vergleich“, *DNP* 14 (2000) 516–523; dens., 2002.

20 Die Schrift wurde postum 1775 veröffentlicht: R. Wood, *An Essay on the Original Genius and Writings of Homer: with a Comparative View of the Ancient and Present State of the Troade. Illustrated with Engravings*. By the late Robert Wood, Esq; Author of the Descriptions of Palmyra and Balbec (London 1775).

21 Dazu s. Heeren 1813, 210; Mettler 1955, 91f.

22 *GGA* 32 (1770) 257–270.

23 Heyne–Wagner vol. II (1832) 31.

24 Heyne–Wagner vol. I (1830) XXXI.

gelehrter Dichter“,²⁵ der von seinem Leser vor allem zweierlei verlange: ausgebreitete Kenntnisse in vielen Disziplinen und obendrein ein geschultes ästhetisches Urteil. Es sei schwierig, so lautet gleich der erste Satz der Praefatio, Vergil *ohne* Exegeten recht zu lesen, schwierig aber auch, dies *mit* einem Exegeten zu tun (*Difficile est Virgilius et sine interprete recte legere, et cum interprete*).²⁶ Warum auch mit einem Exegeten schwierig? Weil der Leser seine Aufmerksamkeit in ständigem Wechsel bald dem Original, bald dem Kommentar zuwenden müsse und dabei nicht nur sein Schwung zu erlahmen und das Gefühl für den Fluss der Verse verloren zu gehen, sondern auch das Gemüt, das sich zunächst an der Erhabenheit der Gegenstände erwärmt habe, wieder zu erkalten drohe.²⁷ Ärger noch: der Geist des Lesers werde bei dem ständigen Blick in den Kommentar von der Aufgabe abgelenkt, auf „das Ganze des Werks“, die *operis summa*, zu achten.²⁸ Um diesen Nachteil auszugleichen, wird Heyne bei seinen Texterklärungen „das Ganze“ des jeweiligen Werks stets im Auge haben, wird sich vielfach damit befassen, in welchem Maße einzelne wichtige Strukturelemente eines Gedichts dem gesamten Text, der jeweiligen literarischen Gattung und der Poesie überhaupt angemessen sind.²⁹ Alles in allem hat Heyne mit der *operis summa*³⁰ eine wichtige Bezugsgröße des Interpretierens benannt, die seit langem in der hermeneutischen Theorie, insbesondere bei der Reflexion über den ‚hermeneutischen Zirkel‘, eine bedeutsame Rolle spielt.³¹

2.4 Die historische Bedingtheit des literarischen Werks

Ein weiterer Grundgedanke durchzieht die Praefatio teils unausgesprochen, teils formuliert: Es sei geboten, die Gedichte eines antiken Autors nicht lediglich im Hinblick auf frühere, griechische Werke zu untersuchen, sondern sie auf der

25 Heyne–Wagner vol. I (1830) XXVII.

26 Heyne–Wagner vol. I (1830) XXVII.

27 Heyne–Wagner vol. I (1830) XXVIII.

28 Heyne–Wagner vol. I (1830) XXVIII; s. auch Ch. G. Heyne, *P. Virgilio Maronis opera in tironum gratiam perpetua annotationes illustrata a Chr. Gottl. Heyne*, edidit et suas animadversiones adiecit Ern. Car. Frider. Wunderlich, vol. I (Leipzig 1828) XXIV.

29 Der Begriff des Ganzen spielt nicht allein im Vergilkommentar, sondern im Oeuvre Heynes überhaupt eine große Rolle; s. dazu vor allem Mettler 1955, 86–90; Conte 1982, 76 („un ottimo programma“). 79; Dens. 2007, 188 („an excellent programme“). 191f.; s. auch Heidenreich 2006, 129.

30 Statt von *operis summa* kann Heyne etwa auch von *summa carminis et partium concentus* (vol. II [1832] 20 n.) oder von *totum argumentum* (vol. II [1832] 9: ... *cum in toto argumento tum in singulis partibus* ...) sprechen.

31 S. dazu D. Teichert, „Zirkel, hermeneutischer“, in: J. Ritter / K. Gründer / G. Gabriel (Hrsg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie* 12 (Basel 2004) 1339–1344.

Folie des geistigen Lebens ihrer Entstehungszeit zu würdigen: Ausdrücklich gibt Heyne jener Interpretationsmethode den Vorzug, die auf der *interior historiae notitia* beruhe, auf der tiefergehenden Erforschung der geschichtlichen Voraussetzungen einer literarischen Schöpfung und ihres Verwurzeltheits im politischen und kulturellen Kontext.³² Eine derartige Betonung der Notwendigkeit, die historische Bedingtheit eines Werks in den Blick zu nehmen, wird sich nun in Heynes Kommentar (und in anderen seiner Schriften) wieder und wieder finden: Mit Nachdruck besteht er darauf, dass zum Beispiel Vergils und Homers Werke unterschiedlichen Charakter tragen, tragen müssten, weil sie in großem zeitlichem Abstand und zu sehr unterschiedlichen Kulturepochen entstanden seien.³³ Solches Insistieren auf der Geschichtlichkeit eines literarischen Werks ist ein durchaus wichtiger Beitrag zur Genese des Historismus, ein Beitrag, der nach Friedrich Meineckes Urteil verdiente, näher gewürdigt zu werden.³⁴

32 Heyne–Wagner vol. I (1830) XXXVII.

33 S. auch Heyne vol. II (³1797) 20 (= Heyne–Wagner vol. II [1832] 21 n.): *Discrimen primum statim ipsa temporum, quibus uterque vixit, et hominum, quibuscum vixerunt, et sermonis, quo uti sunt, diversitas inferre debuit*; Vogt–Spira 2002, 326 Anm. 11 meint, hier liege ein „indirekter Bezug“ auf Friedrich August Wolfs *Prolegomena ad Homerum* vor, die 1795 erschienen waren; der Gedanke findet sich bei Heyne freilich bereits beträchtliche Zeit vor den *Prolegomena*: eben in der Erstauflage seines Vergilkommentars (1767–1775); s. auch Ch. G. Heyne, „De origine et caussis fabularum Homericarum“, *Novi Commentarii Societatis Regiae Scientiarum Göttingensis* 8 (1777) [*Commentationes historicae et philologicae classis* 34–58] 34: *Homerum non ex eo, quo nunc imbuti sumus, sensu, sed ex ejus aetatis, in qua vixit, opinionibus et moribus, ex sermonis, qui tum fuit, genio, et pro caeli sui habitu, proque hominum, quibuscum egit, aut quorum res gestas expressit, ingenii, esse legendum et interpretandum et dictum jam satis est a multis, et per se, si quis animum advertat, intellegitur*; s. dazu Mettler 1955, 93; s. ferner Ch. G. Heyne, *Lobschrift auf Winkelmann* (Kassel 1778) 13f. (= A. Schulz [Hrg.], *Die Lobschriften auf Winkelmann* [Berlin 1963] 20): „Die erste Regel bey der Hermeneutik der Antike sollte doch wohl diese seyn: Jedes alte Kunstwerk muß mit den Begriffen und in dem Geiste betrachtet und beurtheilt werden, mit welchen Begriffen und in welchem Geiste der alte Künstler es verfertigte. Man muß sich also in sein Zeitalter, unter seine Zeitverwandten versetzen, diejenigen Kenntnisse und Begriffe zu erreichen suchen, von denen der Künstler ausging; die Absicht seiner Arbeiten so viel möglich aufsuchen“; s. dazu J. Bleicken, „Die Herausbildung der Alten Geschichte in Göttingen: Von Heyne bis Busolt“, in: C. J. Classen (Hrsg.), *Die Klassische Altertumswissenschaft an der Georg-August-Universität Göttingen. Eine Ringvorlesung zu ihrer Geschichte* (Göttingen 2001) [98–127] 101.

34 S. dazu Knauer 1979, 95, der an Friedrich Meineckes „Wunsch einer volleren Würdigung Heynes unter diesem Aspekt“ erinnert (s. F. Meinecke, *Die Entstehung des Historismus*. Herausgegeben und eingeleitet von Carl Hinrichs [Werke, Band 3] [Stuttgart 1959] 286).

2.5 Ästhetische Würdigung von Vergils Oeuvre

Gemäß dem Wandel des Interesses, der sich zu seiner Zeit im Verhältnis zu den antiken Texten vollzog, legt Heyne des Weiteren dar, es gelte nicht nur, Vergil in grammatischer und textkritischer Hinsicht zu verstehen, sondern vor allem seine Gelehrsamkeit (*doctrina*) und seine poetische Kunst ins rechte Licht zu rücken.³⁵ Zu Vergils *Gelehrsamkeit* zählt Heyne etwa Kenntnisse in Geographie und anderen Naturwissenschaften, die Vertrautheit mit griechischen und italischen Mythen sowie Bezugnahmen auf die römische Geschichte; zur *poetischen Kunst* gehören für ihn die Findung des Stoffs, die Anordnung der einzelnen Strukturelemente und die Ausschmückung der Darstellung sowie die Nachahmung griechischer Dichter.³⁶ Ziel der Vergillektüre, so hebt er mit Nachdruck heraus, sei „Vergnügen“, ja „Lust“ (*delectatio; voluptas*);³⁷ gemeint ist damit im Sinne zeitgenössischer Philosophie eines Christian Wolff (1679–1754)³⁸ und Charles Batteux (1713–1780)³⁹ das geistige Vergnügen, das aus der Einsicht in die Vollkommenheit hervorgehe.⁴⁰

Freilich – angesichts seiner immensen Gelehrsamkeit und seiner komplexen Kunst sei Vergil nur schwer mit *Vergnügen* zu lesen. Deswegen will Heyne nicht nur das Dunkle und Schwierige des Texts erläutern, sondern auch hervorheben, welche Partien von Vergil mit besonderer Anmut gestaltet worden seien. Zumal der Geist der jungen Leute müsse für das Empfinden der poetischen Schönheit geschärft werden.⁴¹ In der Tat ist die Würdigung von Vergils dichterischer Kunst, ist der Aufweis der Schönheit der Darstellung eine besondere Leistung Heynes,⁴²

35 Heyne–Wagner vol. I (1830) XXXI–XXXII.

36 Heyne–Wagner vol. I (1830) VII und X.

37 Heyne–Wagner vol. I (1830) III.

38 Ch. Wolff, *Vernünfftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen* (8. Auflage Halle 1741); s. Heidenreich 2006, 125.

39 Ch. Batteux, *Les beaux arts réduits à un même principe* (Paris 1746) 76–87; s. auch Ch. Batteux, *Auszug aus des Herrn Batteux, öffentlichen Lehrers der Redekunst zu Paris, Schönen Künsten, aus dem einzigen Grundsatz der Nachahmung hergeleitet*. Zum Gebrauche seiner Vorlesungen mit verschiedenen Zusätzen und Anmerkungen erläutert von Johann Christoph Gottscheden, der Weltweisheit ordentlichen, und der Dichtkunst außerordentlichen Lehrern (Leipzig 1754) 42–46.

40 S. dazu Heyne–Wagner vol. I (1830) III.

41 Heyne–Wagner vol. I (1830) VIII. Mit diesem Anliegen knüpft Heyne an Überlegungen seines Göttinger Vorgängers Johann Matthias Gesner (1691–1761) an; s. dazu U. Schindler, „Die Anfänge der Klassischen Philologie in Göttingen“, in: R. Lauer (Hrsg.), *Philologie in Göttingen. Sprach- und Literaturwissenschaft im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert* (Göttingen 2001) [9–24] 15f.

42 Angemessen gewürdigt wird diese Leistung von H. Sauppe, „Johann Matthias Gesner und Christian Gottlob Heyne“, in: *Göttinger Professoren. Ein Beitrag zur deutschen Cultur- und Literaturgeschichte in acht Vorträgen* (Gotha 1872) [59–98] 88, Klingner 1937, 24 =

an die seine Schüler anknüpften. In seiner *Encyclopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften* (1877) urteilt August Boeckh durchaus unangemessen, wenn er etwa schreibt, „mit Gemeinplätzen und Ausrufen wie Heyne’s *O quam pulchre, o quam venuste!*“ sei „natürlich nichts gethan“, und die einschlägigen Beiträge der Heyne-Schüler gar als „seichtes ästhetisches Gewäsch“, abtut.⁴³ In manchem modernen Kommentar wünschte man sich die ästhetische Würdigung Vergils stärker ausgeprägt.⁴⁴

2.6 Intendierte Wirkung auf den Rezipienten

Heynes eben zitierte Bemerkungen über das ‚Vergnügen‘ als Ziel der Vergillektüre deuten einen weiteren wichtigen Gesichtspunkt an: Es gelte, bei der Kommentierung den Blick nicht nur auf den poetischen Schaffensprozess und seinen geschichtlichen Kontext zu richten, sondern auch darüber nachzudenken, was der zeitgenössische Leser erwarte und welche Wirkung der Autor auf ihn zu erzielen hoffe. Bei seiner eigenen Exegese wird Heyne diesen Aspekt mit Intensität berücksichtigen und auf die Ästhetik der Produktion ebenso sehr zielen wie auf die der Rezeption.⁴⁵

Wie sich gezeigt hat, soll die Vergilinterpretation nach Heynes Praefatio vor allem vier Aufgaben erfüllen: Sie habe stets das Ganze des Werks zu bedenken, dessen historische Bedingtheit im Auge zu behalten, die poetische Kunst zu würdigen und der erstrebten Wirkung auf den Rezipienten nachzuspüren. Mit diesem Programm und erst recht mit seiner beharrlichen Durchführung darf Heynes Kommentar die Beachtung auch des heutigen Lesers beanspruchen.

Klingner 1964, 717 und Friedrich 1980, 20f; s. auch U. Schindel, „C. G. Heyne“, in: W. W. Briggs / W. M. Calder III (edd.), *Classical Scholarship. A Biographical Encyclopedia* (New York / London 1990) [176–182] 178.

43 A. Boeckh, *Encyclopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften*. Herausgegeben von Ernst Bartuscheck (Leipzig 1877) 156. 165; s. dazu vor allem Mettler 1955, 47f. und Heidenreich 2006, 145.

44 Friedrich 1980, 21 versteht sich gar zu dem Bekenntnis, Heynes Darlegung der *causae venustatum* scheine ihm „immer noch der richtige (und viel zu wenig beschrittene) Weg zum Virgil-Verständnis zu sein“.

45 Zur modernen Theorie s. die bündigen Darstellungen bei G. Nieragden, „Produktionsästhetik“, in: A. Nünning (Hrsg.), *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie* (4. Aufl. Stuttgart / Weimar 2008) 598 und H. Antor, „Rezeptionsästhetik“, ebenda 619–621.

3 Anlage des Kommentars und einzelne Elemente der Exegese in den Bänden I–III

3.1 Die Anlage des Kommentars

In jedem der drei Bände findet sich zunächst eine allgemeine Einführung zur jeweiligen literarischen Gattung, also zur Bukolik, zum Lehrgedicht und zum Epos. Die Behandlung jeder einzelnen Ekloge sowie jedes einzelnen Buchs der *Georgica* und der *Aeneis* wird durch ein *argumentum* eingeleitet, das außer einer Inhaltsübersicht Überlegungen zur Entstehungssituation und zum literarischen Charakter sowie eine ästhetische Bewertung enthält.

Sodann folgt der lateinische Text; er entstammt im Wesentlichen der 1746 erschienenen vierbändigen Ausgabe, welche der ältere Petrus Burmannus begonnen und der jüngere vollendet hatte.⁴⁶ Ein ausführlicher kritischer Apparat erfasst vor allem Konjekturen und Erläuterungen früherer Vergilherausgeber und -kommentatoren wie Heinsius und de la Cerda.

Der im Satzspiegel unter den dichterischen Text gesetzte Kommentar geht weniger auf einzelne Wörter und Phänomene der Grammatik⁴⁷ und Metrik ein als auf den dichterischen Charakter der Sprache, den *usus loquendi poeticus*, und die „dichterische Vorstellung“ (*poeticum phantasma*).⁴⁸ Ein weiterer Schwerpunkt der Kommentierung liegt auf den von Vergil behandelten Gegenständen, Riten, Mythen und geschichtlichen Ereignissen. Des Öfteren verweist Heyne auch auf Imitationen von Vergilpartien in neuzeitlicher Literatur, etwa bei John Milton.⁴⁹

Eine Besonderheit sind ans Ende gestellte ‚Exkurse‘; gewidmet sind sie im Falle der *Aeneis* etwa topographischen Einzelheiten und mythischen Figuren, aber auch der Funktion der Götter, der *pietas* des Aeneas oder der Datierung von Didos Herrschaft; Zahl und Umfang der ‚Exkurse‘ variieren stark.⁵⁰

46 *P. Virgilii Maronis Opera, cum integris et emendatioribus commentariis Servii, Philargyrii, Pierii. Accedunt Fulvii Ursini [...] ac praecipue Nicolai Heinsii notae nunc primum editae: Quibus et suas in omne opus animadversiones, et variantes in Servium lectiones addidit Petrus Burmannus. Post cujus obitum interruptam editionis curam suscepit et adornavit Petrus Burmannus Junior [...]* (Amsterdam 1746).

47 Friedrich 1980, 29 ist der Meinung, „grammatische Subtilität“ sei nicht gerade Heynes Stärke gewesen und „in seiner Dichtererklärung denn auch im ganzen zu kurz“ gekommen.

48 Heyne–Wagner vol. I (1830) VI.

49 S. z. B. Heyne–Wagner vol. III (1833) 292f.

50 Zu den *Eklogen* gibt es 4 ‚Exkurse‘, zu den vier Büchern der *Georgica* 2 + 0 + 0 + 3 = 5, zu den zwölf Büchern der *Aeneis* 26 + 17 + 17 + 4 + 8 + 15 + 8 + 4 + 2 + 2 + 3 + 5 = 111, insgesamt also 120. Spätere Hinzufügungen hat Heyne jeweils unter

Wertvoll und nach dem Urteil Georg Nicolaus Knauers⁵¹ bis heute nicht übertroffen sind schließlich ein ausführliches Verzeichnis der Vergilhandschriften und eines der Werkeditionen.⁵²

3.2 Wichtige Elemente der Kommentierung

I: *Bucolica*

In der allgemeinen Einführung zu den *Eklogen* kritisiert Heyne das Verfahren, den Begriff einer literarischen Gattung aus einer Reihe ähnlicher Werke zu abstrahieren: Auf diese Weise lasse sich keine einheitliche Größe gewinnen, auch werde dabei der Umfang einer Gattung unnötig eingeschränkt.⁵³ Im Unterschied zu einem solchen induktiven Verfahren definiert Heyne die literarische Gattung als ein „im Geist gebildetes System, eine Norm von Wahrheit und Schönheit, an der man das Einzelne messen könne“ (*aliqua in animo informata veritatis ac pulchritudinis ratio et norma, ad quam singula exigere possis*).⁵⁴ Was speziell die Hirtenlieder betrifft,⁵⁵ so haben sie nach Heyne ihren Ursprung in einer frühen, gleichsam goldenen Zeit, die durch Freiheit von Sorgen (*animi a curis vacuitas*) und Muße (*otium*) gekennzeichnet gewesen sei.⁵⁶ Die rohen Formen der Frühzeit habe dann im dritten vorchristlichen Jahrhundert Theokrit in eine anmutige Poesie überführt, die zwar an Lieblichkeit und Anmut gewonnen, gleichwohl den im Anfangsstadium des Genres dominanten Charakter bewahrt habe: Durch die Darstellung von „Ruhe, Sicherheit, Unschuld, Genüssen und Freuden“ (*tranquillitas, securitas, innocentia, deliciae et gaudia*)⁵⁷ halte diese bukolische Dichtung das Gemüt der Leser „mit einem willkommenen Trug“ (*grata fraude*) gefangen, d. h. mit einer Illusion, welche sie als solche erkennen und goutieren. Indem Theokrits bukolische Gedichte die Schlichtheit und Glückseligkeit des frühen Hirtenlebens (*ista vitae simplicitas et felicitas*) zum Ausdruck brächten, verschafften sie dem Leser jenes Empfinden von Vollkommenheit, dem das erstrebte Vergnügen entspringe.⁵⁸ Was diese „Bezauberung“ (*fascinatio*) und somit das intendierte Vergnügen beeinträchtigen könne, habe in bukolischer Poesie

Beibehaltung der ursprünglichen ‚Exkurs‘-Ziffern mit einem eigenen Zeichen versehen, beispielsweise eine Ergänzung zu *excursus* 1 mit einem Asteriskus (1★).

51 Knauer 1979, 62; 92; 94.

52 Heyne–Wagner vol. IV (1832) 601–634 (*Codices*); 635–749 (*Editiones*).

53 Heyne–Wagner vol. I (1830) 9f. und 6; Heidenreich 2006, 127.

54 Heyne–Wagner vol. I (1830) 3.

55 Heynes Auffassung vom Charakter der Bukolik berührt sich mit der ästhetischen Theorie seines Zeitgenossen J. G. Sulzer (1771, ²1792) 580–622 („Hirtengedichte“).

56 Heyne–Wagner vol. I (1830) 4.

57 Heyne–Wagner vol. I (1830) 5.

58 Heyne–Wagner vol. I (1830) 6.

keinen Platz, namentlich die Beschwerlichkeiten des Daseins auf dem Land und die vielfältigen Sorgen des städtischen Lebens.⁵⁹ So betrachtet Heyne die durch Theokrit begründete und gepflegte Weise bukolischen Dichtens als verbindliche Norm des ganzen literarischen Genres.

Indem nun Heyne den solchermaßen durch Deduktion gewonnenen Gattungsbegriff⁶⁰ auf Vergils Eklogen anwendet, gelangt er zu einem prekären Urteil: Nur vier der zehn Gedichte, nämlich *ecl.* 3; 5; 7 und 8, ließen sich zum bukolischen Genus rechnen⁶¹ – diese vier sind diejenigen, in denen der Anschluss an den Archegeten Theokrit besonders eng ist. Die übrigen sechs seien dem Genus fremd: *Ecl.* 2, die von der gleichgeschlechtlichen Beziehung zweier Hirten handle, habe nichts mit der Einfalt und Unschuld der bukolischen Welt zu tun; etwas Entsprechendes gelte für die erste und neunte Ekloge, weil sie mit der Landenteignung ein unseliges Geschehen des ersten vorchristlichen Jahrhunderts zum Gegenstand hätten; *ecl.* 4 mit ihrer Prophezeiung eines goldenen Zeitalters und *ecl.* 6 mit ihrem kosmologischen Abschnitt repräsentierten, indem sie Menschen, Götter und Heroen auftreten ließen, geradezu ein neues literarisches Genre, das Nähe zum Epos aufweise. So lautet denn Heynes Fazit des Vergleichs zwischen Theokrit und Vergil: *Virgilio elegantiae laudem, dignitatis et doctrinae nemo invidet; sed simplicitate et naturali aliqua venustate rerumque copia ac varietate non minus cedit Theocrito, quam ars naturae.*⁶² „Vergil wird niemand das Lob für gewählten Ausdruck, würdevolle Schönheit und Gelehrsamkeit versagen; aber hinsichtlich der Schlichtheit, einer natürlichen Anmut sowie der Fülle und Vielfalt der Gegenstände bleibt er nicht weniger hinter Theokrit zurück als die Kunst hinter der Natur.“

II: *Georgica*

Am Anfang seiner Einleitung zum Gedicht über den Landbau (*Prooemium in Georgica*)⁶³ zitiert Heyne Horazens Bemerkung in *sat.* I 10,44f., die Musen, die am Landleben ihre Freude haben, hätten Vergil „Zartheit und Anmut“ (*molle atque facetum*) zugestanden. Dieses Lob findet Heyne völlig berechtigt: Einen Gegenstand, der doch geradezu nach bäuerlicher Rauheit des Ausdrucks verlange, stelle Vergil so dar, „dass man leicht allenthalben feinen, geschmackssicheren und städtischen Geist erkenne“ (*ut politum, elegans, et urbanum ingenium ubique facile*

59 Heyne–Wagner vol. I (1830) 6.

60 Das Deduktive des Verfahrens wird in Heyne–Wagner vol. I (1830) 9f. besonders deutlich.

61 Für *ecl.* 3 gelte dies freilich nur „in gewisser Weise“ (*quodammodo* [Heyne–Wagner vol. I [1830] 9]).

62 Heyne–Wagner vol. I (1830) 14.

63 Heyne–Wagner vol. I (1830) 265–278.

agnoscas).⁶⁴ So treffe auf Vergils Gedicht das höchste Prädikat zu, das der von ihm gewählten poetischen Gattung zuteil werden könne, nämlich, dass sie didaktisch sei, d. h. die Belehrung des Rezipienten mit höchster poetischer Kunst gestalte.⁶⁵ Denn Vergil bediene sich eines Stils, der am meisten dazu geeignet sei, dem Leser Vergnügen zu bereiten, ein Vergnügen, das in diesem Falle weniger auf dem Gegenstand als eben auf dessen dichterischer Behandlung und Ausschmückung beruhe.⁶⁶ Im Stofflichen habe Vergil sehr viel von Vorgängern übernommen, die literarische Gestaltung aber repräsentiere Geist und Geschmack der Augustuszeit, namentlich deren Vorliebe für das fein Ziselierte und Elaborierte.⁶⁷

Als ein Beispiel für Heynesche Kommentierung sei die Darlegung zum Lob des Landlebens etwas näher angeschaut (*georg.* 2,458–474), vor allem die zu den ersten drei Versen; sie lauten:

(2,458) *O fortunatos nimium, sua si bona norint,*

(2,459) *agricolas! Quibus ipsa, procul discordibus armis,*

(2,460) *fundit humo facilem victum iustissima tellus.*

(2,458) „O überaus beglückt, wenn sie nur das ihnen eigene Gute kennen,

(2,459) die Landleute! Ihnen lässt – fern von den Waffen des Bürgerzwists –

(2,460) die Erde, die ganz und gar gerechte, von selbst leicht erworbenen Unterhalt aus dem Boden quellen.“

Zu diesen Versen schreibt Heyne:⁶⁸

458. Sequuntur laudes vitae rusticae, locus nobilissimus, cuius pulcritudinem qui non sentiat, is nec dignus sit, cui enarretur. Qui dulcedine harum voluptatum captus diutius suis sensibus indulgere vult, is post laudatos iam a Cerda et aliis Statium Silv. IV, 5. Xenoph. Oeconom. conferat Culicem v.57–96. Horat. Epod. II. Carm. III, 1, 21–24. Serm. II, 6, 59sq. Claudian. LV *Felix qui patriis* etc. Tibull. I, 1. I, 5, 19–35. I, 10. II, 1. II, 3. Statium Silv. II, 2. Senecam Herc. fur. 159 sq. Ex recentioribus primo loco Thomsonum *Autumn* 1232 sq. Nobis quidem in ornatu huius loci accuratius retexendo, fessum tantarum minutiarum recensu, animum paullisper recreare liceat, inprimis cum in multis eius pulcritudinem non assequutos esse videam interpretes, quos quidem vidi. – *fortunatos nimium*, solleni modo loquendi, pro multum, valde.

459. 460. *procul discordibus armis*. Atqui saepius quam vellent agricolas infestant arma, copii agros insidentibus (Meierotto in Dubiis p. 8)?⁶⁹ Scilicet poeta ponit id, quod in hac vita et agrorum longinquitate plerumque contingit; cum urbes opulentae saepius expugnentur

64 Heyne–Wagner vol. II (1832) 265.

65 Heyne–Wagner vol. II (1832) 266.

66 Heyne–Wagner vol. II (1832) 266.

67 Heyne–Wagner vol. II (1832) 270.

68 Heyne–Wagner vol. I (1830) 478f.

69 J. H. L. Meierotto, *De rebus ad auctores quosdam classicos pertinentibus dubia viro eximio Christiano Gottlob Heyne proponit I. H. L. M.* (Berlin 1785) 8.

et diripiantur. Ita et alii poetae; cf. *Culex* 80. 81. Alioqui sic esset accipiendum: ut ipsi agrestes militiam non sequantur, nec opes et divitias e praeda. cf. ad Tibull. I, 1 pr. – *ipsa tellus*, αὐτὴ, αὐτομάτῃ, lubens volensque. – *facilem victum*, qui facile paratur, ut infra v. 500 *fructus, quos ipsa volentia rura Sponte tulere sua*, non sunt tantum silvestres, sed amplificatione poetica dicuntur etiam ii fructus, qui facili opera parantur. (vide ne *facilis* sit i. q. ἄφθονος, affluens; quae quidem notio apprime convenit verbo *fundit*. Vid. de hac significatione adiectivi *facilis* Gronov. ad Liv. XXIII, 11. Graev. ad Cic. Epist. ad Fam. III, 12. Sic ipse Virgilius *Aen.* I, 444: „sic nam fore – – facilem victu per saecula gentem“. ubi vid. Not. Compara etiam Homericum illud: θεοὶ βέλῃα ζῶοντες. *Wr.*)⁷⁰ – *fundit*, sufficit, suppeditat; cum copiae notione. cf. *Ecl.* IV, 20. Translatum inde ad partum, inprimis facilem ac felicem. – *iustissima*, quia *creditum reddere* / terra, *acceptum referre*, dicitur, eique *fides, fenus, aequitas* tribuitur. Sublectum esse hoc Menandro (non Menandro, sed Philemoni; vid. Meineke ad Men. et Phil. Reliqu. pag. 406. *Wr.*)⁷¹ statuebat doctus Britannus; cum in Fragmentis sit: δικαιοτάτων κτῆμ' ἔστιν ἀνθρώποις ἀγρός, Ὡν ἡ φύσις δέϊται γὰρ, ἐπιμελῶς φέρει. Saltem bene convenit. γῆδιον δικαιοτάτων etiam Xenophon dixit *Cyrop.* VIII, p. 468. – At *tellus fundit humo*. Vavassor de vi et usu voc. pag. 150 observat hoc et ait, esse utrumque unum idemque. Male vero. Scilicet habet hoc poeticus sermo praecipui, dum copiam sectatur, ut synonymis ita utatur, ut alterius latior, alterius angustior ipso positu, significatus sit. *humo*, h. ex solo, culta sua superficie; sic *rivos praetereuntis aquae* Tibull. I, 1, 28. ubi vid. Obs. adde supra *Ecl.* V, 47. Livium V, 44, 6. Sic supra v. 411 *segetem obducunt sentibus herbae*. Mox 461 *domus totis vomit aedibus*. Sed et humus ex sermonis proprietate numquam pro toto terrarum orbe ponitur, sed sive ad frugum culturam (*Avien. Descr. Orb.* 1193 *Dives humo tellus*), sive ad humationem corporum fere referri solet.

Zunächst bezeichnet Heyne die siebzehn Verse von Vergils Lob des ländlichen Lebens als „eine höchst erlesene Partie“.⁷² Ein wenig streng fährt er fort: Wer die Schönheit dieser Partie nicht wahrnehme, verdiene es gewiss nicht, dass man sie ihm erläutere. In seinem *Georgica*-Kommentar von 1990 zitiert Roger Mynors diese Bemerkung Heynes anstelle eines eigenen Kommentars,⁷³ das heißt ja wohl: mit Zustimmung. Im Anschluss an die Rühmung der poetischen Schönheit verweist Heyne diejenigen Leser, die sich weiterem ästhetischen Genuss hingeben wollen, außer auf die bereits von de la Cerda zitierten, thematisch verwandten Stellen (*Stattius silv.* 4,5 und Xenophon) noch auf eine ganze Reihe weiterer (aus dem *Culex*; bei Horaz, Tibull, Seneca, *Stattius* sowie *Claudian*), und aus jüngerer Zeit zitiert er eine Partie aus dem 1730 (innerhalb der *Seasons*) veröffentlichten Gedicht *Autumn* des schottischen Dichters James Thomson (1700–1748). Auf Heynes Similienkatalog bezieht sich Roger Mynors, wenn

70 Das in runden Klammern Stehende ist von Wagner hinzugefügt worden.

71 Das in runden Klammern Stehende ist wiederum von Wagner hinzugefügt worden; er bezieht sich auf folgende Ausgabe: *Menandri et Philemonis reliquiae*, edidit Augustus Meineke (Berlin 1823).

72 Ähnlich fällt Heynes Urteil über die Schilderung des *ludus Troiae* in *Aen.* 5,545–603 aus: Es sei dies eine der am sorgfältigsten ausgearbeiteten Partien (*ex elaboratissimis poetae locis* (Heyne–Wagner vol. II [1832] 847); s. dazu Friedrich 1980, 21.

73 Mynors 1990, 162.

er die Stelle im *Culex* und bei Thomson anführt – freilich dienen sie Mynors als Beispiele dafür, welche ‚Verwässerung‘ Vergils Versen zuteil werden könne.⁷⁴ Eines solchen Urteils enthält sich Heyne. Vielmehr bittet er seine Leser höflich um Erlaubnis, seinen Geist, der von der Musterung so vieler Details ermüdet sei, durch das Analysieren des poetischen Schmucks dieser Vergilpartie ein wenig zu erholen, zumal viele Interpreten deren Schönheit nicht erkannt hätten.

Als erstes ordnet Heyne die Junktur *fortunatos nimium* dem „feierlichen Stil“ zu; *nimium* stehe für *multum*, *valde*. Die Behauptung Vergils, das Land sei von Bürgerzwist entfernt, wird von Heyne als durchaus problematisch empfunden: Ob die Bauern denn nicht öfters, als ihnen recht sei, die Besatzung durch Truppen erlebten? So meine Vergil hier wohl, dass die Landbevölkerung dank ihrer Abgeschiedenheit eher von Krieg verschont bleibe als reiche, zur Eroberung reizende Städte. Freilich erklärt Heyne diese Interpretation nicht apodiktisch für die einzig mögliche: Man könne die Worte *procul discordibus armis* auch so verstehen, dass die Bauern von sich aus keinen Kriegsdienst, keinen Reichtum aus Beutezügen erstrebten. Die Formulierung *ipsa tellus* paraphrasiert Heyne unter Verweis auf das griechische αὐτή, αὐτομάτη als „freudig und willig“. Mit *facilis victus* sei der leicht zu beschaffende Lebensunterhalt gemeint, eine Deutung, für die auch ein späterer Vers (*georg.* 2,500: ... *rami fructus, quos ipsa volentia rura / sponte tulere sua*) spreche. *Fundit* sei im Sinne von „in Fülle darbieten“ (*sufficit*), „in Fülle zur Verfügung stellen“ (*suppeditat*) zu verstehen und hier auf das „Hervorbringen“ (*partus*) bezogen. *Iustissima*, „äußerst gerecht“ heiße die Erde, weil sie das ihr Anvertraute erstatte, das Aufgenommene zurückgebe und weil ihr Treue (*fides*), Verzinsung (*fenus*) und Billigkeit (*aequitas*) zugeschrieben würden. Dass die Vorstellung der „höchst gerechten Erde“ einem griechischen Schriftsteller abgelauscht sei, habe der „gelehrte Brite“, *doctus Britannus*, festgestellt, ein Zeitgenosse, den Heyne mehrfach erwähnt;⁷⁵ gemeint ist wohl John Jortin (1698–1770). Den Namen des griechischen Autors gibt Heyne mit Menander an, es ist aber, wie Georg Philipp Wagner (in dem in runden Klammern stehenden Zusatz) verbessert hat, der hellenistische Theaterdichter Philemon (ca. 360 – ca. 264 v. Chr.). Schließlich äußert sich Heyne noch zu dem semantischen Unterschied zwischen *humus* und *tellus*, wobei er Kritik an Franciscus Vavassor (François Vavasseur S. J., 1605–1681) übt, der behauptet hatte, die Wörter bedeuteten ein und dasselbe;⁷⁶ zu Recht weist Heyne darauf hin, dass *humus* die

74 Mynors 1990, 162.

75 S. noch Heyne zu *ecl.* 7,53 (Heyne-Wagner vol. I [1830] 198), *Aen.* 1,267 (vol. II [1832] 235) und *Aen.* 3,420 (vol. II [1832] 505).

76 Die von Heyne zitierte Ausgabe der Schrift Vavasseurs war mir nicht zugänglich, wohl aber eine von J. E. Kapp 1722 besorgte: Franciscus Vavassor, (*Antibarbarus seu*) *De vi et usu quorundam verborum cum simplicium, tum coniunctorum libellus*, in: Francisci Vavassoris

dem Ackerbau oder der Bestattung dienende Erde bezeichne, niemals den ganzen *terrarum orbis*.

Zwar führt Roger Mynors zu *justissima tellus* eine größere Anzahl von Similien als Heyne an, im Ganzen aber bleibt der moderne Kommentator doch, was die Vielfalt der Aspekte sowie die Intensität der sprachlichen und stilistischen Analyse angeht, hinter dem Vorgänger zurück.

III: *Aeneis*

Am Anfang seiner Einführung zur *Aeneis* äußert sich Heyne über das Wesen epischer Dichtung:⁷⁷ Es bestehe darin, eine bedeutende und schwierige Tat, die mit Großmut und kluger Überlegung ausgeführt worden sei, so zu erzählen, dass sie die Bewunderung (*admiratio*) des Lesers hervorrufe;⁷⁸ auf solcher Bewunderung beruhe nämlich bei dieser Gattung das von der Poesie zu erstrebende Vergnügen (*delectatio*).⁷⁹ Im Falle der *Aeneis* sieht Heyne all dies gegeben: Der Titelheld sei eine überaus bedeutende Gestalt, seine Flucht aus Troja, die lange Irrfahrt, die vom Schicksal gewiesene Ankunft in Latium und die Gründung der Rom vorausgehenden Siedlung (Lavinium) seien bedeutende Geschehnisse.⁸⁰ Heyne äußert seine Bewunderung dafür, mit welchem Geschick Vergil den gesamten trojanischen Sagenkreis (der Homerischen und der kyklischen Epik) mit den italischen Mythen verknüpft hat.⁸¹

Des Weiteren vergleicht Heyne die Bedingungen, unter denen Vergil und sein Vorbild Homer ihre Werke geschaffen hätten, und nimmt dabei die historische Betrachtungsweise wieder auf, die er bereits in der Praefatio zum ersten Band skizziert hatte. Homer sei der Epoche der von ihm dargestellten Heroen nahe gewesen; in seiner Zeit habe man noch geglaubt, die Götter kümmerten sich um die Angelegenheiten der Menschen, auch habe er eine von Natur aus poetische Redeweise benutzt, die noch nicht durch die Klügelei der Philosophen und die Spitzfindigkeiten von Rhetoren und Sprachforschern gebrochen und geschwächt gewesen sei, sondern viel vom alten Charakter bewahrt habe

e Societate Iesu *De ludicra dictione liber* [...] Recensuit, variisque notis illustravit Ioannes Erhardus Kappius (Leipzig 1722) [447-614] 599f.

77 Heynes Auffassung vom Charakter des Epos berührt sich in manchem mit der ästhetischen Theorie J. G. Sulzers (1771, ²1792) 494-568 („Heldengedicht“).

78 Heyne-Wagner vol. II (1832) 2f.

79 Heyne-Wagner vol. II (1832) 6.

80 Heyne-Wagner vol. II (1832) 9.

81 Heyne-Wagner vol. II (1832) 12f.; zu diesem Gegenstand äußert sich Heyne u. a. auch in den *excursus* IV, V, VII und VIII zu Buch 7 der *Aeneis*. Zu Heynes Mythosbegriff s. besonders Hartlich / Sachs 1952, 11-19. 169-171, L. Marino, *Praeceptores Germaniae. Göttingen 1770-1820* (Göttingen 1995: überarbeitete Auflage des italienischen Originals: *I Maestri della Germania. Göttingen 1770-1820* [Torino 1975]) 267-299 und Graf 1993.

(*utebatur sermone, natura sua poetico, hoc est, per philosophorum subtilitatem, et rhetorum ac grammaticorum argutias, nondum fracto et attenuato, sed qui multum adhuc retinebat ex genio antiqui sermonis*).⁸² Vergil hingegen lebe in einem Zeitalter, das von dem seiner Helden weit entfernt sei, und schreibe unter ganz und gar anderen Verhältnissen der Politik, der Lebenswelt, des Orts, ja des Klimas.⁸³ Um Ruhm zu erlangen, habe er nun einmal eine Fülle von Gelehrsamkeit und vielfältige Vertrautheit mit der vorangegangenen Literatur benötigt:⁸⁴ Derartige Kenntnisse seien von einem Dichter der Augustuszeit ebenso erwartet worden wie dass er zahlreiche griechische Autoren nachahme.⁸⁵ So bringt Heyne nach Art eines Verteidigers viel vor, das Verständnis für Vergils Kunst wecken soll – seine persönliche Präferenz für Homer bleibt davon freilich unberührt.⁸⁶

In methodischer Hinsicht ist noch bemerkenswert, dass Heyne jene Deutungsweise entschieden ablehnt, die man heute gerne als Typologie bezeichnet, d. h. im Falle der *Aeneis* die Auffassung, Persönlichkeit und Leistung des Augustus würden hier durch Aeneas präfiguriert.⁸⁷ Eine solche Interpretation – Heyne nennt sie *allegoria* –, sei dem Epos ganz und gar fremd, vernichte sie doch seine ganze Kraft und schwäche die Bedeutung von Menschen und Ereignissen.⁸⁸

Wenigstens drei signifikante Partien der *Aeneis*-Kommentierung seien gestreift.⁸⁹

Die erste ist dem achten Buch entnommen. Als in Latium Krieg zwischen Trojanern und den Einheimischen (unter der Führung des Turnus) droht, schmiedet Vulcan auf Bitte der Venus für Aeneas Waffen; auf dem Schild sind zahlreiche Ereignisse und Gestalten aus der zukünftigen Geschichte Roms und Italiens dargestellt (*Aen.* 8,626–728). Wichtigstes Vorbild für Vergil ist eine Szene aus dem achtzehnten *Ilias*-Buch: Nachdem Hektor Achills Schild, mit dem Patroklos gekämpft hatte, nach dessen Tod erbeutet hat, fertigt Hephaistos auf Thetis' Bitte für ihren Sohn einen neuen: Auf ihm sind der Kosmos und eine Reihe von Szenen aus städtischem Leben abgebildet (*Ilias* 18,478–608). Heyne

82 Heyne–Wagner vol. II (1832) 11.

83 Heyne–Wagner vol. II (1832) 12.

84 Heyne–Wagner vol. II (1832) 12.

85 Heyne–Wagner vol. II (1832) 19–22. 24.

86 Es ist ja diese Darlegung, in der sich das oben zitierte Bekenntnis findet (Heyne–Wagner vol. II [1832] 31).

87 S. dazu G. Binder, *Aeneas und Augustus. Interpretationen zum 8. Buch der Aeneis* (Meisenheim am Glan 1971); Wlosok 1973, 140f. = Wlosok 1990, 290.

88 Heyne–Wagner vol. II (1832) 27–31.

89 Der folgende Abschnitt über die drei *Aeneis*-Stellen ist angeregt durch Heidenreich 2006, 139f.

vergleicht die beiden Schildbeschreibungen ausführlich miteinander.⁹⁰ Gewiss, so gibt er zu bedenken, zeige Vergils Darstellung reichen poetischen Schmuck, doch Homers Schilderung verfüge über ein höheres Maß an Anschaulichkeit (ἐνάργεια)⁹¹ und besitze „zweifelloso mehr Wahrheit“ (*Homerius clipeus haud dubie plus habebat veritatis*).⁹² Hätte Vergil, so ruft Heyne aus, doch wenigstens einen gewichtigeren und plausibleren Grund dafür gefunden, warum dem Aeneas ein mit göttlicher Kunst hergestellter Schild überbracht werden musste! (*Utinam saltem graviorem et probabiliorem causam reperisset, cur Aeneae clipeus divina arte factus afferendus erat!*).⁹³ Offensichtlich habe Vergil vieles nicht geglaubt, was er andere glauben machen wollte, und das habe in diesem Falle die gesamte Kraft des Vergnügens gemindert (*Virgilium ... apparet multa non credidisse, quae alios credere voluit: et hoc voluptatis vim omnem imminuit*).⁹⁴

Zu einer ganz anderen Einschätzung von Vergils Kunst gelangt Heyne bei einem Vergleich von Aeneas' Abstieg in die Unterwelt (*Aen.* 6,264–898) mit der *Nekyia* in der Homerischen *Odyssee* (*Od.* 11,14–332). Bei seiner Schilderung des *descensus* habe sich Vergil nicht auf der Nachahmung von Homerischem ausge- ruht, sondern etwas Neuartiges geschaffen durch die Nutzung philosophischer Theoreme, vor allem solcher Platons: Unter dem Eindruck von dessen Seelen- wanderungslehre schildere Vergil, wie zahlreiche Seelen am Lethestrom Verges- sen trinken, damit sie später einmal, ohne Erinnerung an ihre frühere Existenz, zu einer neuen Einkörperung an die Oberwelt emporsteigen können. So habe Aeneas Gelegenheit erhalten, einige seiner künftigen Nachkommen zu sehen, zum Beispiel Romulus, Brutus, Caesar und Augustus: die so genannte Helden- schau (*Aen.* 6,752–886).⁹⁵ Ohne Zweifel habe Vergil bei der Unterweltdarstel- lung Homer vor Augen gehabt – „aber Welch großer Fortschritt der Kunst und des schöpferischen Einfalls von der Homerischen *Nekyia* zum sechsten Aeneis- buch!“ (*Homerum haud dubie ante oculos habuit; at ab Homericis Nekyia quantus artis et ingenii progressus ad Aeneidis librum sextum!*).⁹⁶ Ähnlich urteilt Heyne über die pathosgeladene Schlusspartie der *Aeneis*: Hinter ihr bleibe die *Ilias* weit zurück.⁹⁷

Das dritte Beispiel betrifft Heynes Kommentierung der Dido-Handlung im vierten *Aeneis*-Buch und seine Charakterisierung des Titelhelden. Vergeblich versuche Dido, die ihrem inzwischen verstorbenen Gatten einst Treue geschwo- ren hatte, die aufkeimende Liebe zu Aeneas zu bezwingen; in der Beziehung zu

90 Excursus IV: *De Aeneae clipeo*, in: Heyne–Wagner vol. III (1833) 291–299.

91 Heyne–Wagner vol. III (1833) 292.

92 Heyne–Wagner vol. III (1833) 292.

93 Heyne–Wagner vol. III (1833) 293.

94 Heyne–Wagner vol. III (1833) 293.

95 Heyne–Wagner vol. II (1832) 1004.

96 Heyne–Wagner vol. II (1832) 1041.

97 Heyne–Wagner vol. III (1833) 836: *multo [...] hac parte inferior est Ilias Aeneide.*

ihm, in welche Götter (Juno, Venus und Mercur) massiv eingreifen, stünden für Dido nicht nur Ehre und Ruf, sondern die ganze Existenz auf dem Spiel. Für die Schilderung einer solchen Liebe habe Vergil kein wirkliches Vorbild gehabt. Denn derart leidenschaftliche Affekte, wie sie sich in der Begegnung von Dido und Aeneas äußerten, seien dem Homerischen Zeitalter fremd gewesen; auch bei dem Tragiker Euripides (in der *Alkestis*) und bei dem Epiker Apollonios von Rhodos finde sich nichts wirklich Vergleichbares.

Auf die Bemerkungen zu Vergils Eigenständigkeit lässt Heyne eine Charakterisierung des Aeneas folgen. Wer bei der Lektüre ans Ende des vierten Buchs gelangt sei, werde Aeneas' Roheit (*feritas*) und Grausamkeit (*immanitas*) verwünschen.⁹⁸ Ganz ähnliche Ausdrücke wird Heyne später verwenden, als Aeneas, nachdem der junge Pallas von Turnus getötet und seines Wehrgehens beraubt worden ist, als Sühnopfer acht junge Männer der Gegenseite tötet und auch den um Gnade flehenden Magus nicht verschont (*Aen.* 10,510–536): Damit handele Aeneas „unmenschlich“ (*inhumaniter*) und „ruchlos“ (*impie*). Es ist diese Seite von Aeneas' Agieren, welche in angloamerikanischer Vergilforschung seit den 1960er Jahren zuweilen so gedeutet worden ist, dass Aeneas, indem er der Raserei und der Gewalttätigkeit anheim falle, zum moralischen Verlierer der *Aeneis* werde.⁹⁹ Hier gelangt Heyne freilich zu einer anderen Einschätzung: Aeneas' Verhalten gegenüber Dido und den Feinden erscheine zwar modernem Empfinden als überaus grausam, doch dies treffe offensichtlich nicht auf Vergils Zeit zu¹⁰⁰ – der Leser möge aber über das antike Gedicht nicht nach den Sitten und der Gesinnung der eigenen Zeit urteilen.¹⁰¹ Es ist dies ein wichtiges Beispiel für Heynesche Betrachtungen über die Geschichtlichkeit des poetischen Kunstwerks. In ihrer Replik auf die angloamerikanische Forschung hat Antonie Wlosok (1973/1990) zu Recht eine ganz ähnliche Argumentation angewandt.¹⁰²

4 Schlussbemerkung

Aus heutiger Sicht gehört es zu den Schwächen von Heynes Kommentierung, dass er ihr deduktiv gewonnene Begriffe der von Vergil repräsentierten Gattungen Bukolik, Lehrgedicht und Epos zugrunde legt, statt jeweils die *geschichtliche Entwicklung* der literarischen Reihe näher ins Auge zu fassen. Auch bleibt etwa

98 Heyne–Wagner vol. II (1832) 592f.

99 Zu den wichtigsten Repräsentanten dieser Auffassung s. Wlosok 1973, 141–146 = Wlosok 1990, 291–295.

100 Heyne–Wagner vol. II (1832) 593; Heyne–Wagner vol. III (1833) 510.

101 Heyne–Wagner vol. II (1832) 593.

102 Wlosok 1973, 146–150 = Wlosok 1990, 296–300.

Heynes Konstruktion der Frühzeit des Hirtenlebens problematisch: Dass sie eine Epoche der „Freiheit von Sorge“ und der „Muße“ gewesen sei – wer mag das ernstlich glauben?

Solchen Schwächen stehen freilich bedeutende Stärken gegenüber. Weit entfernt von der Stoffhuberei früherer Kommentare, trägt Heyne Wesentliches zur Erklärung der sprachlich und gedanklich schwierigen Partien des Vergilischen Oeuvres bei, nicht zuletzt infolge seiner Bereitschaft, zuweilen unterschiedliche Deutungen zuzulassen. Mit seinen detaillierten Vergleichen zwischen Vergil und dessen literarischen Vorbildern hat er moderner Intertextualitätsforschung aufs schönste vorgearbeitet.¹⁰³ Auch die ästhetische Würdigung des Dichters hat er mit seinem Mut zu eigenem Urteil in hohem Maße gefördert. Und in methodischer Hinsicht bleiben sein Insistieren auf der Geschichtlichkeit des poetischen Kunstwerks, die Heraushebung der *operis summa* als des Fluchtpunkts der Interpretation sowie sein rezeptionsästhetisches Interesse vorbildlich. Ganz gewiss lohnt es sich auch heute, gemäß Wilamowitz' Empfehlung bei Heyne „anzufragen“.¹⁰⁴

103 S. auch Knauer 1979, 62.

104 Wenigstens ein paar Beispiele für fruchtbare Auseinandersetzung jüngerer Forschung mit Heyne – außer den Kommentaren Nicholas Horsfalls (s. oben) – seien genannt: Conte 1982, 87–89; Ders. 2007, 200f. [zu *Aen.* 10,540–542]; R. Cramer, *Vergils Welt-sicht. Optimismus und Pessimismus in Vergils Georgica* (Berlin 1998) 9 Anm. 31. 11 Anm. 44. 19 Anm. 75. 43 Anm. 173. 44 Anm. 179. 45 Anm. 180. 51 Anm. 209. 53 Anm. 214 u. ö.; A. Cucchiarelli, „A Note on Vergil, ‚Aeneid‘ 12.941–3“, *Classical Quarterly* 52 (2002) 620–622; J. Fish, „Anger, Philodemus' Good King, and the Helen Episode of Aeneid 2.567–589. A New Proof of Authenticity from Herculaneum“, in: D. Armstrong / J. Fish / P. A. Johnston / M. B. Skinner (edd.), *Vergil, Philodemus, and the Augustans* (Austin 2004) [111–138] 126. 136 n. 68; K. Haynes, „Classic Vergil“, in: J. Farrell / M. C. P. Putnam (edd.), *A Companion to Vergil's Aeneid and its Tradition* (Chichester 2010) [421–434] 422. 425–427. 432f.; Knauer 1979, 126. 241. 279. 323–326; E. Lefèvre, „Didos Geschenke an Aeneas“, *Sicilorum Gymnasium* 29 (1976) [265–272] 265–267. 270.

Christian Gottlob Heyne und die Alte Geschichte¹

GUSTAV ADOLF LEHMANN

1 Vorbemerkung

Der 2005 verstorbene Göttinger Althistoriker Jochen Bleicken, zweifellos einer der Größten im Fach Alte Geschichte während der 2. Hälfte des 20. Jh.s, hat in einer gründlich dokumentierten wissenschaftsgeschichtlichen Abhandlung – mit dem Titel „Die Herausbildung der Alten Geschichte in Göttingen: Von Heyne bis Busolt“ – in seinen Schlussbemerkungen noch einmal eindringlich die fort-dauernde Bedeutung Heynes für diese historische und zugleich altertumswissenschaftliche Disziplin hervorgehoben. Bleicken verweist dabei zunächst auf die Pflicht eines jeden Althistorikers, sich im Rahmen seines Faches allen methodischen und sachkritischen Fragestellungen und Herausforderungen aus den modernen historischen Disziplinen zu stellen, um dann fortzufahren: „Doch ist es heilsam für sein Fach, wenn bei allem, was er macht, ihm Christian Gottlob Heyne über die Schulter schaut!“²

2 Zum Status des Fachs Geschichte an der jungen Göttinger Universität

Das Fach Alte Geschichte bzw. Geschichte des Altertums gab es freilich zu Heynes Zeiten noch nicht – denn als eigenständige akademische Disziplin begegnet die Alte Geschichte unter dieser Bezeichnung erst nach der Mitte des 19. Jh.s; sie ist somit – anders als man bei ihrem (nicht gerade glücklich gewählten) Namen vermuten würde – ein relativ junges Fach. Erwachsen ist diese Disziplin vornehmlich aus zwei unterschiedlichen Wurzeln: Aus einer primär den sog. „Realien“ der Antike zugewandten Richtung der Klassischen Philologie (u. a. in Göttingen) und aus der so genannten „Universalgeschichte“ (u. a. in Leipzig), die sich mit ihrer gesamteuropäischen Perspektive deutlich von der damals

1 Dieser Beitrag basiert in starkem Maße auf der in ihren Hauptkapiteln ungewöhnlich materialreichen und wertvollen Bonner Dissertation von Marianne Heidenreich (Heidenreich 2006). Ein Hinweis auf den Rang dieses grundlegenden Werkes ist hier umso mehr geboten, als in den folgenden Darlegungen natürlich auch Kritik in Einzelheiten begegnen wird.

2 Bleicken 1998, 1033.

– zumindest in Deutschland – durchgehend dynastisch-territorial orientierten Neueren Geschichte, mit ihren eher partikularen pragmatisch-politischen bzw. staatsrechtlichen oder auch landeskirchlichen Anliegen, abhob. Das primär vom griechisch-römischen Altertum, daneben auch vom Weltbild der Bibel, ausgehende Programm dieser übergreifenden universitären Disziplin ist bekanntlich Gegenstand von Fr. Schillers berühmter Antrittsvorlesung in Jena vom 26. Mai 1789 gewesen: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ Weitaus konkretere Vorstellungen lassen sich jedoch aus den einschlägigen, bereits Jahrzehnte zuvor erschienenen Handbüchern gewinnen, wie sie von Göttinger Historikern, u. a. von Johann Christoph Gatterer (1727–1799) und, besonders wirkungsvoll, von August Ludwig Schlözer (1735–1809) verfasst bzw. redigiert worden sind.³

Zur Bedeutung und Rolle des Fachs Geschichte innerhalb der bestehenden Fakultäten und Disziplinen in Göttingen hat sich Heyne schon sehr früh und grundsätzlich (in der universitären Öffentlichkeit) ausgesprochen: Als am 23. Dez. 1766 – mit starker Hilfe aus Hannover in London – ein *Institutum Historicum* in Göttingen begründet wurde, in dem unter der Leitung Gatterers die wissenschaftliche Arbeit im Bereich der Diplomatik und Heraldik auf eine neue Grundlage gestellt werden sollte, hielt Heyne pflichtgemäß die feierliche lateinische Eröffnungsrede.⁴ Sieht man von dem rhetorischen Überschwang im Genos „Festrede“ einmal ab, so wird deutlich, dass Heyne dem Fach „Geschichte“ hier nur die traditionelle Rolle einer unentbehrlichen Hilfswissenschaft, sowohl für die *doctrina sacra* der Theologie und die Anliegen der Jurisprudenz als auch für die Interpretationen und Gegenstände der Philologie, zuerkennen wollte, aber durchaus nicht den Rang einer darüber hinaus auch eigenständigen wissenschaftlichen Disziplin.

Selbstverständlich stellt sich an diesem Punkt die Frage, ob Heyne in seinem langen Gelehrtenleben an der hier umrissenen Position stets festgehalten hat, ohne dass sich relevante Modifikationen feststellen ließen. Es gehört m. E. daher zu den Schwächen in der sonst so hilfreichen Studie von Marianne Heidenreich, dass dieser Leitfrage nicht konsequent genug (und nach verschiedenen

3 J. Chr. Gatterer, *Handbuch der Universalhistorie* (Göttingen 1760, ²1765); A. L. (v.) Schlözer, *Vorstellung seiner Universal-Historie*, 1. u. 2. Teil (Göttingen 1772 u. 1773). – S. hierzu auch die Angaben bei Heidenreich 2006 (bes. 149–186) zu den von Heyne selbst, zwischen 1766 und 1772, bearbeiteten und umgeschriebenen Teilbänden einer (ursprünglich in London in 26 Foliobänden erschienenen) *Allgemeine(n) Weltgeschichte*, s. dazu auch u. S. 68.

4 *De studii historici ad omnes disciplinas utilitate, necessitate ac praestantia* (Einzeldruck) Göttingen 1766; ferner in *Opuscula Academica (collecta et animadversionibus locupletata)* tom. I., Göttingen 1785, 280–289.

Richtungen hin) nachgegangen worden ist.⁵ Im engeren Bereich der Alten Geschichte lässt sich freilich kaum bestreiten, dass es hier für Heyne (ohne jedes „historistische“ Bedenken) zunächst und vor allem um ein großes Reservoir an lehrreichen *exempla* ging, die sich vorzüglich für die nähere Betrachtung und Einschätzung aktueller Ereignisse und Entwicklungen eigneten.⁶

3 Heyne und Schlözer: ‚Alte‘ und ‚Neue‘ Geschichte

Der etwas eigenbrötlerische Spezialist Gatterer mochte mit den in Heynes Festrede eröffneten Perspektiven für sein Fach und das *Institutum Historicum* noch leidlich zufrieden gewesen sein, nicht dagegen der hoch ambitionierte Schlözer, mit dessen Persönlichkeit und universitärer Lehre sich der damals einsetzende Aufschwung einer auch auf staatsrechtlichem und politischem Gebiet profilierten Geschichtswissenschaft in Göttingen eng verbinden sollte.⁷

Tatsächlich lässt sich in der Folgezeit, während der langen Ära der Tätigkeit Heynes in der Georgia Augusta, eine eigentümliche Entwicklung beobachten: Heynes intensive Bemühungen in der Lehre wie auch in wissenschaftlichen Arbeiten, seine Interpretationen und Kommentare zu antiken Autoren und Texten mit dem Rüstzeug solider historisch-philologischer Quellen- und Sachkritik in die jeweiligen Zeitbezüge einzubetten, fanden allmählich immer größeren Anklang in der akademischen Öffentlichkeit.⁸ Gleichzeitig aber zog sich der brillante, freilich auch recht streitbare Schlözer mehr und mehr aus dem Bereich der antiken Geschichte zurück – unter Konzentration auf die publizistisch reizvolleren Aufgaben eines Neuhistorikers und die Thematik der politischen Ver-

5 S. dazu die Darlegungen in der „Einleitung“ von Heidenreich 2006, bes. 18–22 und die sehr verhaltene Bilanz 581–583; vgl. dagegen Schindel 1990, 191–210.

6 Aus Ciceros Katalog der Funktionen und Aufgaben der *historia* in *De orat.* II 36 – einem damals in den gebildeten Kreisen Europas allseits bekannten Zeugnis – hat Heyne, wie Heidenreich gezeigt hat (2006, 185f.), eine charakteristische Auswahl getroffen: Ihm ging es – im Sinne der (vor-revolutionären) Aufklärung – vor allem um den (lehrhaften) Gegenwartsbezug, das Potential zur Lenkung und Leitung im privaten wie im öffentlichen Leben (*magistra vitae*), und eine unbedingte, kritische Wahrheitsliebe (*lux veritatis*). Als „Trägerin lebendiger Erinnerung“ oder bloß als „Botschafterin längst vergangener Zeiten“ (*vita memoriae* bzw. *nuntia vetustatis*) war die *historia* für Heyne von geringerem Interesse.

7 S. U. J. Becher, „August Ludwig von Schlözer“, in: H.-W. Wehler (Hrsg.), *Deutsche Historiker* Bd. 7 (Göttingen 1980) 7–23; M. Peters, *Altes Reich und Europa. Der Historiker, Statistiker und Publizist August Ludwig (v.) Schlözer (1735–1809)* (Münster/W. 2003).

8 S. die Angaben bei Heidenreich 2006, 108–112.

hältnisse und Entwicklungen im zeitgenössischen Staatensystem Europas, deren wissenschaftliche Behandlung damals unter den Begriff „Statistik“ fiel.⁹

Man wird diese Abgrenzungen in der Lehre und (partiell) auch im Schrifttum zwischen Heyne und Schlözer nicht primär auf fachimmanente Spezialisierungen zurückführen dürfen, sondern das besondere Gewicht der Persönlichkeit Heynes und seine außerordentlich breiten, umfassenden Text- und Quellenkenntnisse in Anschlag zu bringen haben. So ist es auch nicht verwunderlich, dass hier in der Folgezeit, unter dem Heyne-Schüler (und Schwiegersohn) Arnold Hermann Heeren (1760-1842), der 1799 die explizit für das Fach „Geschichte“ ausgewiesene Professur in Göttingen übernehmen konnte, die Geschichte des Altertums am Ende wieder volles Heimatrecht im Rahmen einer neu belebten und vertieften „Universalgeschichte“ erhalten hat. Im gleichen Jahr (1799) erschien erstmals Heerens großes, immer wieder neu aufgelegtes und noch weit ins 19. Jahrhundert hinein einflussreiches *Handbuch der Geschichte der Staaten des Altertums*.¹⁰

4 Universal- und Altertumsgeschichte im 18. Jahrhundert

Wenn in diesen Zusammenhängen von „Universalgeschichte“ – oder „Allgemeiner Weltgeschichte“ die Rede ist, so handelt es sich freilich – in den äußeren und inneren Dimensionen – um den wie selbstverständlich auf Europa und Vorderasien ausgerichteten Geschichtsraum jener 3000 Jahre, von denen sich damals ein gebildeter Mensch, wie Goethe meinte, „Rechenschaft zu geben“ habe – im klösterlichen Schulunterricht wurde dieser Bereich günstigstenfalls noch ergänzt durch einige Notizen zu dem, was man von der Geschichte und den Dynastien der chinesisch-ostasiatischen Ökumene oder gar von den präkolumbischen Reichen Alt-Amerikas zu wissen glaubte.¹¹ All dies aber stellte jedenfalls den Geschichtsraum dar, auf dem das historische Weltbild der Enzyklopädisten und

9 Seine bedeutendste, weit in den Bereich der Politik ausgreifende Unternehmung stellte die Gründung und Herausgabe der Zeitschriften *Schlözers Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts* (1778–1782) und anschließend der *Staatsanzeigen* (1782–1793/4) dar.

10 *Handbuch der Geschichte der Staaten des Altertums, mit besonderer Rücksicht auf ihre Verfassung, ihren Handel und ihre Colonien* (zuerst 2 Bände, die fünfte Auflage des umfangreichen Werkes erschien 1828 in 6 Bänden). – Zu der Originalität und dem methodischen Rang dieses Handbuches siehe auch Bleicken 1998, 1010–1012.

11 Ein instruktives Beispiel stellt hierfür der Lehrstoff des – während der 1720er und 1730er Jahre – in den von Jesuiten betriebenen Gymnasien (*collegia*) in Böhmen verbreiteten Geschichtslehrbuchs dar: *Rudimenta Historica*, bes. *opusc. IV: De regnis, aliisque Orbis Provinciais*.

Aufklärer um die Mitte des 18. Jahrhunderts, aber auch noch die Geschichtsphilosophie von Georg Wilhelm Hegel und die seines berühmtesten Schülers, des „Links-Hegelianers“ Karl Marx, basierten.

Im Rahmen der üblichen „Universalgeschichte“ wurde damals in handbuchmäßigem Überblick stets auch über die antike Geschichte Ägyptens und Mesopotamiens – nach den griechisch-römischen Quellen – gehandelt. Heynes Besprechungen in den *Göttingischen Anzeigen* (hierzu von durchgehend größterem Umfang) lassen ebenso wie die Notizen zur *Allgemeinen Weltgeschichte* erkennen, dass er für diese Bereiche in der Geschichte des Altertums (jenseits der griechisch-römischen Antike im engeren Sinne), aber auch für die „Dunklen Zeiten“ der Frühgeschichte von Hellas und Italien ein ausgeprägtes Interesse besaß.¹² Gleichwohl ist klar, dass sich in Heynes Vorstellungen vom Gang der Alten Geschichte keinerlei Vorahnung von jener ungeheueren Erweiterung der historischen Perspektiven findet, die sich für die antiken Hochkulturen Ägyptens und Vorderasiens fortschreitend ergeben sollten – mit der philologischen Entschlüsselung der Originalquellen und der archäologischen Erschließung der historischen Schauplätze seit der Mitte des 19. Jh.

Handelt es sich doch um den Hinzutritt von nicht weniger als zwei mit dramatischem politischen und soziokulturellen Leben hoch angefüllten Jahrtausenden in unsere eigene, europäisch – mediterrane Kulturwelt hinein. Diese geradezu revolutionäre Ausweitung unserer Vorstellungen von den Epochen der Geschichte des Altertums, zu der schließlich auch die Entdeckung der kretisch-minoischen und der mykenisch-frühgriechischen Hochkulturwelt gehört, ist primär den sich erst im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert voll entfaltenden Disziplinen der Ägyptologie und Altorientalistik mitsamt den jeweils zugehörigen Archäologien zu verdanken.¹³ Aus dieser eigentlich banalen Feststellung ergibt sich allerdings auch, dass man die erwähnten geschichtsphilosophischen Systeme von Hegel ebenso wie von Marx und Engels, die noch ganz der „Uni-

12 Seit 1770 war Heine – neben seinen Verpflichtungen als Professor der Klassischen Philologie sowie als *professor eloquentiae* und als Leiter der Universitätsbibliothek – zugleich zum „perpetuierlichen“ Secretär der „Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften“ eingesetzt (vgl. dazu auch Nesselrath, u. S. 171 und mit der Herausgabe der bereits 1739 gegründeten Göttinger Rezensionszeitschrift (*GGA*) beauftragt worden (bis zu seinem Tode 1812). Aus seiner Feder stammen mehr als 6200 (zum größeren Teil allerdings nur kurze) Buchbesprechungen.

13 Auf dieser Basis konnte dann Eduard Meyer (1855–1930) – gewissermaßen in zwei großen Anläufen (mit der ersten Auflage ab 1884 u. der zweiten ab 1909) – daran gehen, seine Konzeption einer umfassenden *Geschichte des Altertums* (für die mediterrane Welt und ganz Vorderasien) auf der Grundlage gleichmäßiger Quellenkenntnis zu verwirklichen.

versalgeschichte“ alten Schlages verpflichtet waren, weder in ihrer Methodik noch in ihren substantziellen Aussagen überschätzen darf.

5 Heynes eigene Arbeiten zur Universal- und Altertumsgeschichte

Heyne ist – mit der o. begründeten, grundsätzlichen Einschränkung – in seinen stets nüchternen, quellenbezogenen Arbeiten jedenfalls den zeitgenössischen Anforderungen einer sowohl altertumswissenschaftlichen als auch „universalhistorischen“ Betrachtungsweise in hohem Maße gerecht geworden: In den mannigfachen Korrekturen und Ergänzungen, die er zu einer neuen, kritischen Ausgabe (in deutscher Sprache) der (von William Guthrie u. John Gray edierten) *General History of the World* beisteuerte (zwischen 1765–1772), hat er sich, wie Ulrich Schindel gezeigt hat, als überaus kenntnisreicher „Universalhistoriker“ erwiesen – gerade auch jenseits der Grenzen des griechisch-römischen Altertums.¹⁴ Das gründlich überarbeitete Werk trug den vertrauten Titel „Allgemeine Weltgeschichte“. Heynes eindringliche Kritik an den Autoren des originalen englischen Sammelwerkes – dass sie nämlich durchgehend zu wenig Sorgfalt und Konsequenz in der Quellenkritik und bei der Auswahl unter den antiken Autoren zeigten –, ist in jeder Hinsicht bemerkenswert und kann m. E. vielfach auch noch heute als aktuell gelten.¹⁵

Auf die großen Leistungen Heynes, der die seit Jahrhunderten vorwiegend unter rein antiquarischen Aspekten behandelten „Realien“ des Altertums funktional, innerhalb ihrer konkreten Lebenswirklichkeit, zu interpretieren suchte, wird in mehreren Beiträgen dieses Bandes eingegangen. In der Behandlung archäologisch-kunsthistorischer Themen, in der Numismatik und sogar in der Etruskologie hat er für die akademische Lehre und in der damaligen Forschungsdiskussion ganz neue Wege beschritten. Man wird ihn daher ohne Einschränkungen als einen der Gründerväter der modernen, interdisziplinären Altertumswissenschaft anzusehen haben. Insofern ist auch die Frage durchaus berechtigt, ob es überhaupt sinnvoll sein kann, die Gestalt dieses großen, vielseitigen Gelehrten noch weiteren Rubrizierungen zuzuordnen?

Eine Antwort lässt sich hier wohl am ehesten mit einem Blick auf eine besondere Gruppe von Studien und Erörterungen geben, die in höherem Maße als die *GGA*-Rezensionen Heynes Leistungen gerade im Bereich der Alten Geschichte

14 S. Schindel 1990, bes. 201f.

15 Als einschlägiges Beispiel könnte man heute u. a. an den spielerisch-eleganten, aber auch leichtfertigen Umgang mit der Alexander-Überlieferung in dem international weit verbreiteten Buch des Althistorikers Robin Lane Fox erinnern: *Alexander the Great* (London 1973; deutsche Ausg. Düsseldorf 1974).

und der in ihr beschlossenen politischen Entwicklungen dokumentieren: Es geht um einige *specimina* aus Heynes Universitätsprogrammen, deren Erstellung zu den Amtspflichten ihres Autors als *professor eloquentiae* an der Georgia Augusta gehörte. Zum größeren Teil handelt es sich dabei freilich nur um relativ kurze, lateinisch abgefasste Schriften, mit denen mehrmals im Jahr – gewissermaßen als „Beilagen“ (unter der Bezeichnung *prolusiones*) – zu einer akademischen Feier eingeladen wurde. Zunächst gab es in Göttingen drei feststehende Termine im Jahr, zu denen an alle Universitätsangehörigen sowie auch an anwesende Honoratioren Einladungen zu versenden waren: vor allem der jeweils halbjährige Wechsel im Amt des Prorectors in der Leitung der Universität (am 2. Januar und 2. Juli) – denn *rector magnificentissimus* der Georgia Augusta war damals der englische König und amtierende Kurfürst von Hannover höchstselbst (und dies ganz ohne zeitliche Begrenzungen). Hinzu kam noch das Stiftungsfest der Universität am 17. September.¹⁶ Heyne hat diese kleinformatigen, aber stets mit einem starken pädagogischen, gelegentlich auch politischen Impetus verfassten Gelegenheitsschriften, die sich an die Studentenschaft und ein breites akademisches Publikum richteten, offenkundig sehr geschätzt: Regelmäßig erschienen überarbeitete Versionen oder ausführliche Referate über diese Arbeiten in deutscher Sprache in den *Göttingischen Anzeigen*, und zwar stets an prominenter Stelle in den Stückfolgen. Darüber hinaus wurden von ihm die lateinischen Originaltexte mit umfangreichen Ergänzungen und Anmerkungen seit 1785, in insgesamt sechs Bänden, noch einmal als *Opuscula Academica collecta et animadversionibus locupletata* publiziert – im Sprachstil des gängigen akademischen Gelehrten-Lateins.

Im letzten Band dieser *Opuscula Academica* von 1812, dem Todesjahr Heynes, firmiert der Autor – neben seinem Göttinger Professorentitel – freilich nicht mehr als „Hofrat“ bzw. als „Geheimer Justizrat“ der königlich-britannischen Majestät, sondern in Anpassung an die schwierigen Zeitläufte als „Ritter des Ordens der Westphälischen Krone“ (*comes coronae westphalicae*). Dieser Band, der nur noch zu einem Teil Programmschriften des bekannten Typus enthält, ist zugleich ein beeindruckendes Dokument der harten politischen Zäsuren von 1806/7 im nordwestdeutschen Raum und lässt deutlich die nach Innen und Außen prekäre Lage der Georgia Augusta unter der Herrschaft des Königs Jérôme Bonaparte in Kassel erkennen.

16 Ab 1784 wurde mit ähnlichem Aufwand auch der Geburtstag des regierenden Königs Georg III. (1760–1820) alljährlich (am 4. 6.) gefeiert. Erst in den Kriegs- und Unruhejahren ab 1792/93 wurden diese jährlichen Festfeiern und damit auch die Zahl der fälligen Programm-Schriften auf zwei reduziert – bis mit der französischen Besetzung Göttingens (1805) diese akademischen Festbräuche längerfristig ganz suspendiert wurden.

6 Alte Geschichte und Zeitgeschichte in Heynes *prolusiones*

Manche dieser insgesamt 126 *prolusiones* / Abhandlungen beschäftigen sich im engeren Sinne mit philologischen, autorenbezogenen Fragestellungen, andere enthalten allgemeine Betrachtungen zur Moral und zum antiken Gesellschafts- und Kulturleben; darüber hinaus finden sich in ihnen auch aufschlussreiche Anmerkungen zum damaligen Wissenschaftsbetrieb. Für uns aber sind die zahlreichen Schriftstücke von Bedeutung, die – oftmals durch politische Ereignisse und Entwicklungen aus Heynes Gegenwart angeregt – sich mit Themen und *exempla* aus der historischen Welt des Altertums befassen. Den Bedenken, die sich in methodischer Hinsicht gegen derartige Versuche, politische Erfahrungen der Zeitgeschichte unmittelbar mit Episoden der antiken Welt zu verknüpfen, erheben, steht als Gewinn eine bis dahin ungewohnte Lebendigkeit in den um Realitätsnähe bemühten Skizzierungen gegenüber. Der später von B. G. Niebuhr (1776–1831) erhobenen Forderung, dass es in der antiken Geschichte wesentlich darauf ankomme, sich „philologische Überlieferung als wirklich“ vorzustellen, ist Heyne hier wiederholt sehr nahe gekommen.

In den Zeiten des noch unangefochtenen Ancien Régime, also bis 1790, ist allerdings, wie sich aus der grundlegenden Arbeit von Marianne Heidenreich ergibt, der sachliche Zusammenhang zwischen dem aktuellen Anlass und dem Inhalt der althistorischen Abhandlung oft nicht allzu eng: Ein gutes Beispiel dafür bietet das Zusammentreffen der Zarin Katharina II. und des Kaisers Joseph II. auf der Krim (vor dem Hintergrund des zweiten russisch-türkischen Krieges) und den von Heyne – mit ausdrücklichem Bezug zu diesen aktuellen Ereignissen – erarbeiteten Programmschriften.¹⁷

Tatsächlich treten in diesen *prolusiones* die politischen Positionen und Überzeugungen des „Aufklärers“ Heyne ebenso offen zu Tage wie seine historischen Vorstellungen von den großen Epochen der Geschichte des Altertums. Dies gilt besonders für sein leidenschaftlich-positives Interesse an der Griechischen Geschichte: Denn die wichtigste Aufgabe bzw. das Grundprinzip des Staates sieht der Göttinger Professor in der Sicherung der persönlichen und allgemeinen Freiheit als Grundbedingung für ein moralisch gutes und glückliches Leben der Menschen.

Diese Position teilte Heyne bekanntlich mit den meisten zeitgenössischen Repräsentanten der vorrevolutionären „Aufklärung“ in Europa ebenso wie das

17 „Rerum Chersonesi Tauricae memoria breviter exposita“ (zum 2.7.1787, vgl. GGA 1787, S. 1257–1259) sowie *Opuscula Academica*, tom. III (1788) S. 384–397 und ein Jahr später: „Longin quarum in barbaros expeditionum, et barbarorum in Europam incursionis, consilia nostris aetatibus pariter sublata“ (zum 2.7.1788, vgl. GGA 1788, S. 1217–1220) sowie *Opuscula Academica*, tom. IV (1796), S. 32–48.

Interesse an den großen Gesetzgebern der Griechen wie Lykurgos, Zaleukos oder Solon, die in dieser Hinsicht schlechthin Vorbildliches geleistet hätten. Mit der Freiheit als Grundwert aber waren für Heyne auch das Ideal arbeitsamer Frugalität und eine grundsätzliche Ablehnung von Luxus und Verschwendung eng verbunden. Zu den forschungsgeschichtlich bedeutsamen Anliegen, die Heyne im Rahmen dieser Abhandlungen vorgetragen hat, zählen u. a. seine Bemühungen um eine angemessene Berücksichtigung der Geschichte der „West-Griechen“ (in Unteritalien und Sizilien), vor allem aber auch sein reges Interesse an der Literatur- und Kulturgeschichte des Zeitalters, das wir heute – in Anlehnung an die (keineswegs einheitlichen) Vorstellungen J. G. Droysens (1808–1884) – als Epoche des „Hellenismus“ bezeichnen.¹⁸

Sein durchaus kritisches Bild vom Verlauf der Römischen Geschichte basiert dagegen weitgehend auf den für ihn generell wichtigen Hauptwerken Montesquieus (den *Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence*, 1734, und *De l'esprit des lois*, 1748): Dabei geht es vorrangig um die These, dass die Römische Republik gerade durch ihre großen kriegerischen Erfolge, die sich daraus ergebende machtpolitische Expansion und eine entsprechende soziale Auflösung im Innern die Grundlagen ihrer republikanischen Wertordnung selbst zerstört habe, so dass sie am Ende zwangsläufig einer Despotie anheim fallen musste.

Auf spezielle historische Probleme und *exempla* aus der Römischen Geschichte kommt Heyne in seinen *prolusiones* daher auch erst im Rahmen seiner intensiven Auseinandersetzung mit der Französischen Revolution zu sprechen. Hierbei spielte eine gewisse Rolle wohl auch die von den Radikalen in Paris so gern praktizierte Maskerade mit Gestalten, Themen und Attitüden aus der antiken Tradition über die besonders „tugendhafte“, frühe Römische Republik.

Anfänglich hatte Heyne freilich, wie die meisten Repräsentanten der „Aufklärung“ in Deutschland, die revolutionäre Bewegung in Frankreich lebhaft begrüßt und die schon in der Frühphase der Bewegung erkennbare Neigung zu grausamen Gewaltakten zunächst noch als Spätfolge der in seinen Augen in jeder Hinsicht desaströsen Politik des „Sonnenkönigs“ Ludwig XIV. verstehen wollen. Aber auch später hat Heyne, der Schwiegervater des berühmten Naturforschers, Jakobiner-Freundes und aktiven Mainzer Revolutionärs Georg Forster (1754–1794), ohne Abstriche an seinen freiheitlichen (letztlich republikanischen) Grundüberzeugungen festgehalten: Als sich 1794 die Anzeichen mehrten, dass von Hannover und

18 S. hierzu grundsätzlich die Studie von R. Kassel, *Die Abgrenzung des Hellenismus in der griechischen Literaturgeschichte* (Berlin / New York 1987 = ders., *Kleine Schriften*, hrsg. v. H.-G. Nesselrath [Berlin / New York 1991] 154–173) bes. auch 11 (= 165f.) mit Anm. 25 zu Heynes Abhandlung „De genio saeculi Ptolemaeorum“, 1763 (= *Opuscula Academica* I 76–85).

London aus in die Lehr- und Publikationsfreiheit an der Georgia Augusta eingegriffen werden sollte, hat Heyne in einer *prolusio* – mit breiten Exkursen in die antike Geschichte – auf die Sinnlosigkeit und offenkundige Schädlichkeit solcher Interventionen in ungewöhnlich leidenschaftlichem Ton hingewiesen.¹⁹ Danach hat Heyne allerdings die Themen seiner Programmschriften weitgehend „entpolitisiert“ und auf diese „Kurskorrektur“ auch ausdrücklich im Referat zu einer Programmschrift vom Sommer 1796 hingewiesen.²⁰ Nach Heynes Bekunden sollte seine in den *prolusiones* nun über eine Reihe von Jahren der antiken Kunstgeschichte und einigen lateinischen Autoren der Spätantike zugewandte Thematik auch als persönlicher Dankbarkeitserweis für die zeitweilige politische Beruhigung in seiner Lebenswelt verstanden werden. Denn durch den preußisch-französischen Sonderfrieden von Basel (im April 1795) war inzwischen ganz Norddeutschland (bis zur Mainlinie) zu einer von beiden Mächten garantierten Neutralitätszone bestimmt worden. Auch der englische König war alsbald – freilich nur für sein Kurfürstentum Hannover – diesem Sonderfrieden beigetreten, der sich nicht zuletzt auf die Entfaltung der Weimarer Klassik (in dem wichtigen Jahrzehnt zwischen 1795–1805) wohltätig auswirken sollte.

Deutlich hebt sich die gründliche Auseinandersetzung Heynes mit der Französischen Revolution von der zuvor gezeigten, eher verhaltenen Reaktion auf den Umbruch in Amerika (seit 1776) und den Verlauf des Unabhängigkeitskrieges der 13 nordamerikanischen Staaten gegen Großbritannien ab: In seinen *prolusiones* hat er sich hier mit deutlichen Hinweisen und Urteilen erst positioniert, als sich bereits der Sieg der Insurgenten abzeichnete, und dann nach Bezugspunkten für *exempla* aus dem Altertum Ausschau gehalten: Für Heyne ist es primär die Weisheit der antiken Metropolen („Mutterstädte“) – bei den Hellenen wie auch seitens der Römer – in der großzügigen und fürsorglichen Behandlung ihrer Tochterstädte bzw. *coloniae*, die sich überaus positiv von der in der Gegenwart von der englischen Führung praktizierten Politik abgehoben habe.

Damit wird nachdrücklich auf die starre Haltung des Königs und den gescheiterten Herrschaftsanspruch des britischen Parlaments gegenüber den Amerikanern verwiesen, deren Mehrheit zunächst nur nach angemessener Selbstverwaltung und Mitbestimmung verlangt habe. Nach dem Friedensschluss von 1783 hält Heyne im übrigen für die Regierung in London dann auch bald schon den historisch-

19 Diese Programmschrift trägt den Titel: „Litterarum bonarum studia, tamquam imperiis infesta, perperam proscripta“ (zum 1. März 1794, GGA 1794, 393–397 unter dem Titel: „Sind die Wissenschaften der Ruhe des Staats verderblich, und verdienen sie ausgerottet zu werden?“; s. ferner *Opuscula Academica* IV, 1796, 416–442; zu weiteren Publikationen dieser kämpferischen Protestschrift s. die Nachweise bei Heidenreich, 2006, 603).

20 GGA 1796, 1610 (zu der Programmschrift: „Philostrati imaginum illustratio II“ vom 1.9.1796); vgl. ferner die *praefatio* zum 5. Bd. der *Opuscula Academica*, Göttingen 1802, p. IV f.

politischen „Trost“ bereit, dass nach Ausweis der zur Verfügung stehenden antiken *exempla* eine Staaten-Konföderation – wie die der ehemaligen amerikanischen Kolonien – wohl kaum über längere Zeit politischen Bestand haben werde.²¹

7 Heyne über Phokion und römische Agrargesetzgebung

Zum Abschluss unseres knapp bemessenen Überblicks sei noch kurz auf zwei für die weitere Entwicklung einer wissenschaftlich-kritischen Althistorie bedeutsame Studien in Heynes *prolusiones*-Schriften hingewiesen: Es handelt sich zum einen um die 1787 vorgelegte, den bisher üblichen Umfang deutlich überschreitende Untersuchung zur Politik und Gestalt des athenischen Strategen und Politikers Phokion, der nicht nur der von Demosthenes und anderen athenischen Politikern vertretenen Außenpolitik Athens (gegen den Aufstieg Makedoniens im Zeitalter Philipps II. und Alexanders d. Gr.), sondern auch der Polis-Demokratie seiner Zeit mit äußerster Skepsis gegenüberstand.²² In dieser Abhandlung hat Heyne, wie nahezu ein Jahrhundert später der große Philologe Jakob Bernays (1824–1881) ausdrücklich festgestellt hat,²³ in seiner nüchtern-kritischen Destruktion des traditionellen, im 18. Jh. in Frankreich wie in Deutschland weit verbreiteten Idealbildes von Phokion eine überzeugende und im Kern noch immer gültige quellenkritische Leistung erbracht: In der *vita* Plutarchs war Phokion, der persönlich auch in engen Beziehungen zu Platons Akademie gestanden hatte, auf sehr einseitiger Quellenbasis zu einer vorbildlich-loyalen, in ihrer Tragik an Sokrates heranreichenden Heldenfigur hochstilisiert worden.

Heyne beruft sich demgegenüber zu Recht auf andere, weniger panegyrische Überlieferungen bei Diodor und Nepos. Auch wenn Heyne seine Befunde nicht zu einer tiefer gehenden Kritik der Plutarch-Viten ausgeweitet hat, traf seine Studie, wie nicht zuletzt die heftige Reaktion Schlözers zeigt, durchaus einen Nerv in den damals gängigen historisch-politischen Vorstellungen.²⁴

21 „De belli Romanorum socialis caussis et eventu, respectu ad bellum cum Coloniais Americanis gestum habito“, vom 2.7.1783; *GGA* 1783 S. 1193–11195, *Opuscula Academ.* III, 1788, 144–161. S. ferner „Foederatarum rerump. coalitio vix umquam satis fida, exemplis ex antiquitate illustrata“, vom 18.9.1783; *GGA* 1783, 1627–1631; *Opuscula Academ.* III, 1788, 162–183. Weitere Hinweise bei Heidenreich 2006, 196.

22 „Res a Phocione in rep. Atheniensium gestae in disceptationem vocatae“, zum 2.1.1787; *GGA* 1787, 81–86; *Opuscula Academ.* III, 1788, 344–364. Zur erregten zeitgenössischen Diskussion über die von Heyne ermittelten Befunde s. auch Heidenreich 2006, 19.

23 J. Bernays, *Phokion und seine neueren Beurtheiler. Ein Beitrag zur Geschichte der griechischen Philosophie und Politik* (Berlin 1881).

24 Als Beispiel, wie sehr Phokion zeitweilig als politisches Idol im späten 18. Jh. (in Frankreich wie in Deutschland) gegolten hat, kann wohl auch die Tatsache gelten, dass sich in Goethes Haus am Frauenplan der Gipsabguss von der römischen Kopie eines atheni-

Die zweite Studie, auf die hier noch kurz hingewiesen werden soll, ist die Programmschrift „*Leges agrariae, pestiferae et execrabiles*“ von 1793, in der Heyne vehement gegen die historischen Präntionen und aktuellen Forderungen der „Agrairions“-Bewegung in Paris Stellung bezogen hat.²⁵ Deren Agitation für eine umfassende, bis an die Schwelle zum Kommunismus heranführende *Loi Agraire* endete bekanntlich erst mit der Katastrophe ihres Anführers „C. Gracchus“ Babeuf und seines Geheimbundes „der Gleichen“ im Frühjahr 1797.

Heyne kommentiert in seiner Schrift mit großem Eifer alle überlieferten politischen Anläufe in Rom zu *leges agrariae*-Reformen – von der frühen Römischen Republik bis zur Ära der Triumvirn nach Caesars Ermordung – und trifft dabei quellen- wie sachkritisch genau den Punkt im römischen Bodenrecht, der für seinen jüngeren Zeitgenossen B. G. Niebuhr zum Ausgangspunkt einer neuen, weitaus kritischeren Analyse der gesamten römischen Überlieferung über die frühe Republik geworden ist. Und Niebuhr hat hier die Abhängigkeit von seinem akademischen Lehrer Heyne immerhin auch klar bekannt.²⁶

Warum also ist nicht Heyne, der kenntnisreiche und inspirierende Lehrer, sondern Niebuhr (und daneben auch Heeren) – weit über den deutschsprachigen Kreis hinaus – zu dem Ruf gelangt, die Geschichte des Altertums als eine wissenschaftlich-kritische, historische Disziplin begründet zu haben? Auf diese Frage lässt sich wohl eine einfache Antwort geben: Heyne war und blieb bis an sein Lebensende – als Hochschullehrer und Seminardirektor, als *professor eloquentiae*, und höchst erfolgreicher Bibliotheksdirektor, ferner als „perpetuierlicher“ Sekretär der Gesellschaft der Wissenschaften und Redaktor der *GGA* – in allzu viele akademische Aufgabenbereiche eingebunden. So fehlten ihm schlechterdings Zeit und Kraft, um neben der Philologie seine vertieften Kenntnisse von der Geschichte und den Kulturen des Altertums, vor allem aber seine Befähigung zu strenger, umfassender Quellenkritik an einer größeren historischen Darstellung zu erproben. Gemessen an Heerens *Handbuch* (s. o.) und Niebuhrs *Römischer Geschichte* (von 1811/12 in 2 Bänden) blieben die *prolusiones* in ihrer großen Zahl und der Vielfalt ihrer Themen – allen Bemühungen ihres Autors zum Trotz – am Ende doch nur rasch konsumierte Gelegenheitsschriften.

schen Strategien-Bildnisses befindet, das damals ausdrücklich auf Phokion bezogen worden ist.

25 Siehe A. Heuss, *Barthold Georg Niebuhrs wissenschaftliche Anfänge. Untersuchungen und Mitteilungen über die Kopenhagener Manuskripte und zur europäischen Tradition der lex agraria (loi agraire)* (Göttingen 1981) *passim*.

26 Siehe dazu jetzt die Studie von W. Nippel, „Barthold Georg Niebuhr und die Begründung der modernen Althistorie“, in: A. M. Baertschi / C. G. King (Hrsg.), *Die modernen Väter der Antike. Die Entwicklung der Altertumswissenschaft an Akademie und Universität im Berlin des 19. Jahrhunderts* (Berlin / New York 2009) [8–113] 102.

Antikenstudium für junge Herren von Stand: Zu Christian Gottlob Heynes archäologischer Lehrtätigkeit

DANIEL GRAEPLER

1 Heyne als Archäologe in der Sicht der Nachwelt

Dass Christian Gottlob Heyne entscheidend zur Etablierung der Archäologie als eines Universitätsfaches beigetragen hat, war in der Sicht seiner Zeitgenossen unstrittig: „Heyne war es, der dieses Fach zuerst in den Kreis des academischen Unterrichts zog“, schrieb sein Schwiegersohn Arnold Ludwig Heeren 1813 in seiner Heyne-Biographie.¹ Und im Vorwort einer 1822 edierten Kompilation von Mitschriften nach Heynes Archäologie-Vorlesung heißt es: „Heyne [...] war der erste Lehrer, welcher wahrhaft Archäologie der Kunst auf einer Hochschule vorzutragen sich bemühte.“² Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts trat dieses Wissen um Heynes Pionierrolle rasch in den Hintergrund. Schon Karl Otfried Müller, der 1819, also nur sieben Jahre nach Heynes Tod, nach Göttingen berufen wurde, und zwar mit der ausdrücklichen Auflage, die Archäologie-Vorlesung weiterzuführen, stand den Bemühungen seines großen Vorgängers eher distanziert gegenüber. In seinem epochemachenden *Handbuch der Archäologie der Kunst*, das er 1830 herausbrachte, bemerkte er nur sehr knapp: „Heyne (1729–1812.) ergänzt Winkelmann’s Werk besonders im chronologischen Theile [...] und macht die Archäologie, nach Versuchen von Christ (st. 1756.) zum philologischen Unterrichtsgegenstand.“³ Als Vertreter eines neuen, vom Primat der schriftlichen Überlieferung geprägten Verständnisses von Archäologie betrachtete Müller diese ganz selbstverständlich als Teil der Philologie.⁴

Ausführlicher ist die Würdigung von Heynes archäologischen Verdiensten durch Karl Bernhard Stark in dessen *Handbuch der Archäologie der Kunst* von

1 Heeren 1813, 247.

2 Anonymus 1822, VIII. Ähnlich auch F. Chr. Petersen, *Allgemeine Einleitung in das Studium der Archäologie* (Leipzig 1829) 252f.; J. Gurlitt, *Archäologische Schriften, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von Cornelius Müller* (Altona 1831) 43f.

3 Müller 1830, 21.

4 Heynes eigenen Intentionen entsprach diese Definition nicht, denn mit seiner Archäologie-Vorlesung richtete er sich nicht in erster Linie an Philologen, sondern – wie unten noch näher ausgeführt werden wird – an kunstinteressierte Studenten aller Fächer. Zum Verhältnis Müllers zu Heyne vgl. Döhl 1988, 133. 139f. 144f. Anm. 37.

1880. Wie dieses ganze Werk, das auch heute noch zu den besten Darstellungen der Geschichte der Archäologie zählt, beeindruckt auch der lange Abschnitt über Heyne und seine Schüler durch seinen Kenntnisreichtum und sein abgewogenes Urteil.⁵ Damit bildet Stark in seiner Zeit eher eine Ausnahme, denn in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sich bereits eine andere Sicht der Rolle Heynes etabliert. Einflussreicher Hauptvertreter dieser Sichtweise war Carl Justi, dessen monumentale Winckelmann-Biographie ein ganz anderes Bild des Göttinger Gelehrten zeichnete. Heyne erscheint hier als Inbegriff „des deutschen Universitätsphilisters“⁶ und kleinlichen Pedanten, der dem genialen Winckelmann seinen europaweiten Ruhm geneidet und durch engherzige Beckmessereien zu schmälern versucht habe.⁷ Die Abwertung Heynes hing ganz offensichtlich unmittelbar mit der in mehreren Wellen erfolgten Verklärung Winckelmanns zum „Vater der Archäologie“ zusammen. Je mehr man diesen zum genialen Seher und sprachmächtigen Kündler überzeitlicher Werte stilisierte, desto weniger Verständnis konnte man für den nüchtern-quellenkritischen Standpunkt Heynes aufbringen und dessen Verdienste um die Archäologie angemessen würdigen. Charakteristisch ist die Rezeption von Heynes Kasseler Lobsschrift auf Winckelmann, die von den Zeitgenossen noch als wichtiger Beitrag zur Entwicklung einer wissenschaftlichen Archäologie begrüßt wurde, später aber fast wie ein Akt der Majestätsbeleidigung gegenüber der sakrosankten Gestalt Winckelmanns verurteilt und scharf von der als literarisch viel wertvoller erachteten Konkurrenzschrift Herders abgesetzt wurde. Diese Sichtweise findet sich angedeutet schon in der Erstpublikation der Herder'schen Schrift durch Albert Duncker 1882,⁸ dann in der Herder-Biographie von Rudolf Haym⁹ und

5 Stark 1880, 212–218; ebd. 215: „Es war für die feste Begründung der Archäologie der Kunst im Bereiche der deutschen Nation und zwar ebenso sehr im Kreise der Gebildeten überhaupt wie dann der historisch-philologischen Wissenschaft, ein großes Glück, dass zu *Winckelmann's* schöpferischer Kraft und Prophetengabe, zu *Lessing's* sichtigem Scharfsinn und meisterhafter Darstellungskunst *Heyne's* langjährige, unermüdete, umsichtige, ausgebreitete und erwärmende Lehrthätigkeit hinzukam.“

6 Justi 1872, 231f. In späteren Auflagen ist diese Formulierung (die schon von Stark 1880, 215 als unangemessen und „ohne jede wirkliche Kenntniss, scheint es, seiner [i.e. Heynes] Arbeiten und Wirksamkeit“ entstanden zurückgewiesen wurde) von Justi getilgt worden. Auch seine Behauptung, Heynes Ausführungen verrieten „unzweideutig einen geheimen Haß, die Absicht herabzusetzen“ (Justi 1872, 231), hat Justi später abgemildert (Justi 1923, 246: „die unzweideutig eine geheime Abneigung verrät“).

7 Justi 1923 Bd. 1, 226 über Heyne und Winckelmann: „Der eine ward in der Folge sogar der offizielle und gekrönte Lobredner des anderen, während er ihm nichtoffiziell, offen und zwischen den Zeilen, soviel Blätter als er konnte aus seinem Lorbeerkranz abzupflücken suchte.“

8 Duncker 1882.

9 Haym 1885, 74–82; speziell 76: „Alles in Allem: wie sachgemäß, wie richtig, wie unanfechtbar – die Abhandlung ist doch mehr ein Schulmeister- als ein Meisterwerk. Sie

ebenso noch in der Neupublikation beider Lobschriften durch Arthur Schulz 1963, der Heynes Text vorwirft, man lese ihn „heute ohne innere Anteilnahme“ und könne sich in Hinblick auf die Motivation des Verfassers „des Gefühls kaum erwehren, daß hier Regungen der Eifersucht auf den in der Weltstadt Rom lebenden und wirkenden Freund mitgewirkt haben“.¹⁰

Auch aus der neueren Winckelmann-Literatur ließe sich noch mancher Beleg für eine recht abschätzig Bewertung Heynes im Vergleich zu Winckelmann anführen.¹¹ Dessen ungeachtet hat sich das Interesse an einer vertieften Erforschung von Heynes Rolle für die Fachgenese der Archäologie in den letzten drei Jahrzehnten deutlich intensiviert. Als einen Wendepunkt kann man die Feierlichkeiten zum 250. Geburtstag des Gelehrten 1979 betrachten. Von Klaus Fittschen wurde damals zum ersten Mal zusammenfassend „Heyne als Archäologe“ gewürdigt,¹² Christof Boehringer rekonstruierte die von Heyne aufgebaute Abguss-Sammlung,¹³ und in einer von der Göttinger Universitätsbibliothek veranstalteten Ausstellung fanden neben anderen Aspekten auch Heynes archäologische Arbeiten Berücksichtigung.¹⁴ Hartmut Döhl widmete sich der Erforschung von Heynes Archäologie-Vorlesung.¹⁵ Darin war ihm schon einige Jahre zuvor – damals kaum beachtet – der Darmstädter Germanist Hermann Bräuning-Oktavio vorausgegangen, auf dessen wichtige Untersuchung¹⁶ wir noch zurückkommen werden.

An die damit eingeleitete Neubewertung Heynes knüpfte eine 1992 erschienene Bonner Dissertation an, die sehr dezidiert Heyne und nicht Winckelmann

erscheint bis zur Dürftigkeit nüchtern, bis zur Armseligkeit matt im Vergleich mit der schönen und warmen Herderschen Lobrede.“

10 Schulz 1963, 13f.

11 Vgl. z.B. Hoffer 2008, 273f. Kritisch, aber kenntnisreich und differenziert die Bewertung von Heynes Winckelmann-Rezeption bei Bruer 1994, 29–42. Vor ihr hatten sich bereits Döhl 1988, 125–130 und Berthold 1988 um eine objektivere Sicht des Verhältnisses Heynes zu Winckelmann bemüht. Vgl. jetzt auch St.-G. Bruer, „Heynes Archäologie-Vorlesung und die Schwierigkeiten der Veranschaulichung von Winckelmanns Kunsttheorie“, in: dies. / D. Rössler (Hrsg.), *Festschrift für Max Kunze* (Ruhpolding / Mainz 2011) 65–69.

12 Fittschen 1980.

13 Boehringer 1979; C. Boehringer, „Lehrsammlungen von Gipsabgüssen im 18. Jh. am Beispiel der Göttinger Universitätssammlung“, in: H. Beck / P. C. Bol (Hrsg.), *Antikensammlungen im 18. Jahrhundert* (Berlin 1981) 273–291; vgl. auch H. Döhl, „Bücher, Büsten und Skulpturen. Beobachtungen zur Ausstattung der Göttinger Universitätsbibliothek im 18. und 19. Jahrhundert“, *Bibliothek und Wissenschaft* 36 (2003) 19–51.

14 *Christian Gottlob Heyne (1729–1812). Ausstellung anlässlich seines 250. Geburtstages* (Göttingen 1979).

15 Döhl 1988.

16 Bräuning-Oktavio 1971.

als den „eigentlichen methodischen Stammvater“¹⁷ der Archäologie herausstellte: Unter dem Titel *Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Laokoongruppe. Die Bedeutung Christian Gottlob Heynes für die Archäologie des 18. Jahrhunderts* behandelte die Kunsthistorikerin Bettina Preiss die methodisch wegweisenden Arbeiten Heynes zur Laokoongruppe im Kontext der Rezeptionsgeschichte dieses zentralen Kunstwerks – leider in einer inhaltlich und sprachlich so unzureichenden Form, dass die Arbeit die Heyne-Forschung nicht wirklich fördern konnte.¹⁸

Genau das Gegenteil gilt von einer anderen Bonner Dissertation, die nach langjähriger Forschungsarbeit 2006 im Druck erschien, Marianne Heidenreichs monumentalem Werk *Christian Gottlob Heyne und die Alte Geschichte*.¹⁹ Obwohl die Arbeit im Fach Alte Geschichte eingereicht wurde und diese Fachbezeichnung auch im Titel trägt, geht es darin um sehr viel mehr als nur um den ‚Althistoriker‘ Heyne. Es handelt sich um die bei weitem ausführlichste und gründlichste Untersuchung zu Heynes altertumskundlichen Aktivitäten in ihrer ganzen Breite. Besonders verdienstvoll ist, dass dabei auch die zahlreichen lateinischen Abhandlungen Heynes mit althistorischem und archäologischem Bezug sowie viele seiner zahllosen Rezensionen, die in dieses Gebiet fallen, einer genauen Analyse unterzogen und für die Forschung erschlossen wurden.²⁰

Heidenreichs großes Werk bildete auch eine wesentliche Grundlage für den ersten Versuch, Heynes Bedeutung für die Geschichte der Archäologie umfassend darzustellen: In einer großen Ausstellung unter dem Titel „Das Studium des schönen Altertums. Christian Gottlob Heyne und die Entstehung der Klassischen Archäologie“, die im Frühjahr 2007 in der Göttinger Paulinerkirche gezeigt wurde,²¹ konnte die Vielfalt von Heynes Tätigkeit auf archäologischem Gebiet erstmals in der wünschenswerten Breite zur Anschauung gebracht werden: sein komplexes Verhältnis zu Winckelmann und zu dessen Konzeption des Antikenstudiums,²² die Wirkung seiner epochemachenden

17 Preiss 1995, 179; vgl. auch ebd. 11: „Im Laufe der Vorarbeiten zu dieser Untersuchung stellte sich heraus, daß Heyne inhaltlich und methodisch am Anfang der archäologischen und kunsthistorischen Disziplinen steht, für deren Geschichte und Tradition er sogar wichtiger erscheint als Winckelmann.“

18 Der Wert der Arbeit wird auch durch die extreme Fehlerhaftigkeit in der Wiedergabe zitierter Quellen stark beeinträchtigt.

19 Heidenreich 2006.

20 Sehr wertvoll ist auch das ausführliche Verzeichnis von „Heynes Schriften in chronologischer Anordnung“ (Heidenreich 2006, 585–609), das viel zuverlässiger ist als die an vielen Stellen ungenaue Bibliographie von Haase 2002, wobei letztere allerdings im Gegensatz zu Heidenreich auch die Rezensionen Heynes zu erfassen versucht.

21 Graepler / Migl 2007.

22 Graepler 2007a.

Archäologievorlesung,²³ seine Rolle als Gründer der Abguss-Sammlung²⁴ und des Münzkabinetts²⁵ der Göttinger Universität, seine Beschäftigung mit der antiken Glyptik,²⁶ seine umfangreichen Ankäufe archäologischer Werke für die von ihm geleitete Universitätsbibliothek – illustriert am Beispiel der Pompeji-Literatur²⁷ – und schließlich seine archäologischen Forschungsthemen, wie sie z.T. bereits durch Heidenreich anhand der Heyne'schen Veröffentlichungen rekonstruiert worden waren, nun aber durch lange in Vergessenheit geratene Objekte aus dem Besitz der Göttinger Universität unmittelbar veranschaulicht werden konnten.²⁸ Dazu gehörten nicht nur die von Heyne 1781 publizierte ägyptische Mumie, die der dänische König der Universität zum Geschenk gemacht hatte, und weitere damit in Zusammenhang stehende Exponate,²⁹ sondern beispielsweise auch provinzialrömische Funde aus Neuwied, die Heyne noch kurz vor seinem Tode beschäftigten,³⁰ oder eine merkwürdige Reliefvase, die er aus Gotha zum Geschenk erhalten hatte und die er als neuzeitliche Fälschung entlarven konnte.³¹ Weitere Forschungsthemen Heynes, die in der Ausstellung näher beleuchtet wurden, waren seine quellenkritischen Beiträge zur antiken Kunstgeschichte, seine wegweisenden Bemühungen auf dem Gebiet der antiken ‚Kunstmythologie‘, wie sie nicht nur in verschiedenen wissenschaftlichen Abhandlungen, sondern auch in dem zusammen mit Johann Heinrich Wilhelm Tischbein herausgegebenen Abbildungswerk *Homer nach Antiken gezeichnet*³² ihren Ausdruck fanden, seine Studien zur Periodisierung der etruskischen Kunst, zur antiken Elfenbeintechnik, zur byzantinischen Kunst und zum Schicksal antiker Kunstwerke in Byzanz sowie zur Topographie von Troja.³³

In die Göttinger Ausstellung 2007 integriert war eine im Jahr zuvor von Archäologen der Universitäten Augsburg und Göttingen unter Federführung von Valentin Kockel erarbeitete und zuerst 2006 in Augsburg gezeigte Aus-

23 Döhl 2007.

24 Fittschen 2007.

25 C. Boehringer, „Heynes numismatische Forschungen und die Begründung der Münzsammlung“, in: Graepler / Migl 2007, 105–109.

26 Graepler 2007c.

27 J. Migl, „Heyne über die ‚Herculanischen Entdeckungen‘ – Archäologische Anmerkungen aus dem fernen Göttingen“, in: Graepler / Migl 2007, 73–88.

28 Graepler 2007b.

29 Graepler 2007b, 52–56; vgl. auch D. Graepler, „Interdisziplinäre Forschung im 18. Jahrhundert. C. G. Heyne und die ‚dänische‘ Mumie in Göttingen“, in: *Dinge des Wissens. Die Sammlungen, Museen und Gärten der Universität Göttingen* (Göttingen 2012) 181–183.

30 Graepler 2007b, 63f.; Heidenreich 2006, 317–323.

31 Graepler 2007b, 66–68.

32 *Homer nach Antiken gezeichnet von Heinrich Wilhelm Tischbein, mit Erläuterungen von Christian Gottlob Heyne*, Heft 1–6 (Göttingen 1801–1805). Heft 7–9 (Stuttgart 1821–1829).

33 Graepler 2007b.

stellung über Daktyliotheken, also Sammlungen von Abdrücken antiker und neuzeitlicher Gemmen, die im 18. und frühen 19. Jahrhundert eines der wichtigsten Medien der Antikenrezeption darstellten.³⁴ Dank der Sammeltätigkeit Heynes und seiner Nachfolger besitzt die Universität Göttingen einen der umfangreichsten Bestände von solchen Daktyliotheken überhaupt. Sie wurden für die Ausstellung zum ersten Mal systematisch erforscht und der Öffentlichkeit präsentiert. Bei diesen Recherchen wurde sichtbar, welche ausschlaggebende Rolle die Beschäftigung mit Gemmenabdrücken und speziell die Mitarbeit an der *Dactyliothea Universalis* von Philipp Daniel Lippert dafür spielte, dass Heyne nach seinen philologischen Anfängen sich um 1762 dem Studium der antiken Bildkunst zuwandte.³⁵ Viel mehr als die Faszination der Schriften Winckelmanns war es der aus Geldnot übernommene Auftrag, für Lippert den schriftlichen Kommentar zum dritten Band seiner *Dactyliothea Universalis* in ein korrektes Latein zu übertragen,³⁶ der ihn dazu brachte, sich statt nur mit Texten nun auch mit Bildern und Monumenten zu beschäftigen. Wie eng sich Heyne dem Dresdner Glaskünstler und autodidaktischen Antikenliebhaber Lippert verbunden fühlte und wie hoch er den wissenschaftlichen Wert von dessen Arbeit einschätzte, ist bei den Recherchen für die Daktyliotheken-Ausstellung in vollem Umfang sichtbar geworden: Gleich nach seiner Ankunft in Göttingen 1763 gelang es Heyne, den Universitätskurator Münchhausen nicht nur zur Anschaffung der drei Bände von Lipperts Daktyliothek zu bewegen, sondern sogar dazu zu überreden, eine Berufung Lipperts an die Göttinger Universität zu versuchen. Wie aus erhaltenen Briefen Münchhausens an Heyne³⁷ hervorgeht, wurde dieses Vorhaben ernsthaft betrieben, führte aber schließlich nicht zu dem erwünschten Resultat, da Lippert aufgrund eines guten Gegenangebots in Dresden verblieb. In diesem Kontext wird auch verständlich, warum eine der ersten Lehrveranstaltungen, die Heyne in Göttingen anbot, der Gemmenkunde (*De re gemmaria*) gewidmet war und warum die Gemmen in der Anfangsphase seiner ab 1767 angebotenen Archäologie-Vorlesung eine herausragende Rolle gespielt haben.³⁸

2 Heynes Archäologie-Vorlesung im Spiegel der Mitschriften

Bei der Vorbereitung der Göttinger Ausstellung wurde mehr denn je deutlich, dass die Vorlesung *Über das Studium der Antike*, mit der Heyne von 1767 bis 1804

34 Kockel / Graepler 2006.

35 Graepler 2006a, 39–45.

36 Lippert / Heyne 1762.

37 Graepler 2006a, 40f.

38 Graepler 2006a, 41–43; vgl. auch Döhl 2007, 38f.

Hörer aus ganz Europa nach Göttingen lockte, das eigentliche Zentrum seiner archäologischen Wirksamkeit bildete. Umso unbefriedigender ist es, dass der genaue Inhalt dieser Vorlesung für die Forschung bis heute nicht richtig greifbar ist. Er selbst publizierte dazu nur ein kurzes Gliederungsschema.³⁹ Eine zehn Jahre nach seinem Tod erschienene Kompilation aus verschiedenen Vorlesungsmitschriften⁴⁰ wird zu Recht als „für eine kritische Bewertung Heynes ganz unbrauchbar“ betrachtet, zumal darin „der Heynesche Originalton vielfach entstellt ist und die Heynesche Systematik wohl auch nicht begriffen wurde“.⁴¹

Die schon in den 1960er Jahren von H. Bräuning-Oktavio und dann in den 1980er Jahren von H. Döhl untersuchten Mitschriften der Heyne'schen Vorlesung endlich in einer für die Forschung verwertbaren Form zu erschließen und zu edieren, erwies sich als dringendes Desiderat.⁴² Glücklicherweise gelang es, die erfolgreiche Zusammenarbeit zwischen dem Archäologischen Institut der Universität Göttingen und der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, aus der die Ausstellung 2007 hervorgegangen war, in ein auf mehrere Jahre angelegtes Forschungsprojekt zu überführen. Unter dem Titel „Die Ursprünge der Archäologie als akademische Disziplin im 18. Jahrhundert: Christian Gottlob Heynes Göttinger Vorlesung über die Kunst der Antike und ihre Quellen“ (Kurztitel: ARCHAEO18) hat dieses von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt die Sichtung, Transkription und digitale Edition ausgewählter Mitschriften der Heyne'schen Vorlesung und ihre Verknüpfung mit Digitalisaten sämtlicher darin zitierten altertumskundlichen Werke zum Gegenstand.⁴³

Über die bereits in der älteren Forschung diskutierten Mitschriften der Heyne'schen Vorlesung hinaus konnte eine ganze Reihe weiterer Handschrif-

39 Heyne 1772b.

40 Anonymus 1822.

41 Döhl 2007, 32f. Schon die zeitgenössische Kritik war sich einig, dass der 1822 publizierte Text nur sehr unzureichend Auskunft über den wirklichen Aufbau und Argumentationsgang der Heyne'schen Vorlesung gibt; vgl. die anonyme Rezension in der *Leipziger Literaturzeitung* Nr. 245 (Oktober 1824) Sp. 1958–1960; Stark 1880, 213 spricht von einer „nach fehlerhaften Collegienheften der Zuhörer zusammengestellten Publikation“.

42 Dass hier Klärungsbedarf besteht, zeigen auch neuere Forschungsbeiträge zu Heynes Vorlesung, die sich in Ermangelung anderer publizierter Quellen auf das Gliederungsschema von 1772 und die Edition von 1822, vereinzelt auch auf die punktuelle Sichtung einzelner Mitschriften stützen und dadurch z.T. zu Fehleinschätzungen gelangen, so Vöhler 2002 und Meyer 2004.

43 Das Projekt wurde von 2010–2012 von der DFG gefördert und von Dr. Rupert Schaab (SUB) und dem Verf. geleitet. Der Arbeitsgruppe gehörten weiter an: Mustafa Dogan, Dr. Christian Fieseler, Martin Liebetruh, Ralf Stockmann, Christine Voigt (SUB), Dr. Hildegard Wiegel (Archäologisches Institut) und als Wissenschaftliche bzw. Studentische Hilfskräfte Stefanie Abraham, Judith Dinse, Julian Geisler, Max Ruckhäberle, Sara Schlüter, Cäcilia Schröer und Arne Ulrich.

ten ausfindig gemacht werden. Insgesamt sind gegenwärtig 16 Manuskripte bekannt, die mit Heynes Vorlesung in Beziehung gesetzt werden. Dabei handelt es sich teils um unmittelbar in der Vorlesung entstandene Mitschriften im engeren Sinne des Wortes, teils auch um Reinschriften, die vom Verfasser der Mitschrift oder von einer durch ihn beauftragten Person angefertigt wurden. Daneben gibt es eine größere Zahl von Kopien, also Abschriften von Mitschriften (oder auch Abschriften von Abschriften), die ohne Mitwirkung des ursprünglichen Hörers hergestellt wurden. Der prominenteste und am besten erforschte Fall dieser Art ist eine Abschrift, die Johann Heinrich Merck in Darmstadt 1772 teils eigenhändig, teils mit Unterstützung seines Schreibers von einer Vorlesungsmitschrift desselben Jahres angefertigt hat.⁴⁴ Bräuning-Oktavio hat dieses Manuskript gründlich untersucht und darüber in einer 1971 erschienenen kleinen Monographie berichtet.⁴⁵ Er erkannte bereits, dass Mercks Abschrift nahezu textidentisch ist mit einer Abschrift aus Goethes Besitz, die sich noch heute in Weimar befindet.⁴⁶ Eine weitere Abschrift in Weimar⁴⁷ – sie bezieht sich auf Heynes Vorlesung vom Sommersemester 1773 – besitzt ein im Wortlaut weitgehend übereinstimmendes (in manchen Details aber aussagekräftigeres) Pendant in der Bibliothèque Nationale in Paris,⁴⁸ das laut Vermerk auf dem Titelblatt von dem Straßburger Altphilologen Jacob Jeremias Oberlin (1735–1806) während Heynes Vorlesung mitgeschrieben worden sein soll („Cours d’archéologie fait par M. Heyne et écrit pendant ses leçons par M. Oberlin“). Diese Angabe ist jedoch vermutlich nicht korrekt, denn es ist nichts darüber bekannt und wäre auch sehr unwahrscheinlich, dass der damals bereits 38-jährige Oberlin⁴⁹ sich 1773 über viele Monate von seiner Professur in Straßburg hätte beurlauben lassen, um in Göttingen bei Heyne Archäologie zu hören. Ein drittes Abschriftenpaar bezieht sich auf die Vorlesung vom Sommer 1794 oder 1795. Das eine Exemplar befindet sich heute in Dresden,⁵⁰ das andere in Darmstadt.⁵¹ Wer der Autor der Vorlage war, ist unbekannt.

44 Hessische Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt, Hs. 1711.

45 Bräuning-Oktavio 1971.

46 Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar, Ms. Ruppert 2056.

47 Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, Ms. Ruppert 2057.

48 Bibliothèque Nationale Paris, Ms. All. 146.

49 E. Martin: „Oberlin, Jeremias Jacob“, *ADB* 24 (1887) 96–99; M.-R. Diot (Hrsg.), *Gelehrtennetzwerke in Straßburg am Ende des 18. Jahrhunderts. Réseaux savants strasbourgeois à la fin du XVIIIe siècle: Jérémie-Jacques Oberlin – Jean Baptiste-Gaspard d’Ansse de Vilvoison* (Leipzig 2007).

50 Sächsische Landesbibliothek Dresden, Ms. Dresd. App. 1611.

51 Hessische Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt, Hs. 497.

Noch bei drei weiteren Mitschriften ist der Autor bislang nicht bekannt, allerdings sind zwei von ihnen genau datiert, ein Exemplar in Berlin⁵² auf 1775 und eines in Rom⁵³ auf 1798. Das dritte, heute im University College in London,⁵⁴ stammt offensichtlich von einem britischen Hörer Heynes und kann nur ungefähr in die Jahre nach 1791 datiert werden. Auch die heute im Deutschen Archäologischen Institut in Rom⁵⁵ aufbewahrte Mitschrift von 1798 scheint sich zeitweise in britischem Besitz befunden zu haben, denn sie wurde bis in die 1840er Jahre von unbekannter Hand mit zahlreichen Nachträgen, hauptsächlich in englischer Sprache versehen. Dies zeigt, wie auch vergleichbare Indizien in anderen Handschriften, welch hohen Wert man den Heyne'schen Ausführungen noch Jahrzehnte nach seinem Tode zubilligte. Bedenkt man, dass eigentlich erst seit 1830 mit Karl Otfried Müllers *Handbuch der Archäologie der Kunst* ein vollgültiges Handbuch des Faches vorlag, so wird verständlich, warum man die Nachschriften aus Heynes Vorlesungen so lange mit solcher Ehrfurcht behandelte.⁵⁶

3 Namentlich bekannte Autoren von Mitschriften

Glücklicherweise sind nicht alle Mitschriften anonym überliefert. Von sieben Manuskripten ist der jeweilige Verfasser genau bekannt. Zusammen mit den bereits erwähnten dokumentieren sie die erstaunliche zeitliche und geographische Streuung der erhaltenen Zeugnisse zu Heynes Vorlesung. Die älteste – angebliche – Mitschrift stammt von dem dänischen Heyne-Schüler Abraham Kall (1743–1821).⁵⁷ Sie lässt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit ins Jahr 1767 datie-

52 Staatsbibliothek Berlin, Ms. Germ qrt 1666.

53 Deutsches Archäologisches Institut Rom, Acc. Nr. 1959, 974.

54 University College London, Ms. Germ. 28a-b.

55 Oben Anm. 53.

56 Das erste gedruckte *Handbuch der Archäologie* erschien 1799 aus dem Nachlass von Johann Philipp Siebenkees (1759–1796), der an der Universität Altdorf Vorlesungen in enger Anlehnung an Heynes Göttinger Kolleg gehalten hatte (Siebenkees 1799/1800; der anonyme Bearbeiter schreibt dazu im Vorwort: „Die erste Grundlage des gegenwärtigen Werkes ist aus des Hrn. Hofrath Heyne, Einleitung in das Studium der Antike, Göttingen und Gotha, Dieterich, s. a. – genommen.“); vgl. dazu Stark 1880, 47; Wrede 2010, 19–22 (Siebenkees wird von Wrede, wie auch schon von vielen älteren Autoren, z.B. Stark 1880, 216, irrtümlich als „Heyne-Schüler“ bezeichnet, obwohl er nie in Göttingen studierte; vgl. R. Hoche, „Siebenkees, Johann Philipp“, *ADB* 34 [1892] 173–175). Im Gegensatz zum späteren Handbuch K.O. Müllers blieb die – wissenschaftlich wenig eigenständige – Darstellung von Siebenkees weitgehend ohne Resonanz. Vgl. Heynes Rezension zum 1. Band: Heyne 1799a.

57 Königliche Bibliothek Kopenhagen, Ms. Kall 324 kvart.

ren, also in das allererste Jahr von Heynes dann fast 40 Jahre lang wiederholter Archäologie-Vorlesung. Der Befund erweist sich bei genauerer Untersuchung allerdings als höchst problematisch, wie unten noch gezeigt werden soll.

Jeweils am Anfang einer brillanten Karriere standen zwei Schweizer Hörer der Vorlesung, als sie in den 1780er Jahren bei Heyne studierten: Niklaus Friedrich von Mülinen (1760–1833) und Abraham Friedrich von Mutach (1765–1831). Beide entstammten dem Berner Patriziat und bekleideten in späteren Jahren hohe politische Ämter in ihrer Heimatstadt. Mülinen⁵⁸ schrieb sich 1779 an der Universität Göttingen ein und kehrte im September 1780 nach Bern zurück, wo er eine glanzvolle, nur von den Wirren der Helvetischen Republik unterbrochene amtlich-politische Laufbahn antrat. 1803 wurde er Schultheiß seiner Heimatstadt, spielte eine wichtige Rolle im Kampf gegen das napoleonische Frankreich und wurde 1816 in den österreichischen Grafenstand erhoben. 1818 und 1824 war er als Landammann der Schweiz sogar höchster Repräsentant der Eidgenossenschaft. Große Verdienste erwarb er sich um die schweizerische Geschichtswissenschaft, vor allem in organisatorischer Hinsicht.

Mülinen hörte Heynes Archäologie-Vorlesung im Sommer 1780 und fertigte während der Lektionen eine gehaltvolle Mitschrift (vgl. Abb. 1 auf S. 107).⁵⁹ Sie umfasst allerdings nur 233 der insgesamt 628 Seiten des Manuskripts, während die restlichen Seiten von einem unbekanntem Kopisten geschrieben wurden. Dieser zweite Teil enthält nicht nur viele sinnentstellende Fehler, sondern weicht auch in der Orthographie und im Sprachstil deutlich von Mülinens Text ab. Es handelt sich also nicht um eine Kopie von eigenen Notizen Mülinens, sondern von einer Mitschrift eines anderen Hörers. Eine mögliche Erklärung könnte sein, dass Mülinen nur den ersten Teil der Vorlesung selbst gehört und protokolliert und für den Rest eine Mitschrift (käuflich?) erworben hat.

Als Berner Politiker nicht ganz so einflussreich wie Mülinen, dafür aber als Historiker noch bedeutender war sein fünf Jahre jüngerer Landsmann und Standesgenosse Abraham Friedrich von Mutach,⁶⁰ der nach seiner Göttinger

58 G. v. Wyss, „Mülinen, Niklaus Friedrich Graf v.“, *ADB* 22 (1885) 783–789; W. Gresky, „Nikolaus [sic!] Friedrich von Mülinen. Göttinger Student, Schweizer Politiker und Geschichtsforscher 1760–1833“, *Göttinger Jahrbuch* 1972, 133–162; E. Bonjour, „Mülinen, Nikolaus [sic!] Friedrich Graf von (österreichischer Graf 1816)“, *NDB* 18 (Berlin 1997) 305–306 (dort 306: „M. war zu seiner Zeit der bekannteste Berner.“); C. Zürcher, „Mülinen, Niklaus Friedrich von“, *Historisches Lexikon der Schweiz* 8 (Basel 2009) 799f.; P. Niederhäuser, *Die Familie von Mülinen. Eine Adelsgeschichte im Spiegel des Familienarchivs* (Bern 2010) bes. 52–57.

59 Burgerbibliothek Bern, Ms. Mü. 507.

60 E. Burkhard, *Kanzler Abraham Friedrich von Mutach. 1765–1831. Vierzig Jahre bernische Geschichte* (Bern 1923); C. Zürcher, „Mutach, Abraham Friedrich von“, *Historisches Lexikon der Schweiz* 9 (Basel 2010) 46f.

Studienzeit ebenfalls in führende Positionen der Berner Regierung aufstieg und maßgeblich für die Errichtung der bernischen Akademie, der heutigen Universität Bern, im Jahre 1805 verantwortlich war. Mutach immatrikulierte sich am 1.10.1784 in Göttingen und promovierte hier im Juni 1785 mit einer juristischen Dissertation.⁶¹ In demselben Sommersemester 1785 hörte er Heynes Archäologie-Vorlesung. Seine Mitschrift ist ein besonders umfangreiches, dreibändiges Opus.⁶² Wie auch andere von ihm erhaltene Vorlesungsmitschriften⁶³ wirkt der Duktus der etwas manierten Handschrift sehr gleichmäßig, wie bei einer Reinschrift. Es handelt sich jedoch wohl um eine während der Vorlesung entstandene Mitschrift, die lediglich nachträglich mit Kolumnentiteln versehen wurde. Inhaltlich ist diese Mitschrift nicht ganz so ergiebig wie die Aufzeichnungen Mülinens, da Mutach manchmal Schwierigkeiten gehabt zu haben scheint, Heynes Gedankengang klar zu erfassen und prägnant wiederzugeben, dafür hat sie den Vorzug, vollständig von einer Hand zu stammen.

Größere Vertrautheit mit den von Heyne behandelten Gegenständen verrät eine in Göttingen aufbewahrte Mitschrift, die allerdings aufgrund eines eigenwilligen Systems von Kürzeln extrem schwer zu lesen ist.⁶⁴ Sie wurde daher bisher noch nicht transkribiert. Auch ihr Autor war kein unbedeutender Mann. Der aus Gera stammende Kaufmannssohn Karl Gotthold Lenz (1763–1809) hatte sich schon als Student an der Universität Jena mit klassisch-philologischen Arbeiten hervorgetan, bevor er 1787 nach Göttingen ging, um seine Ausbildung zu perfektionieren und bei Heyne zu promovieren. Überregionale Bekanntheit erlangte er 1797–1800 als Redakteur der *Nationalzeitung der Deutschen* in Gotha, wo er 1799 Professor für alte Sprachen am Gymnasium wurde und 1809 als anerkannter Altertumswissenschaftler starb.⁶⁵

Sehr viel besser lesbar als Lenz' kryptische Notate ist die Mitschrift, die der dänische Student Frederik Stoud (1759–1823) in Heynes Vorlesung anfertigte.⁶⁶ Er hörte sie offenbar gleich zweimal, 1789 und 1792. Das Manuskript ist nicht nur inhaltlich ergiebig, sondern auch deshalb wertvoll, weil es als einzige von allen bekannten Mitschriften genaue Datumsangaben zu den einzelnen Lektionen – vom 4. Mai bis zum 19. September 1789 – enthält. Es war zwar schon bekannt, dass Heyne die Vorlesung an sechs Tagen der Woche, von Montag bis Samstag, jeweils einstündig (in der Regel um 8 Uhr morgens) vortrug. Doch dank der Stoud'schen Mitschrift können wir nun genauer nachvollziehen, wie

61 *Commentatio de fundamento successionis ab intestato ex iure romano.*

62 Burgerbibliothek Bern, Mss.h.h.XLV.86.1-3.

63 Übersicht bei Gresky 1973, 247f.

64 Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 8° Cod. Ms. hist 19.

65 H. [Autorenkürzel], „Lenz, Karl Gotthold“, *ADB* 18 (1883) 277–278.

66 Königliche Bibliothek Kopenhagen, Ms. NKS 420 c kvart.

viel Stoff pro Stunde abgehandelt wurde. Stoud hielt sich im Zuge einer mehrjährigen Bildungsreise durch Europa lange in Göttingen auf, wo er sich nach einem Studium der Philologie und der schönen Wissenschaften der „Staatsökonomie“ widmete. Nach seiner Rückkehr nach Kopenhagen machte er in der dänischen Finanzverwaltung Karriere.⁶⁷

Nur aus einem einzigen Jahr der Heyne'schen Vorlesung liegen zwei unabhängig voneinander entstandene Mitschriften vor. Sie sind schon fast am Ende von Heynes archäologischer Lehrtätigkeit entstanden, im Sommersemester 1803. Die eine der beiden Mitschriften, in Moskau aufbewahrt,⁶⁸ stammt von einem russischen Hörer Heynes, Alexander Iwanowitsch Turgenjew (1784–1845). Sie ist in recht flüssigem Deutsch abgefasst und lässt vom Schriftduktus nicht erahnen, dass es sich um Notizen eines gerade erst Neunzehnjährigen handelt. Turgenjew, Sohn des Moskauer Universitätsdirektors, wurde nach der Rückkehr in seine Heimat zu einem der wichtigsten Vertreter der Aufklärung in Russland. Eine umfangreiche Biographie, die 2001 erschienen ist, präsentiert ihn als „den vielleicht bedeutendsten russischen Briefautor und Vermittler westlichen Gedankenguts“ im zweiten Viertel des 19. Jhs.⁶⁹

Gleichzeitig mit Turgenjew besuchte der aus Darmstadt gebürtige Theologiestudent Christian August Hoffmann (1783–1855) Heynes Archäologievorlesung.⁷⁰ Er hatte zuvor bereits mehrere Jahre in Gießen studiert, gehörte also wie Lenz (und im Gegensatz zu den vielen z.T. sehr jungen Juristen, Ökonomen und anderen „Leuten von Welt“, die Heynes Kolleg besuchten) zu den erfahreneren und fachlich versierteren Hörern. Seine Aufzeichnungen⁷¹ sind ausführlicher als diejenigen Turgenjews, doch gibt es zwischen beiden Mitschriften zahlreiche enge Übereinstimmungen in den Formulierungen, so dass man hoffen darf, in diesen Partien zumindest ansatzweise den Wortlaut des Heyne'schen Vortrags fassen zu können.

67 Vgl. den Nachruf in *Allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahre 1824*, Nr. 255, Sp. 375f.; G. Kringelbach, „Stoud, Frederik“, *Dansk biografisk Lexikon* 16 (Kopenhagen 1902) 473.

68 Lomonosov-Universität Moskau, Ms. ruk. 99, I: 288784.

69 H. Siegel, *Aleksandr Ivanovič Turgenjev (1784–1845). Ein russischer Aufklärer* (Köln u.a. 2001); die zitierte prägnante Formulierung ist dem Kurztex auf der Umschlagrückseite entnommen.

70 H. E. Scriba, *Biographisch-literarisches Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts* (Darmstadt 1831). 146f.; „Hoffmann, Christian August“, in: Hessische Biografie <http://www.lagis-hessen.de/pnd/132761033> (abgerufen am 22.3.2013).

71 Göttingen, Archäologisches Institut (Leihgabe aus Privatbesitz).

Im Rahmen des Projekts ARCHAEO18 wurden bislang 10 Handschriften vollständig⁷² und 2 teilweise⁷³ transkribiert. Es ist also noch nicht das gesamte vorliegende Material erschlossen. Auch stellt die Transkription selbstverständlich nur den ersten Schritt einer wissenschaftlichen Bearbeitung dar. Diese konnte bisher unterschiedlich weit vorangetrieben werden: Bei fünf Handschriften wurden alle vorkommenden Orts- und Personennamen markiert und mit Verweisen auf die einschlägigen Normdatenbanken im Internet versehen. Für die Handschriften Weimar 2056, Berlin und Rom wurden außerdem alle vorkommenden Literaturzitate und alle erwähnten Kunstwerke mit den entsprechenden Datenbanken verknüpft, für die Handschrift Bern 407 (Mülinen) steht diese Arbeit vor dem Abschluss. Die Präsentation der so aufbereiteten Handschriften ist in einer vorläufigen Version bereits im Internet abrufbar.⁷⁴ Am Ende soll es möglich sein, Digitalisate und Transkriptionen sämtlicher Mitschriften miteinander zu vergleichen und darin zu suchen, und darüber hinaus eine Fülle von zusätzlichen Informationen zu Orten, Personen, Literaturziten und Kunstwerken aus den angebundenen Informationsquellen im Internet abzurufen. Die Literatur-Links liefern dabei nicht nur die korrekten bibliographischen Nachweise, sondern führen direkt zu Digitalisaten der entsprechenden Originalpublikationen. Über die von Heynes Hörern meist sehr präzise notierten Seiten- und Tafelangaben gelangt man auf diese Weise direkt zu den bildlichen Darstellungen der einzelnen Kunstwerke, die in der Vorlesung besprochen und vorgeführt wurden.

4 Zeitgenössische Berichte über die Vorlesung

Leider ist nicht sehr viel darüber bekannt, wie Heyne den von ihm dargebotenen Stoff konkret visualisierte. Fest steht, dass die in der Göttinger Bibliothek dank Heynes planmäßiger Ankaufstätigkeit in seltener Vollständigkeit vorhandenen älteren und zeitgenössischen Stichwerke zur antiken Kunst und Topographie eine zentrale Rolle spielten. Die detailliertesten Informationen hierzu und zu anderen organisatorischen Aspekten der Vorlesung enthält die 1791 anonym in Leipzig erschienene Schrift *Letztes Wort über Göttingen und seine Lehrer*, als de-

72 Es handelt sich die Nummern 0, 1a, 2a, 3, 4, 5, 7, 9a, 10, 12 in der Tabelle im Anhang. Zu Handschrift 1b liegt eine maschinenschriftliche Transkription von H. Bräuning-Oktavio vor.

73 Nr. 8 und 11 in der Tabelle im Anhang.

74 Unter der Adresse www.heyne-digital.de.

ren Autor der Schriftsteller Wilhelm Friedrich August Mackensen identifiziert werden konnte, der 1788/89 in Göttingen studierte.⁷⁵

Anders als manch anderem Göttinger Professor wird Heyne in Mackensens sonst oft sehr süffisanter Darstellung höchste Anerkennung gezollt. Ein ganzes Kapitel ist ihm gewidmet. Darin heißt es u.a.:

Auch liest H. noch ein anderes Collegium – die Archäologie, ohne Zweifel das angenehmste Collegium das ich in G. gehört habe. Der Preis ist nur ein wenig hoch – das Honorar ist 3 Louisd’or, und mit dem was man dem Aufwärter geben muß, der Bücher und Stühle herschleppt (es wird auf der Bibliothek gelesen) und der immer Heynens Bedienter ist, kömmt es auf fast 18 Thlr. Ich habe zwar dieß Geld mit Vergnügen gegeben, denn ich habe dafür ein Vergnügen gehabt, das mir um keinen Preis feil ist, aber ich habe doch immer geglaubt, daß bey dem jetzigen Zustande der Literatur [...] dieser Preis ein wenig zu hoch sey. Freylich muß man bedenken, daß dies eins von den *arcanis dominationis* von Göttingen ist. Man hat sehr richtig den Calcül darauf gebauet, daß der Ruf davon, daß man in G. Weisheit besitze, die noch gar nicht in Curs gekommen, nicht fehlen würde, viele reiche Deutsche, die so geneigt sind, sich aus Eifer für die gute Sache, wenn sie sie einmal lieb gewonnen, düpiren zu lassen, herbeyzuziehen. Ueberdem soll dieses Collegium, seiner Einrichtung nach, nur für Hochwohlgeborne Herren seyn, die man in Göttingen ganz vorzüglich liebt, und man siehet es daher ungerne, wenn ein Wohlgeborener sich mit unterschleicht.

Das Collegium soll sich eigentlich nur auf eine gewisse Zahl von Zuhörern, die ich zwar nicht bestimmen kann, von der ich aber doch weiß, daß sie nicht viel über zwanzig seyn soll, einschränken. Allein man ist doch nicht von Eisen und Stahl, und auf dringendes Bitten läßt man sich wol bewegen Einen oder ein Paar über diese Zahl anzunehmen. So hörte ich das Collegium selb zwey und dreißigster. Freylich soll es vorher und nachher nicht so besetzt gewesen seyn, und ich weiß auch Sommer (es wird nur im Sommer gelesen) wo es nur zwölf hörten. Unter diesen zwey und dreißig waren einige Grafen, welche doppelt bezahlen, und ich konnte H. sehr genau nachrechnen, daß ihm dieß Collegium über 700 Thlr. einbrachte. Für seine andern privatissima erhält er nur 2 Louisd’or [...].

Heyne war der rechte Mann der in G. Archäologie lesen mußte. Die Literatur der Archäologie ist nirgends vollständiger als hier, und Sie wissen schon was H. für ein Mann ist, wenn er in literärischen Schätzen wühlen kann. Er hat weder Winkelmann’s Genie noch Lessings Scharfsinn, aber desto besser für seine Schüler! Diese sollen weder Künstler werden, noch, der Regel nach, Schriftsteller, und also wäre ihnen eine begeisterungsvolle Vorlesung über den *torso*, oder eine Untersuchung im Tone der antiquarischen Briefe, dieses unsterblichen Meisterstücks des menschlichen Scharfsinns, ziemlich entbehrlich. H. wird ihnen sicherlich dergleichen nicht auftischen, aber er hat als Literator, mit allen möglichen Hilfswissenschaften umgeben, dieses Fach durchstudirt, er hat seinen Weg, ohne sich je zur Linken oder zur Rechten abzuwenden, getreu verfolgt, und hat am Ende seiner Laufbahn sagen können: ich habe das Alterthum studirt. Ob dieß genug sey, um wahrer Kenner der Kunst zu seyn, weiß ich nicht, aber er hat sich eine Uebersicht

75 Mackensen 1791; zum Autor vgl. C. E. Carstens, „Mackensen, Wilhelm Friedrich August“, *ADB* 20 (1884), 16-17. Ich danke H. Rohlfing für den Hinweis auf die Bedeutung von Mackensens Schrift als Zeugnis zu Heynes Vorlesung.

übers Ganze erworben, er weiß Anfang, Mitte und Ende, und das ist für seine Dilettanten gewiß hinreichend. Wenn die jungen Leute nur von Bernini und Bouchardon hören, und ungefähr wissen, was man an ihren Statuen von jeher gelobt und getadelt hat; wenn sie wissen, wie man in Bronze gießt, und in Edelsteine schneidet; wenn sie von der Malerey der Alten, den Bädern des Titus und den Frescogemälden gehört, und ein wenig in den Bilderbüchern geblättert haben; so haben sie schon genug gelernt. Haben sie noch oben drein ein wenig Kritik mitgenommen, sind sie mit den Betrügereyen der Italiänischen Antiquare bekannt geworden, haben sie sich die Winke über die Erklärung eines *bas-relief* gemerkt, die Unzuverlässigkeit der Erklärung und Benamung der alten Statuen und Büsten eingesehen, haben sie eine Uebersicht über die Geschichte der Kunst und ihrer Fächer erlangt, die vorzüglichsten alten und neuen Künstler, und die Gallerien und Gemmensammlungen sich eingeprägt; so haben sie Alles gelernt, was sie lernen konnten, und können nun in Gottes Namen nach Italien reisen. Zum Behuf einer Reise nach Italien ist dieses Collegium in der That unschätzbar. Man lernt hier zwar nicht über den Werth einer Statue gründlich raisonniren, aber man kömmt mit einer so schönen Uebersicht des Ganzen nach Rom, daß man – was gewiß schon viel gewonnen ist – vier oder fünf Monate voraus hat, um sich durch die Menge von Gegenständen, womit die Sinne dort überlastet werden, Licht zu schaffen, und Fuß zu gewinnen. Herr von — würde vielleicht kein Buch über die Kunst in Rom haben schreiben können, wenn er nicht Heynen gehört hätte.⁷⁶

Mackensens Ausführungen sind ein wertvolles zeitgenössisches Zeugnis, weil sie die äußeren Umstände der Vorlesung – die Kosten, die Teilnehmerzahl, die Benutzung der „Bilderbücher“, die Heyne durch seinen Diener in der Vorlesung vorzeigen ließ – plastisch vor Augen führen und zugleich einen Eindruck vom sozialgeschichtlichen Kontext des Heyne'schen Privatissimums vermitteln: Die Vermittlung systematischen Wissens über berühmte – nicht nur antike – Kunstwerke, aber auch über künstlerische Techniken als Teil der Ausbildung des „Mannes von Welt“ und speziell als Vorbereitung auf die „Grand Tour“ stand ganz im Vordergrund.

Dass Mackensens Darstellung der Intention der Vorlesung im wesentlichen Heynes eigener Sicht der Dinge entsprach, geht aus einem Brief hervor, den dieser 1772 an Christian Ludwig von Hagedorn in Leipzig schrieb und in dem

76 Mackensen 1791, 51–54. – Mackensens Schilderung wird bestätigt durch eine interessante Äußerung Friedrich Gottlieb Welckers in einem Brief vom 18.1.1854, in dem der Bonner Gelehrte auf seine archäologische Lehrtätigkeit in Göttingen 1816–1819 zurückblickt, „wo vorher Heynes Vorlesungen über die alte Kunst, für Grafen und Barone – fünf Louis d’or das Honorar und drei Thr dem Amanuensis – nur von dem durch Winkelmann allgemein erregten Enthusiasmus getragen worden waren“, zitiert bei W. Ehrhardt, *Das Akademische Kunstmuseum der Universität Bonn unter der Direktion von Friedrich Gottlieb Welcker und Otto Jahn*, Abhandlungen der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, 68 (Opladen 1982) 74 Anm. 283. Dass der – im Gegensatz zu Mackensen – nicht zur Polemik neigende Welcker die Vorlesung noch mehr als 40 Jahre nach Heynes Tod als eine Veranstaltung „für Grafen und Barone“ in Erinnerung hat, ist höchst aufschlussreich.

er das kurze Schema, das er im selben Jahr zu seiner Vorlesung veröffentlicht hatte,⁷⁷ gegen kritische Einwendungen verteidigte, die der Dresdner Akademie-Professor Giovanni Battista Casanova, Bruder des berühmten Abenteurers, erhoben hatte.⁷⁸

Den von Mackensen hervorgehobenen strukturierenden und systematisierenden Ansatz der Vorlesung hebt Heyne ausdrücklich hervor:

Herr Prof. Casanova hat die Alterthümer studirt: es kann ihm also ja unmöglich fremd seyn, daß bisher dieß ganze Studium ein Chaos von Materialien ohne Ordnung, Licht und Uebersicht des Ganzen war. Eben daher hatte das Studium so wenig Zweckmäßiges; anderen ließ es sich gar nicht vortragen; und die Schriftsteller und Antiquaren überhaupt waren sehr gelehrte Geschöpfe, die aber kein System, keinen Plan, und eben so wenig Philosophie im Kopfe hatten. [...]

Die Sache also, woraus es ankömmt, und die Aufgabe ist diese: ‚Von allen den Materialien, die hin und wieder in den Werken der Antiquaren zerstreuet sind, ein regelmäßiges und übersehbares Gebäude aufzuführen;‘ und das hat zuerst und allein unser Winkelmann versucht. Das nächste alsdann ist: ‚Dem Studio des Alterthums eine wissenschaftliche Gestalt zu geben, so daß es, wie andre Wissenschaften, nach einer bequemen Methode vorgetragen werden kann;‘ und das habe ich versucht. Hier kömmt alles auf die gute Ordnung der Theile, auf die Auswahl des Wichtigen und Wesentlichen, und auf das Uebersehbare des Ganzen an.⁷⁹

Auch was Heyne zum Zielpublikum seiner Vorlesung sagt, stimmt mit Mackensens Einschätzung überein: Sie diene weder der Ausbildung von Künstlern noch von Kunstkritikern, dafür sei die Universität nicht der rechte Ort. ‚Wir bilden bloß Kenner und Liebhaber der Alterthümer, und zwar gelehrte Kenner.‘ Vor allem gehe es darum, ‚Personen von Geburt und von Vermögen, dahin vorzubereiten, daß sie einst die alten Kunstwerke auf der Stelle selbst, in Italien und außer Italien [...] mit Einsicht, Verständniß, und mit einigem Urtheile und Geschmack betrachten können.‘⁸⁰

Heynes Vortragsstil ist am besten durch die Schilderung seines Schwiegersohns Heeren bezeugt:

[...] selbst auch die Vorzüge, die man als wesentlich zu betrachten pflegt, strenge Ordnung in seinem Vortrage, mochte man zuweilen vermissen; und ein gutes Heft bey ihm zu schreiben, der gewöhnliche Maaßstab des Vortrags bey dem großen Haufen, erforderte Uebung. Er selbst hatte sich für keins seiner Collegien ein eigentliches Heft ausgearbeitet. [...] Beym zusammenhängenden Vortrage hatte er Collectaneen, alle auf einzelnen Blättern; diese in einer Folge von Mappen nach den Materien geordnet. [...] Als einer der fleißigsten [...] las er zwey, im Sommer gewöhnlich drey Stunden täglich.

77 Heyne 1772b.

78 Baden 1797, 203–210; in modernisierter Orthographie erneut abgedruckt und kommentiert von Bräuning-Oktavio 1971, 38–46.

79 Baden 1797, 204f.

80 Baden 1797, 206.

[...] In der letzten Viertelstunde, ehe er ins Auditorium ging, sah er seine Papiere durch; auf den Ausdruck im Voraus zu studieren fiel ihm nicht ein; er verließ sich noch mehr auf das, was er im Kopfe, als was er auf dem Papiere hatte. [...] Der ganze Vortrag war frey und natürlich. [...] Man nehme hinzu, daß er immer ganz bey demjenigen Gegenstande war, von dem er sprach. [...] Sein Vortrag hatte also einen hohen Grad von Lebendigkeit.⁸¹

Sein Äußeres imponirte nicht. Er pflegte auf dem Catheder zu sitzen; und ragte kaum darüber hervor. Sein Organ war auch im Hörsale (er mußte oft sich räuspfern) keins der angenehmsten.⁸² „Das öffentliche Reden ward ihm schwer, weil sein Organ wenig für ein großes Local, und eine sehr zahlreiche Versammlung geeignet war. Er ward in einiger Entfernung leicht unverständlich; und doch durfte er es nicht zu sehr anstrengen, weil es sonst bald rauh und heiser ward.“⁸³

Der anonyme Kompilator der Vorlesungsedition von 1822 schreibt zum Stil von Heynes Vortrag:

Oft war er schwer zu fassen. Zum wörtlichen Nachschreiben eignete er sich nur selten. In kurzer, rasch herausgestoßener, weder unlieblicher noch rednerischer Art, trug er, in ineinander gedrungener Rede, dem Anscheine nach oft abgebrochen oder stücklich vor. [...] Nebensachen und Anführungen deutete er nur kurz oder flüchtig an. Man mußte sich an den Vortrag des Verewigten gewöhnt haben, um denselben mit Leichtigkeit niederschreiben zu können.⁸⁴

Auch wenn Heyne den Wortlaut antiker Quellen nach Auskunft der Mitschriften meist nur recht frei aus dem Gedächtnis wiedergegeben zu haben scheint, so war ihm die exakte Nennung von bibliographischen Daten offenbar sehr wichtig. Denn in fast allen Mitschriften nehmen Literaturangaben – oft mit genauen Seitenzahlen und Abbildungsnummern – breiten Raum ein. Man darf vermuten, dass Heyne diese Angaben seinen Hörern wirklich Wort für Wort diktiert hat.

Aufgrund der oben zitierten Zeugnisse könnte der Eindruck entstehen, Heyne habe die Vorlesung weitgehend improvisiert. Diese Vermutung würde jedoch in die Irre führen. Zwar nahm Heyne, wie gleich noch gezeigt werden soll, immer wieder Änderungen am Gesamtaufbau der Vorlesung vor; in der Detailgliederung und den zu jedem Punkt genannten Fakten aber blieb er sich über die Jahrzehnte erstaunlich treu. Die von Heeren genannten Notizzettel werden ihm hierbei wichtige Dienste geleistet haben. Freilich scheint er sich bemüht zu haben, diese Notizen stets auf dem neuesten Stand zu halten. Selbst im hohen Alter war es ihm wichtig, neu erschienene Literatur zu den jeweiligen

81 Heeren 1813, 240–242.

82 Heeren 1813, 240.

83 Heeren 1813, 238f.

84 Anonymus 1822, Vf.

Themen, ggf. auch neue Ausgrabungen und andere Entdeckungen in seinem Vortrag zu berücksichtigen.⁸⁵

5 Rezeption der Vorlesung

Soweit wir wissen, ist von den uns namentlich bekannten Verfassern von Mitschriften der Heyne-Vorlesung nur ein einziger nach dem Göttinger Studium selbst in Italien gewesen, wo er das Gelernte vor Ort anwenden konnte.⁸⁶ Dennoch dürfte die Aussicht, als Hörer der Vorlesung zum „gelehrten Kenner“ zu werden, entscheidend zum durchschlagenden Erfolg der Veranstaltung beigetragen haben. Schließlich boten auch Reisen nach Frankreich und England, wie sie z.B. Heynes Berner Schüler von Mülinen und von Mutach unternahmen, vielfältige Gelegenheit, in den dortigen Kunstsammlungen die in Göttingen erworbenen Kenntnisse unter Beweis zu stellen. Kompetent über antike Kunst reden zu können, war bekanntlich im 18. Jahrhundert ein zentraler Bestandteil aristokratischer Bildung und Lebenskultur. Seit dem Auftreten Winckelmanns war daraus fast so etwas wie eine Obsession geworden, wie z.B. der heute in seiner Erbittertheit kaum noch nachvollziehbare Feldzug Lessings gegen Klotz⁸⁷ ebenso belegen kann wie das enorme Ansehen, das Philipp Daniel Lipperts Abdruckunternehmen, die *Dactyliothea Universalis*, in ganz Europa genoss.⁸⁸ Nur in diesem Kontext ist es zu erklären, dass standes- und karrierebewusste Studenten der Jurisprudenz und der Staatsökonomie sich einen ganzen Sommer lang an sechs Tagen in der Woche morgens um 8 in die Göttinger Bibliothek begaben, um aufmerksam zu lauschen und zu protokollieren, was Hofrat Heyne ihnen über Hunderte von antiken Statuen vortrug und an einschlägiger Fachliteratur ins Heft diktierte.

Eine in diesem Zusammenhang aufschlussreiche Stelle aus Goethes *Werther* veranschaulicht das erstaunliche Prestige, das mit dem Besuch dieser Lehrver-

85 So zitiert er beispielsweise in der Vorlesung 1803: „Mongez Magazin encyclopedique an.X. Nro 23, 24. – an XI Nro 6“, also Literatur von 1802 und 1803 (Ms. Hoffmann, p. 53).

86 Lediglich für Frederick Stoud ist eine Bildungsreise durch Europa überliefert, die ihn auch nach Italien führte (*Allgemeine Literatur-Zeitung vom Jahre 1824*, Nr. 255, Sp. 375). Im Herbst 1793 hielt er sich in Rom auf.

87 P. und H. Zazoff, *Gemmensammler und Gemmenforscher. Von einer noblen Passion zur Wissenschaft* (München 1983) 164–168; W. Barner, „Autorität und Anmaßung. Über Lessings polemische Strategien, vornehmlich im antiquarischen Streit“, in: W. Mauser / G. Sasse (Hrsg.), *Streitkultur. Strategien des Überzeugens im Werk Lessings* (Tübingen 1993) 15–37; P. Zarychta, „Spott und Tadel“. *Lessings rhetorische Strategien im antiquarischen Streit* (Frankfurt a.M. u.a. 2007).

88 Kerschner 2007.

anstellung, ja bereits mit dem Besitz einer Mitschrift davon, verbunden war. In einem auf den 17. Mai 1772 datierten Brief schreibt Werther: „Vor wenig Tagen traf ich einen jungen V. an, ein offner Junge, mit einer gar glücklichen Gesichtsbildung. Er kommt erst von Akademien, dünkt sich nicht eben weise, aber glaubt doch, er wüßte mehr als andere. Auch war er fleißig, wie ich an allerley spüre, kurz, er hatt' hübsche Kenntnisse. Da er hörte, daß ich viel zeichnete, und Griechisch konnte [...], wandt er sich an mich und kramte viel Wissens aus, von Batteux bis zu Wood, von de Piles zu Winkelmann, und versicherte mich, er habe Sulzers Theorie den ersten Theil ganz durchgelesen, und besitze ein Manuscript von Heynen über das Studium der Antike. Ich ließ das gut seyn.“⁸⁹

Mit dem zuletzt genannten Manuskript ist zweifellos eine Mitschrift nach Heynes Archäologie-Vorlesung gemeint. Wie oben bereits erwähnt, haben Goethe und sein Freund Merck sich just in demselben Jahr 1772 Kopien von Mitschriften der Vorlesung besorgt bzw. sogar selbst angefertigt. Dass dies genau in diesem Jahr geschah, ist wohl kein Zufall, denn 1772 scheint Heyne seine erstmals fünf Jahre zuvor gehaltene Vorlesung gründlich überarbeitet und den Stoff noch einmal planmäßig neu strukturiert zu haben. „Zum Gebrauch bei seinen Vorlesungen“, aber sicherlich auch als Werbeprospekt, um neue Hörer für die Veranstaltung zu interessieren, veröffentlichte er in diesem Sommer die Broschüre *Einleitung in das Studium der Antike, oder Grundriß einer Anführung zur Kenntniß der alten Kunstwerke*,⁹⁰ die trotz ihres geringen Umfangs von knapp 24 Seiten sehr stark beachtet wurde. Goethe und Merck rezensierten sie in den *Frankfurter gelehrten Anzeigen*,⁹¹ Giovanni Battista Casanova erhob kritische Einwände, auf die Heyne in seinem oben zitierten Brief an Hagedorn⁹² reagierte. Noch vor Erscheinen der Broschüre nahm Heynes 15 Jahre jüngerer Freund Johann Gottfried Herder erstaunlich intensiv Anteil an ihrem Entstehungsprozess. Heyne hatte Herder das Werk schon vorab als Druckfahne geschickt und ihn um eine Stellungnahme gebeten. Im Februar 1772 antwortete ihm dieser: „Vielen, vielen Dank für den Bogen Einleitung; aber was würde ich geben, wenn ich das Gebäude hätte, wenn ich so eingeleitet worden wäre! Ich müßte nichts als loben. Die Simplicität und Größe und Auswahl und Sorgsamkeit und sanfte Stille und das Bildbare des Plans bis zu jedem Worte. Im ersten Capitel, um das ich gefragt bin, ist alles mit der weisesten Auswahl genau, bestimmt und simplificirt. [...] Das Fachwerk des Kastens hat mich so entzückt: wie wünschte ich, was drinnen liegt, zu haben!“⁹³

89 J. W. Goethe, *Die Leiden des jungen Werthers* (Leipzig 1774) 15f.

90 Heyne 1772b.

91 *Frankfurter gelehrte Anzeigen* 1772, Nr. 80 (6.10.1772), 637f.

92 Vgl. oben Anm. 78.

93 Düntzer / von Herder 1861, 119.

Im Mai fragte Herder nach: „Und was machen Sie, liebster Freund? ist [...] Ihre Archäologie gedruckt? (so schicken Sie mir doch die letzte!)“⁹⁴ Heyne kam dieser Bitte offenbar umgehend nach, denn im Juni schreibt ihm Herder: „Ihr Grundriß von Archäologie hat mir als Umriß sehr gefallen: so hat noch niemand die Wissenschaft übersehen und unterschieden.“⁹⁵

Am 6. August 1772 antwortet Heyne: „Sie thun dem dürren Geripp der Archäologie zu viele Ehre an, da Sie es nur erwähnen. Es ist und soll mehr nicht sein als Fachwerk, um nur die Sachen in erträglicher Ordnung zu halten. Indessen fange ich diesen Sommer, da ich wieder darüber lese, an zu finden, daß des Krames mehr ist, als hineingeht und in einem halben Jahr ausgekramt werden kann. Denken Sie, wir sind im August, und ich bin erst über die weiblichen Bildsäulen.“⁹⁶

Bisher ging es der Forschung ähnlich wie Herder. Auch sie kannte nur das „Fachwerk des Kastens“ und hätte gern gewusst, „was drinnen liegt“. Durch die Erschließung der Mitschriften wird dies nun deutlicher. Es zeigt sich, dass der in der *Einleitung* dargelegte Plan keinesfalls deckungsgleich war mit dem Aufbau der real gehaltenen Vorlesung. Nicht nur stellte Heyne die dort dargelegte Gliederung immer wieder um, auch verteilte er die Gewichte anders, als es die *Einleitung* suggeriert. So würde man nach der prominenten Stellung, die der „Geschichte der Kunst überhaupt“ als zweitem von drei Abschnitten in der *Einleitung* zukommt, nicht erwarten, dass dieser Aspekt in der wirklich gehaltenen Vorlesung eine eher untergeordnete Rolle spielte. So nimmt in der Weimarer Mitschrift von 1772 dieser 2. Abschnitt nur 6 Seiten ein, der 1. (kunsttheoretische) Abschnitt 18 Seiten, der 3. hingegen (in der *Einleitung* überschrieben: „Von den noch vorhandenen Kunstwerken der Griechen und Römer“)⁹⁷ fast 400 Seiten. Andererseits sind Punkte, die in der *Einleitung* gar nicht oder nur ganz beiläufig erwähnt werden, von Heyne gern sehr ausführlich entwickelt worden, etwa der Untergang der antiken Denkmäler in der Völkerwanderungszeit und im Mittelalter.⁹⁸ Auch wird aus dem gedruckten Abriss nicht deutlich, in welchem breitem Umfang Heyne an verschiedenen Stellen der Vorlesung immer wieder auf neuzeitliche Kunstwerke einzugehen pflegte.

Auf der anderen Seite offenbart das Studium der Mitschriften, dass der auf den ersten Seiten der *Einleitung* sehr betont vorgetragene theoretisch-definitivische Vorspann, der sich in der Kompilation von 1822 nur in rudimentärer

94 Düntzer / von Herder 1861, 133.

95 Düntzer / von Herder 1861, 138.

96 Düntzer / von Herder 1861, 141f.

97 Heyne 1772b, 14.

98 In der *Einleitung* nur ganz knapp angedeutet: „Ueberhaupt die Schicksale der Kunstwerke bey den großen Veränderungen Griechenlands und Roms“ (Heyne 1772b, 16).

Form wiederfindet, für Heyne in Wirklichkeit eine große Rolle spielte. Über die Jahrzehnte hin hat er stets daran festgehalten, seinen Studenten zunächst einen Begriff davon zu vermitteln, worin sich das „Studium der Antike“ als eine dezidiert auf Kunstwerke ausgerichtete Disziplin von anderen Formen altertumskundlicher Tätigkeit unterscheidet.

6 Perspektiven des Forschungsprojekts

Für eine systematische inhaltliche Auswertung der in den Mitschriften dokumentierten Aussagen Heynes oder gar für eine Gesamtbewertung und wissenschaftsgeschichtliche Einordnung der Vorlesung – soweit sie sich aus diesen Texten rekonstruieren lässt – ist es noch viel zu früh. Zunächst muss die Sicherung der Textgrundlage durch vollständige Transkription aller Texte und vergleichende Analyse der von einer gemeinsamen Vorlage abhängenden Handschriftenpaare zum Abschluss gebracht werden.⁹⁹ Auch die genauere Erforschung von Provenienz, Zeitstellung und Urheberschaft der bislang anonymen Mitschriften ist eine noch zu leistende Aufgabe. Ebenso müssen die bibliographischen Recherchen zu den von Heyne zitierten Büchern und Abbildungen weiter vorangetrieben werden, obwohl hier der größte Teil der Arbeit wohl schon geleistet ist.¹⁰⁰ Auch wenn all diese Grundlagenarbeiten erst noch bewältigt werden müssen, so mag es doch nützlich sein, schon jetzt einige weiterführende Forschungsfragen zu benennen, die es anschließend in Angriff zu nehmen gilt.

Eine vordringliche Aufgabe wird es sein, die Gliederung des Stoffes in den verschiedenen Mitschriften miteinander zu vergleichen.¹⁰¹ Einerseits hilft dies, inhaltlich korrespondierende Abschnitte in den verschiedenen Manuskripten miteinander zu vernetzen und dadurch in ihrem Aussagegehalt wechselseitig zu erhellen. Denn die Tatsache darf nie aus dem Blick geraten, dass wir es nicht mit einem Text Heynes zu tun haben, sondern mit mehr oder weniger geglückten Wiedergaben seines Gedankengangs durch seine meist sehr jungen Hörer. Ein Blick etwa auf die einleitenden Passagen der Berliner Mitschrift verrät, wie

99 Textphilologisch besonders ergiebig verspricht eine vergleichende Betrachtung der beiden unabhängig voneinander entstandenen Mitschriften aus dem Sommersemester 1803 zu werden, da Textübereinstimmungen hier eine Annäherung an den tatsächlichen Wortlaut des von Heyne Gesagten versprechen (vgl. o. S. 86.).

100 Eine von H. Bräuning-Oktavio erstellte Kartei aller in der Handschrift Darmstadt 1711 zitierten Werke, soweit er sie identifizieren konnte (ca. 500 Titel), bildete eine wichtige Ausgangsbasis für die bibliographische Recherche im Rahmen des Projekts ARCHAEO18.

101 Erste Bemerkungen hierzu bei Döhl 1988.

schwer es manchem von ihnen fiel, zu verstehen oder zumindest verständlich aufzuzeichnen, was Heyne darlegte.

Darüber hinaus darf man sich vom Vergleich der Gliederung des Stoffes in den einzelnen Vorlesungen Aufschlüsse darüber erhoffen, wie Heynes Auffassung der zu behandelnden Materie sich im Laufe der Jahrzehnte veränderte, wie sich Schwerpunkte verschoben und neue Akzente gesetzt wurden. Zwar überwiegt auf den ersten Blick der Eindruck einer erstaunlichen Konstanz, gleichwohl sind signifikante Gewichtsverlagerungen unverkennbar, etwa die schwindende Bedeutung der am Anfang sehr breiten Raum einnehmenden Glyptik oder der unterschiedliche Stellenwert, der der Behandlung der etruskischen Kultur über die Jahre hin eingeräumt wird.¹⁰² Obwohl Heyne in der gedruckten *Einleitung* von 1772 dem Hauptteil „Von den noch vorhandenen Kunstwerken der Griechen und der Römer“ ganz im Sinne Winckelmanns ein eigenes Kapitel über die „Geschichte der Kunst, mit eingeschalteten Nachrichten von den Kunstwerken der Aegyptier, der Perser und der Etrusker insonderheit“ voranstellt, hielt er sich in der Vorlesung des Sommers 1772 nicht an diese Gliederung, sondern behandelte die ägyptische und etruskische Kunst erst ganz am Ende des Semesters. Erst im Sommer 1773 folgte die Vorlesung in dieser Hinsicht der in der *Einleitung* skizzierten Disposition. Dies gilt auch für die durch N. F. von Mülinen protokollierte Vorlesung 1780. Dagegen findet sich in von Mutachs Mitschrift 1785 die „Geschichte der Kunst“ (Ägypter, Perser, Phoenizier, Etrusker, Griechen, Römer) wieder ans Ende der Vorlesung verlegt, ebenso 1787 (Lenz), 1789 (Stoud) und um 1795 (Handschriftenpaar Darmstadt/Dresden). Die in Rom aufbewahrte Mitschrift von 1798 dokumentiert eine weitere Gliederungsvariante: Hier ist die griechische Kunstgeschichte der Behandlung der einzelnen Denkmälerklassen vorangestellt, während die Kunstgeschichte der Ägypter und der Römer ans Ende verschoben ist. In den Mitschriften von 1803 (Turgenjew/Hoffmann) schließlich fehlt ein eigener Abschnitt über die Geschichte der griechischen und auch der ägyptischen Kunst, während die etruskische und die orientalische Kunst in einem Anhang am Ende abgehandelt werden.

Ob sich hinter diesen wechselnden Dispositionen ein unsicheres Schwanken Heynes verbirgt oder eine komplexere dialektische Denkbewegung, wird erst die vertiefte Untersuchung der Texte nach Abschluss der gesamten Transkriptionsarbeit zeigen. Schon jetzt ist aber klar, dass sich darin auch Heynes ambivalentes Verhältnis zur Konzeption von Winckelmanns *Geschichte der Kunst des Altertums* widerspiegelt. Der im ersten Teil dieses Werks präsentierten Stilperiodisierung stand Heyne – wie allen spekulativen Systementwürfen – mit einer gewissen

¹⁰² In den späteren Mitschriften erscheint sie eher als ein Thema, das erst ganz am Ende des Semesters gewissermaßen als Appendix dem eigentlichen Vorlesungsstoff angehängt wurde; so auch in Anonymus 1822, 559–598.

Reserve gegenüber. Seine am common sense orientierte Vorliebe für klar belegbare Fakten, die ihn manchmal wie einen Positivisten *avant la lettre* erscheinen lässt, konnte gerade mit demjenigen Element in Winckelmanns „Lehrgebäude“ wenig anfangen, das man heute als dessen entscheidende methodische Innovation betrachtet. Wie die kurze Übersicht über die Gliederung der Mitschriften gezeigt hat, war Heyne nicht grundsätzlich abgeneigt, das Winckelmannsche Modell zu adaptieren. Er maß ihm jedoch offensichtlich keine zentrale Bedeutung zu, weshalb er die der Kunstentwicklung gewidmeten Partien seiner Vorlesung in manchen Jahren sehr knapp halten oder sogar ganz weglassen konnte.

Überraschender noch als diese Feststellung ist die Tatsache, dass Heyne anscheinend auch nicht daran interessiert war, den von ihm heftig als fehlerhaft und oberflächlich kritisierten zweiten Teil von Winckelmanns Kunstgeschichte, den sogenannten historischen Teil, in verbesserter Form in seine Vorlesung zu integrieren. Dies ist umso erstaunlicher, als Heyne in mehreren Abhandlungen zur Korrektur der von ihm bemerkten Fehler in Winckelmanns Darstellung beizutragen versuchte.¹⁰³ Hier befand sich Heyne eigentlich auf seinem ureigensten Gebiet: der philologischen Quellenkunde. Was hätte näher gelegen, als Winckelmanns historische Darstellung ausführlich anhand der antiken Quellen richtigzustellen, zu erweitern und zu kommentieren? Bemerkenswerterweise hat Heyne in der Vorlesung darauf jedoch weitgehend verzichtet. Der Akzent lag hier ganz eindeutig nicht auf dem philologischen, sondern auf dem genuin archäologischen Aspekt: Nicht die schriftlichen Nachrichten über verlorene Meisterwerke standen im Zentrum, sondern die real vorhandenen Monumente in den Sammlungen Italiens und den anderen europäischen Ländern, wie er sie anhand von Kupferstichen, Gemmenabdrücken und einzelnen Gipsabgüssen seinen Hörern visuell vergegenwärtigen konnte.

Für die Beurteilung der Wirkungsgeschichte der Heyne'schen Vorlesung ist diese Feststellung sehr wichtig. Es besteht kein Zweifel, dass diese Vorlesung zur Institutionalisierung der Archäologie im frühen 19. Jahrhundert entscheidend beigetragen hat. Dass die methodische Ausrichtung des jungen Faches in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts jedoch immer mehr von einer Dominanz der philologischen Betrachtungsweise bestimmt wurde – bis hin zur fast ausschließlich auf Schriftquellen fußenden Künstlergeschichte Heinrich Brunn's¹⁰⁴

103 „Berichtigung und Ergänzung der Winkelmannischen Geschichte der Kunst des Alterthums“, in: *Deutsche Schriften von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen herausgegeben*, Bd. 1 (Göttingen und Gotha 1771) 204–266; auch viele von Heynes *Antiquarischen Aufsätzen* (Heyne 1778/1779) sind der Korrektur und Erweiterung der von Winckelmann zusammengetragenen Beobachtungen gewidmet.

104 H. Brunn, *Geschichte der griechischen Künstler*, 2 Bde. (Braunschweig 1853, Stuttgart 1859). Eine ausführliche Analyse der philologischen Phase in der Geschichte der Klassischen

–, kann nicht als direkte Folge von Heynes Lehrtätigkeit erklärt werden. So sehr Heyne in den besagten Publikationen zu Winckelmanns Werk auf einem exakteren Umgang mit den Schriftquellen insistiert hatte: In der Vorlesung ist dies nicht der Hauptpunkt, auf den es ihm ankommt. Im Vordergrund steht hier das archäologische Material, das er zwar nicht aus der unmittelbaren Anschauung kannte, wie Winckelmann sie immer wieder so stolz hervorgekehrt hatte, das er seinen Studenten jedoch durchaus in visueller Form, durch Bereitstellung geeigneter Reproduktionsmedien vor Augen zu führen versuchte. Die beeindruckende Zusammenballung von Abbildungszitaten in den Mitschriften, die manchmal ganze Seiten füllen, vermittelt einen Begriff davon, wie wichtig für Heyne die Präsentation des Bildmaterials in seinen Lektionen war. Man kann sich leicht vorstellen, wie der von Mackensen¹⁰⁵ erwähnte Bibliotheksdienstler ins Schwitzen kam, wenn er einen Großfolianten nach dem anderen herbeizuschleppen und der erlauchten Hörerschaft vorzulegen hatte.

Gerade weil für Heyne die visuelle Komponente seiner Vorlesung so wichtig gewesen zu sein scheint, stellt sich fast zwangsläufig die Frage, wie er konkret mit diesen Abbildungen umgegangen ist und vor allem, wie er die von ihm seit 1767, dem ersten Jahr der Vorlesung, für die Göttinger Universität erworbenen Gipsabgüsse¹⁰⁶ in seine Lehrveranstaltung einbezogen hat. Dies ist eine Frage, die sich beim gegenwärtigen Erschließungsstand der Mitschriften noch nicht definitiv beantworten lässt, doch fällt schon jetzt auf, wie außerordentlich selten auf Göttinger Abgüsse verwiesen wird.¹⁰⁷ Der Abguss der Venus Medici, den Heyne 1772 erwarb und im östlichen Saal des Obergeschosses der Bibliothek aufstellen ließ,¹⁰⁸ wird bezeichnenderweise nicht im Zusammenhang mit der ausführlichen Besprechung dieser Statue genannt, wie sie sich in fast allen Mitschriften findet, sondern nur ein einziges Mal im Abschnitt „Hilfsmittel“, als Beispiel für einen schlechten Gipsabguss.¹⁰⁹

Archäologie fehlt bislang. Wichtige Beiträge hierzu liefert die umfangreiche Studie von R. Sternke, *Böttiger und der archäologische Diskurs* (Berlin 2008).

105 Mackensen 1791, 51; vgl. oben Anm. 76.

106 Fittschen 2007.

107 Ob sich der Satz: „Wir haben sehr schöne Gipsabgüsse von den Antiken, die uns zum Studium sehr dienlich sind, b[e]s[on]d[er]s als Vorbereitung zum Sehen der Antiken selbst“ (Mitschrift Rom, p. 29) auf die Göttinger Abgüsse bezieht, wie Meyer 2004, 80 mit Anm. 43 meint, scheint mir nicht gesichert.

108 Boehringer 1979, 111 Nr. 46.

109 Burgerbibliothek Bern, Ms. 507 (von Mülinen, 1780), p. 470 f.: „Zu solchen Abgüssen gehört eine geschickte Hand. Und die Leute die herumziehen sind gefährlich, ihre Formen sind meist sehr abgenützt und stumpf, wie hier die Venus und Laocoon. Die Formen sind auch bloß in Stücken. Diese müssen zusammengesetzt und die Junctur mit Gips übergleitet werden. Die Ungleichheiten die durch die Form entstehen abgeschabt

7 Heynes Archäologie-Vorlesung und die Leipziger Tradition der „Litterär-Archäologie“

Für die wissenschaftsgeschichtliche Einordnung von Heynes Vorlesung ist es wichtig, ihr Verhältnis zu Vorläufer-Veranstaltungen zu bestimmen, wie man sie vor allem in den Vorlesungen von Heynes Leipziger Lehrern Christ und Ernesti zu erblicken hat. Die älteste auf Heynes Vorlesung bezogene Mitschrift, laut Titelschild angefertigt von Abraham Kall,¹¹⁰ ist unter diesem Aspekt ein Schlüsselzeugnis.

Der Däne Abraham Kall (1743–1821) kam bereits 1763 zum Studium nach Göttingen, also im Jahr von Heynes Berufung, und hielt sich fast vier Jahre lang in Deutschland auf. Noch während seiner Abwesenheit wurde er in Kopenhagen zum Universitätsbibliothekar, dann zum Professor für Griechisch und 1770 zum Professor für Geschichte und Geographie ernannt. Diesen Lehrstuhl hatte er 40 Jahre lang inne, seit 1781 zusammen mit einer Professur für Mythologie und Kunstgeschichte an der Kopenhagener Kunstakademie.¹¹¹ Die enge Beziehung Kalls zu Heyne dürfte mit dazu beigetragen haben, dass dieser 1789 einen Ruf als Prokanzler nach Kopenhagen zur Reform des dänischen Bildungswesens erhielt, den er aber trotz des fürstlichen Gehalts, das man ihm anbot, ablehnte.¹¹²

Kalls Handschrift enthält kein Titelblatt, sondern lediglich ein altes Etikett auf dem Umschlag: „Heyne’s *Dictata* over Archæologien skr[evne] af Abr. Kall“ (Heyne’s *Dictata* über Archäologie, geschrieben von Abraham Kall). Anders als die übrigen Mitschriften von Heynes Vorlesung ist diese größtenteils in lateinischer Sprache abgefasst und in zahlreiche Kapitel und Paragraphen untergliedert. Die lateinischen Paragraphen wechseln mit kurzen Kommentaren in deutscher Sprache (vgl. Abb. 2 auf S. 108). Inhaltlich und weitgehend auch in den Formulierungen folgt Kalls lateinischer Text der *Archaeologia litteraria*¹¹³ von Heynes Leipziger Lehrer Johann August Ernesti (1707–1781).¹¹⁴ Allerdings stimmt der

werden und dadurch verderben diese Leute sehr viel, wie es bey der Venus auf hiesiger Bibliothek geschah. Gips Figuren sind ungleich besser als Zeichnungen.“

110 Königliche Bibliothek Kopenhagen, Ms. Kall 324 kvart.

111 E. C. Werlauff, „Abraham Kall“, *Dansk litteratur-tidende for 1822*, 101–112 und 118–126; J. C. H. R. Steenstrup, „Kall, Abraham“, *Dansk Biografisk Lexikon* 9 (Kopenhagen 1895) 84–86; E. Jørgensen, „Kall, Abraham“, *Dansk Biografisk Leksikon*, 3. Aufl., 7 (Kopenhagen 1981) 574f.

112 Heeren 1813, 380f.

113 *Io. Avgusti Ernesti Archaeologia Litteraria* (Leipzig 1768); eine 2. Auflage, verbessert und erweitert durch G. H. Martini, erschien Leipzig 1790.

114 Zu Ernesti: Stark 1880, 46f. 51. 161; F. A. Eckstein, „Ernesti, Johann August“, *ADB* 6 (1877) 235–241 (ebd. 237: „Außerdem las er [...] seit der Errichtung der Malerakademie *archaeologia litteraria*, bei der er trotz des Vorganges von Christ nicht weiter kam, als daß

Text nicht genau überein und einige Literaturangaben sind auf etwas älterem Stand als Ernestis Buch, dessen erste Auflage 1768 im Druck erschien. Andererseits kann die Handschrift nicht vor 1766 entstanden sein, denn es werden Bücher zitiert, die 1766 erschienen sind. Kalls Text ist also zwischen 1766 und 1768 geschrieben, vermutlich sogar genau im Schlüsseljahr 1767, in dem Heyne mit seiner Archäologie-Vorlesung begann.¹¹⁵

Wenn dem Etikett auf der Handschrift zu trauen ist, dann läge damit ein Dokument vor, das uns die später so berühmte Vorlesung sozusagen in statu nascendi vor Augen führen würde. Das Bild, das sich daraus ergibt, ist höchst überraschend, denn die im Kall'schen Manuskript dokumentierte Vorlesung weicht völlig von dem ab, was die späteren Vorlesungsmitschriften wiedergeben. Heyne wäre demnach der zu seiner Zeit an den deutschen Universitäten, auch in Göttingen, durchaus geläufigen Praxis des Vortrags und des Diktierens aus einem bekannten Lehrbuch eines anderen Autors gefolgt.¹¹⁶ Für Ernestis *Archaeologia literaria* ist dieses Procedere in einem anderen Fall eindeutig bezeugt: Sein Leipziger Schüler Georg Heinrich Martini, 1775–1794 Rector der Nikolai-Schule,¹¹⁷ hielt regelmäßige Vorlesungen anhand von Ernestis Werk, dessen lateinischen Text er paragraphenweise deutsch kommentierte. Eine Mitschrift einer solchen Vorlesung wurde 1796 kurz nach Martinis Tod unter dem Titel *Akademische Vorlesungen über die Litterair-Archäologie nach Anleitung des Ernestischen Lehrbuchs*¹¹⁸ publiziert.

Der Fall der angeblichen *Dictata* Heynes, die durch Kalls Manuskript überliefert sind, ist allerdings noch etwas komplizierter gelagert. Denn das Buch, aus dem diktiert wurde, war damals noch gar nicht im Druck erschienen; es kam, wie erwähnt, erst 1768 heraus. Das würde bedeuten, dass Heyne eine ältere

man sich auf jene Kenntnisse nur in so weit einzulassen habe, als sie zum Verständnisse der Schriftsteller unentbehrlich sind.“); Wrede 2010, 13f.; unzureichend die Artikel von K. Blaschke / F. Lau, „Ernesti, Johann August“, in: *NDB* 4 (Berlin 1959), 604f. und M. Nuss, „Ernesti, Johann August“, in: Kuhlmann / Schneider 2012, Sp. 372–374, in denen Ernestis *Archaeologia literaria* nicht einmal erwähnt wird.

115 Dem steht allerdings entgegen, dass Kall laut Auskunft seiner Biographen schon 1766 nach Kopenhagen zurückgekehrt sein soll.

116 Sogar ein so selbständig denkender Gelehrter wie Georg Christoph Lichtenberg ging so vor, indem er seine Göttinger Physik-Vorlesung anhand des Compendiums seines jung verstorbenen Vorgängers Johann Christian Polykarp Erxleben (1744–1777) hielt; vgl. G. C. Lichtenberg, *Vorlesungen zur Naturlehre. Lichtenbergs annotiertes Handexemplar der vierten Auflage von Johann Christian Polykarp Erxleben: „Anfangsgründe der Naturlehre“* (Göttingen 2005). Auch Heyne hat einige seiner Vorlesungen anhand älterer Handbücher gehalten, darunter Ernestis *Initia rhetorica* (Leipzig 1750); vgl. Döhl 1988, 131f. 144 Anm. 32; Heidenreich 2006, 109.

117 Sehr knappe Angaben bei Eyssenhardt, „Martini, Georg Heinrich“, *ADB* 20 (1884) 509.

118 G. H. Martini, *Akademische Vorlesungen über die Litterair-Archäologie, nach Anleitung des Ernestischen Lehrbuchs durchgesehen und mit Anmerkungen begleitet* (Altenburg 1796).

Manuskriptfassung von Ernestis noch unpubliziertem Text benutzt hätte. Wie es dazu gekommen sein könnte, darüber lässt sich nur spekulieren. Möglich wäre, dass Heyne das Manuskript nicht von Ernesti selbst erhielt, sondern dass es sich um eine Mitschrift von Ernestis noch ungedruckter Vorlesung aus der Feder eines Leipziger Studenten handelte. Die Vorstellung, dass ein Professor studentische Mitschriften nach der Vorlesung eines Kollegen benutzt, um daraus vorzutragen, mag aus heutiger Sicht befremden. Doch nach den Usancen des 18. Jhs. wäre auch dies grundsätzlich denkbar.

Dennoch erscheint es nicht sonderlich plausibel, dass Heynes später so berühmte Archäologie-Vorlesung 1767 noch lediglich darin bestand, dass er einen fremden lateinischen Text seinen Studenten Paragraph für Paragraph diktierete und nur gelegentlich mit deutschen Kommentaren bereicherte – derselbe Heyne, der spätestens 1772 eine ganz nach eigenen Vorstellungen gegliederte und durch und durch von einem wissenschaftlich-kritischen Anspruch getragene Vorlesung vortrug, die gerade wegen ihrer Neuheit und Eigenständigkeit international so erfolgreich werden sollte. Viel mehr spricht für die Annahme, dass die Bezeichnung des Kall'schen Manuskripts irrig ist. Möglicherweise wurde sie erst bei Kalls Tod 1821, als sein gesamter schriftlicher Nachlass in die Königliche Bibliothek in Kopenhagen gelangte, auf dem Umschlag angebracht. In Wirklichkeit dürfte es sich um Notate aus einer (vermutlich 1767 gehaltenen) Vorlesung Ernestis in Leipzig handeln.

Doch auch wenn die Hoffnung, mit Kalls Manuskript eine Mitschrift von Heynes „Ur-Vorlesung“ aus dem Jahr 1767 in Händen zu halten, enttäuscht werden sollte, ist es höchst instruktiv, dessen Inhalt und d. h. im wesentlichen: Ernestis *Archaeologia literaria* mit dem von Heyne später in seiner Vorlesung verfolgten Archäologiekonzept zu vergleichen.

Was Ernesti mit *Archaeologia literaria* meint, geht schon aus der Gliederung seines Buches hervor: Behandelt werden zuerst die Paläographie (*De scriptura antiqua*), dann die verschiedenen Werkstoffe, nämlich Marmor (*De marmoribus*), Edelsteine (*De gemmis et aliis lapidibus nobilioribus*), Metalle (*De metallis*) und sonstige Materialien (*De varia materia operum antiquorum*), im zweiten Teil dann die Kodikologie (*De libris scriptis*), die Epigraphik (*De inscriptionibus*), die Urkundenlehre (*De diplomatibus*), die Numismatik (*De re numaria*) und erst am Ende die antike Plastik (*De toreutice und De plasticè*), die Malerei (*De pictura*) und die Architektur (*De architectura*).

Es ist unschwer zu erkennen, dass hier ein ganz anderer Archäologie-Begriff verwendet wird, als er sich später (ganz wesentlich dank Heynes Vorlesung) durchgesetzt hat. Wie schon der Zusatz „*literaria*“ verrät, spielen für Ernesti die Schriftzeugnisse eine herausragende Rolle; bildkünstlerische und architektonische Zeugnisse sind diesen nachgeordnet und werden ausschließlich auf der

Grundlage der literarischen Überlieferung abgehandelt. Nach heutigen Begriffen würde man Ernestis Unternehmen wohl eher als eine allgemeine Quellenkunde bezeichnen. Dagegen ging es Heyne, wie er unter Berufung auf Winckelmann immer wieder betonte, darum, „Kunstwerke als Kunstwerke“ zu betrachten.¹¹⁹ Obwohl auch er großen Wert auf die schriftliche Überlieferung legte, blieb das materiell vorhandene Kunstwerk doch der eigentliche Mittelpunkt seiner Vorlesung – auch wenn er es seinen Hörern nur anhand von Kupferstichen und bestenfalls von Gipsabgüssen vor Augen führen konnte. Diese Medien der Veranschaulichung spielten in Ernestis Leipziger Vorlesungen, soweit es seine *Archaeologia literaria* erkennen lässt, keine Rolle.

Allerdings erweist sich der Sachverhalt als noch etwas komplexer, wenn man Ernestis Vorlesung in einem größeren Kontext betrachtet. Er hat das Gliederungsschema seiner Vorlesung nämlich keineswegs selbstständig neu erfunden, sondern sich auf die Vorarbeiten eines anderen bedeutenden Leipziger Professors gestützt. Seit 1735 hatte Ernestis älterer Kollege Johann Friedrich Christ (1701–1756)¹²⁰ an der dortigen Universität Vorlesungen gehalten, die von Heyne und auch von Lessing¹²¹ während ihres Studiums besucht wurden, die aber erst 1776, zwanzig Jahre nach Christs Tod, auf der Grundlage von Mitschriften publiziert worden sind.¹²² Schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis lässt enge Übereinstimmungen mit Ernestis Kapitelfolge, allerdings auch charakteristische Abweichungen erkennen: Zwar behandelt auch Christ die Quellenkunde in ihrer ganzen Breite, aber das, was wir heutzutage als archäologische Zeugnisse bezeichnen

119 In der *Lobschrift auf Winckelmann* schreibt Heyne (Schulz 1963, 25): „Auf den rechten Weg sind wir eingeleitet; wir sind angeführt, alte Kunstwerke als Kunstwerke zu betrachten.“ Von dem weiten Archäologiebegriff, wie Ernesti ihn vertrat, distanzierte er sich explizit in seiner *Einleitung* (Heyne 1772b, 8): „Ein noch weitläufigerer Gesichtskreis ist, wenn man [in das „Studium der Alterthümer“] alles hineinzieht, nicht nur, was aus dem Alterthume sich erhalten, auch was keine nächste Beziehung auf die Kunst hat; sondern auch alles, was die Art der Aufzeichnung der Gedanken in den alten und mittlern Zeiten anbetrifft; also sogar einen Theil der gelehrten Kritik und der Diplomatie.“ Davon setzt Heyne sein eigenes Konzept dezidiert ab: „Eben diese Werke der Alten lassen sich auf eine weit edlere Art betrachten, in sofern sie Werke der Kunst und zwar der schönen Kunst, sind, und in sofern Ausdruck und Vorstellung sinnlicher Vollkommenheit die Absicht des Meisters gewesen ist. In diesem Gesichtspunkt wird es das Studium des schönen Alterthums, der Antike, der schönen Kunstwerke.“

120 Stark 1880, 46. 51. 159f.; Waetzoldt 1921, 45–51; W. Herrmann, „Johann Friedrich Christ, 1701–1756“, in: R. Lullies / W. Schiering (Hrsg.), *Archäologenbildnisse. Porträts und Kurzbiographien von Klassischen Archäologen deutscher Sprache* (Mainz 1988) 3f.; R. Dohme, „Johann Friedrich Christ“, in: P. Betthausen u.a. (Hrsg.), *Metzler Kunsthistoriker-Lexikon* ²(Stuttgart 2007) 50f.; Wrede 2010, 12f.; Müller 2012.

121 Stark 1880, 208.

122 J. F. Christ, *Abhandlungen über die Litteratur und Kunstwerke vornehmlich des Alterthums, durchgesehen und mit Anmerkungen begleitet von J. K. Zeune* (Leipzig 1776)

würden, hat einen deutlich höheren Stellenwert als bei Ernesti.¹²³ Christ war ein weit gereister und wohlhabender Mann, der bei seinem Tod eine beachtliche Kunstsammlung hinterließ. Es wird berichtet, dass er Objekte aus seiner Sammlung – Gemmen, Münzen, Vasen, antike Geräte, aber auch Handzeichnungen und Stiche berühmter neuzeitlicher Künstler – in seinen Lehrveranstaltungen als Anschauungsmaterial verwendete, um den Kunstsinn seiner Schüler zu fördern.¹²⁴ Wir dürfen vermuten, dass Heyne in Christs Unterricht zum ersten Mal mit originalen Kunstwerken in Kontakt gekommen ist. Christs eigene Forschungen bezogen sich vor allem auf die Neuere Kunstgeschichte. Als Verfasser der ersten Monographie über Lukas Cranach und eines grundlegenden Lexikons der Künstler-Monogramme gilt er als ein wichtiger Pionier des Faches.¹²⁵ Nicht zufällig wandte sich Philipp Daniel Lippert an Christ, als er einen gelehrten Kommentator für seine Edition der Gemmenabdrücke suchte.¹²⁶ Christ hat den lateinischen Text der ersten beiden Bände des Werkes verfasst.¹²⁷ Den dritten Band hat nach Christs frühem Tod, wie oben bereits erwähnt, der junge Heyne übernommen, seine erste Arbeit auf archäologischem Gebiet.¹²⁸

Es ist in der fachgeschichtlichen Literatur bereits häufig und zu Recht auf die Vorreiterrolle Christs für die Entstehung der späteren Kunstarchäologie hingewiesen worden.¹²⁹ Heyne selbst hat sich in diesem Sinne geäußert.¹³⁰ Es bleibt aber festzuhalten, dass Christs Bemühungen noch in das Vorfeld der eigentli-

123 Nach zwei einleitenden Abschnitten werden behandelt: Inschriften, Architektur, Marmor; Münzen; Statuen; Reliefs; Gemmen; Malerei; Gefäße und Geräte; Diplomatik; Handschriften; gedruckte Bücher.

124 Waetzoldt 1921, 45.

125 W. Waetzoldt, „Die Begründung der deutschen Kunstwissenschaft durch Christ und Winkelmann“, *Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft* 15 (1920/21) 165–186.

126 Kerschner 2007.

127 *Dactyliothecae universalis signorum exemplis nitidis redditae chilias sive scrinium milliarium primum. Delectis gemmis antiquo opere scalptis plerisque eis que fere hodie praedicatione et notitia multorum in omni Europa clarissimis exemplo de museis in massa quadam terrea candida petito. Expressit, ordinavit, edidit Philippus Dan. Lippert Dresd. Stilum adcommo-dabat intellegendis que per coniecturam argumentis litteras nonnullas praefatus quoque de rei gemmariae veteris gratia singulari Ioh. Frider. Christius Prof. Artium Publicus* (Leipzig 1755); *Dactyliothecae universalis signorum exemplis nitidis redditae chilias altera quae et scrinium milliarium secundum. Delectis gemmis [...]. Expressit, ordinavit, edidit Philippus Dan. Lippert Dresd. Stilum adcommo-dabat commentario scribendo signisque gemmarum et argumentis explicandis praefatus item utiliter Ioh. Frider. Christius Prof. Artium Publicus* (Leipzig 1756).

128 Lippert / Heyne 1762.

129 Zuletzt von Wrede 2010 und Müller 2012.

130 Heyne 1778/1779, Bd. 1, V: „Den Deutschen gebührt, so viel ich sehe, der Ruhm, daß sie zuerst Methode in das Studium eingeführt, und die antiquarische Wissenschaft sogar eines akademischen Vortrages fähig gemacht haben; und dies Verdienst gehört vorzüglich dem Professor Christ in Leipzig. Mit Vergnügen erinnere ich mich, ihn als Lehrer gehört und selbst seinen vertraulichen Unterricht genossen zu haben [...].“

chen Fachgenese gehören. Denn für die spätere Entwicklung des Faches war die neuartige Systematisierung und Fokussierung, die die archäologischen Studien durch das Wirken Johann Joachim Winckelmanns erhielten, von entscheidender Bedeutung.¹³¹ Von nun an war Archäologie in erster Linie „Archäologie der Kunst“, eine Fachbezeichnung, die sich im späten 18. Jh. als fester Fachterminus einbürgerte und erst im späten 19. Jh. durch die heute noch gültige Fachbezeichnung „Klassische Archäologie“ abgelöst wurde. Ernesti und auch sein Schüler Martini zitieren Winckelmann zwar wiederholt; den grundlegenden Paradigmenwechsel, den dessen *Geschichte der Kunst des Alterthums* mit sich brachte, haben sie jedoch nicht wirklich mitvollzogen. Dies getan zu haben, ist das große Verdienst der Heyne'schen Vorlesung, und dies ist der entscheidende Unterschied zur Leipziger „Litterär-Archäologie“ älteren Typs. Dennoch bleibt die Beziehung der beiden Archäologie-Konzeptionen zweifellos eng, und es wird eine wichtige Aufgabe unseres Forschungsprojekts sein, diese Zusammenhänge – einerseits zwischen Heyne und der Leipziger Tradition, andererseits aber auch zwischen Heyne und Winckelmann – genauer zu beleuchten, als dies bislang möglich war.

8 Schlussbemerkungen

Heyne wäre wenig entzückt gewesen, wenn er erfahren hätte, welche Aufmerksamkeit 200 Jahre nach seinem Tod auf Mitschriften seiner Vorlesung gewandt werden würde. „Nachgeschriebene Hefte ans Licht zu stellen, und wohl gar einen Lehrer darnach zu beurtheilen, mißbilliget [...] jeder Mensch von einigem sittlichen Gefühle“, konstatierte er 1799.¹³² Und auch wenn er selbst ein Manuskript seiner Vorlesung hinterlassen hätte, wäre er mit dessen Veröffentlichung nicht einverstanden gewesen: „Wer da weiß, wie sehr verschieden ein Catheder-Vortrag von dem Gange einer in Druck zu gebenden Schrift ist, wie Vieles dort nach Fassung, Absicht und Erwartung der Zuhörer eingerichtet werden muß,

131 Auch dies hat bereits Heyne hervorgehoben (Heyne 1778/1779, Bd. 1, Vf.): „Erst die Erscheinung der Winkelmannschen Schriften brachte das Studium empor, und auch sie dienten, um es auf den rechten Gesichtspunkt, auf die Kunst, zu leiten. Prof. Christ, der von dem Punkte ausgieng, daß die Künste das Andenken vergangener Begebenheiten auf die Nachwelt zu bringen gedient haben, mußte die alten Kunstwerke mehr als Denkmäler ansehen; er machte das ganze Alterthum zu einem Stücke der Litteratur, und verband es dem zufolge mit den ungleichartigsten Dingen, der Lehre von Handschriften und von Urkunden; ein Pfad, der nothwendig von Kunstbegriffen ganz abführen mußte.“

132 Heyne 1799a, 1889.

zumahl bey einem Vortrage, der nicht mit stehenden Lettern abgefaßt ist, wird Vieles dagegen einzuwenden haben.“¹³³

Die ersten Einblicke in die Auswertung der Mitschriften der Archäologie-Vorlesung, die hier gegeben wurden, dürften aber gezeigt haben, dass es aus der Distanz von mehr als zwei Jahrhunderten mehr als gerechtfertigt erscheint, sich über Heynes Vorbehalte hinwegzusetzen. Denn nur durch das Studium der Mitschriften wird wirklich greifbar, was es mit diesem viel gerühmten Markstein in der Entstehungsgeschichte der Universitätsdisziplin Archäologie eigentlich auf sich hatte. Erst jetzt lässt sich in vollem Umfang nachvollziehen, wie deutlich sich Heynes monumentorientierter Ansatz einerseits von der älteren Leipziger Tradition unterschied, die Archäologie nur als Teil einer antiquarischen Quellenkunde verstand, wie klar er sich andererseits aber auch von der – in Göttingen glanzvoll durch Karl Otfried Müller repräsentierten – philologischen Archäologie des frühen 19. Jahrhunderts abhob, die sich stärker als Heyne am Winckelmannschen Modell einer Entwicklungsgeschichte der Kunst orientierte, dabei aber den Schriftquellen eine eindeutige Vorrangstellung gegenüber den materiell überlieferten Denkmälern einräumte. Gerade dieser letzte Punkt, die Wirkungsgeschichte von Heynes Archäologievorlesung, bedarf in Zukunft, aufbauend auf der Kenntnis der Vorlesungsmitschriften, einer vertieften Untersuchung. So fraglos die durch Heyne in Göttingen etablierte und dann an vielen anderen Orten imitierte archäologische Lehre die weitere Entwicklung des Faches geprägt hat, so wenig darf doch übersehen werden, dass mit dem Aufblühen der ganz von der Philologie dominierten „klassischen Altertumswissenschaft“ nach 1800 etwas Neues begann, das nicht einfach als lineare Fortsetzung der von Heyne gegebenen Impulse verstanden werden kann.

133 Heyne 1799a, 1889f. Ähnlich bereits 1772 im Brief an Hagedorn (Baden 1797, 204): „Daß die Vorlesungen selbst abgedruckt werden möchten, wird er im Ernst nicht wünschen können, wenn er sich erinnert, wie ganz verschieden der Lehrvortrag im Unterricht junger Leute von dem seyn muß, was man dem Publico vorleget als Schriftsteller. In einem Collegio muß der Lehrer eine Menge bekannte, vorbereitende, erläuternde Dinge beibringen, so wie es die Fähigkeiten seiner Zuhörer erfordern – noch mehr, wenn der Haufen gemischt ist; dem Publico hingegen kann und soll ich nichts sagen, was in andern Schriften schon gesagt ist, und worüber ich keine neue Erläuterung zu geben weiß; nichts was nicht genau zur Sache gehört: die Form des Lehrvortrags und des Schriftstellervortrags ist auch mächtig verschieden.“

Anhang

Verzeichnis der für das Projekt ARCHAEO18 digitalisierten Mitschriften von Heynes Archäologie-Vorlesung (Die mit a und b bezeichneten Nummern sind Parallelabschriften nach derselben Vorlage.)

Nr.	Bibliothek	Signatur	Autor bzw. Besitzer	Datum	Umfang
0	KB Kopenhagen	Kall 324 kvart	Abraham Kall (1743–1821)	1767 ?	87 S.
1a	HAAB Weimar	Ruppert 2056	<i>Johann Wolfgang von Goethe</i>	1772	430 S.
1b	ULB Darmstadt	Hs. 1711	<i>Johann Heinrich Merck</i> (1741–1791)	1772	529 S.
2a	GSA Weimar	Ruppert 2057	<i>Johann Wolfgang von Goethe</i>	1773	940 S.
2b	BN Paris	All. 146	<i>Jacob Jeremias Oberlin</i> (1735–1806)	1773	1157 S.
3	StaBi Berlin	Ms. Germ qrt 1666		1775	318 S.
4	Burgerbibliothek Bern	Mss. Mül. 507	Niklaus Friedrich von Müllinen (1760–1833)	1780	628 S.
5	Burgerbibliothek Bern	Mss.h.h.XLV.86.1-3	Abraham Friedrich von Mutschach (1765–1831)	1785	545 S.
6	SUB Göttingen	8° Cod. Ms. hist 19	Karl Gotthold Lenz (1763–1809)	1787 ?	324 S.
7	KB Kopenhagen	NKS 420 c kvart	Frederik Stoud (1759–1823)	1789 und 1792	354 S.
8	University College London	Ms. Germ. 28a-b		nach 1791	459 S.
9a	ULB Darmstadt	Hs. 497		1794 ?	834 S.
9b	SLB Dresden	Ms. Dresd. App. 1611		Kopie nach 1796	380 S.
10	DAI Rom	1959, 974		1798	252 S.
11	Lomonosov-Uni- versität Moskau	ruk. 99, I: 288784	Aleksandr Ivanovich Turge- nev (1784–1845)	1803	286 S.
12	Arch. Inst. Göttingen (Leihgabe)		Christian August Hoffmann (1783–1855)	1803	439 S.

Abbildungen

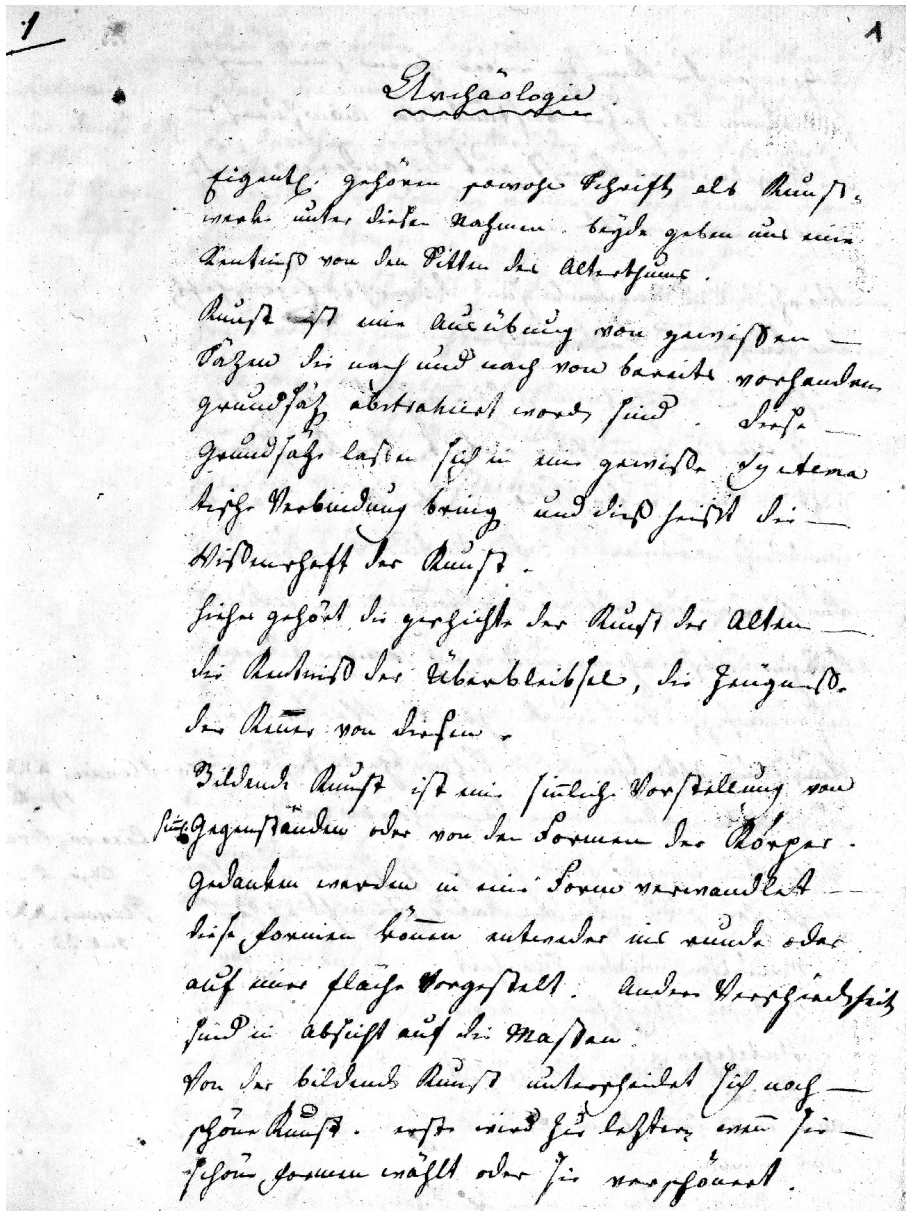


Abb. 1: Mitschrift Mülinen 1780 Seite 1.

Winckelmann und Heyne: *Bioi paralleloi*?

BALBINA BÄBLER

1 Der päpstliche Antiquar in Rom und der Professor in Göttingen

Von Ihnen möchte ich wissen, ob man an einem Orte, wie Göttingen ist, vergnügt leben könne, und wie man es angebe, es zu seyn. Denn ich kann mir nicht vorstellen, wie dieser und ein jeder Ort, wo Academien in Deutschland sind, Leipzig ausgenommen, und die Ernsthaftigkeit, die ein Professor annehmen muss, hierzu Gelegenheit gebe. Mich deucht, man müsse in dieser Lebensart alt werden, und vor der Zeit, man mag wollen, oder nicht. Es würde aber noch schwerer werden für jemand, der einen gütigen Himmel, und ein schönes Land, wo die ganze Natur lacht, lange Zeit genossen hat.¹

Als Johann Joachim Winckelmann am 30. März 1765 diese Zeilen aus Rom an Christian Gottlob Heyne richtete, schien die süffisante Frage auf den ersten Blick die reale Lebenssituation der beiden Korrespondenten zu widerspiegeln: Winckelmann lebte seit knapp zehn Jahren in Rom, seit fast zwei Jahren in der Stellung des päpstlichen Antiquars,² seinen Schilderungen in eben diesem und anderen Briefen zufolge in geradezu paradisischen Verhältnissen; seine Ämter in der päpstlichen Administration kosteten ihn nicht mehr als zehn Stunden Arbeit pro Jahr (!), und er verkehrte auf gleicher Ebene mit einflussreichen Kardinälen, in deren prachtvollen Villen und Antikensammlungen er sich jederzeit als Freund aufhalten konnte.³

Welche ungeheure Arbeitslast dagegen der Göttinger Professor zu tragen hatte, wird auch aus den anderen Beiträgen in diesem Band hinreichend deutlich, aber diese bestand nicht nur aus Forschung, Lehre, Akademie, Bibliothek, Herausgeberschaften, Aufbau und Organisation neuer wissenschaftlicher Institutionen,

1 Rehm III, 1956, 91 Nr. 697; s. dazu Graepler 2007a, 17–28.

2 Leppmann 1996, 202–205; Papst Clemens XIII. hatte Winckelmann am 13.4.1763 zum „Commissario delle Antichità della Camera Apostolica“ ernannt.

3 Kunze et al. 1996, 80–107; Justi 1943, II, 134–141; Leppmann 1996, 125–149; die grundlegende Darstellung zu Winckelmans Briefen aus Rom ist Disselkamp 1993; s. dort bes. 202–254 zu Winckelmans Selbststilisierung als „Weiser auf dem Lande“, der in der Ruhe und Zufriedenheit des römischen *otium* seinen Neigungen nachgehen kann, und die Analyse der Briefgruppe, die Disselkamp als Winckelmans „große Selbstdarstellungen“ bezeichnet (301–394); sie zeichnen ein idealisiertes Bild von Rom und den dortigen höfischen Verhältnissen als Gegenbeispiel zu der schwierigen kulturellen und sozialen Situation der Gelehrten in Deutschland.

sondern auch aus zermürbenden Zeitfressern der Art, wie sie jedem Professor heutzutage sofort vertraut sein dürften. So schreibt Heyne einmal einem Freund:⁴

Seit Jahr und Tagen habe ich aufgehört, ein Gelehrter zu seyn, und Zahlen-Tabellen, Pro Memoria um Zahlung des Rückstandes, Berichte und Rechtfertigung von Monitis, Franken, Centimen, Brüche von 1/1000 von 1 Pf. sind meine edle Beschäftigung.

Doch so froh und frei, wie es die meisten seiner brieflichen Äußerungen glauben machen wollen, war auch Winckelmann in Rom wohl nicht immer; er hatte durchaus auch Verpflichtungen, wozu nicht zuletzt die des Fremdenführers für vornehme Gäste aus dem Ausland gehörten; liest man Winckelmanns Klagen über die völlige Gleichgültigkeit, mit der die deutschen und englischen Adelsprösslinge, denen er als päpstlicher Cicerone auf ihrem obligatorischen „Grand Tour“ Rom zeigen musste⁵ – und die er einmal in Verzweiflung als „Fürsten-Geschmeiß“ titulierte –, seine enthusiastischen Präsentationen der Meisterwerke antiker Skulptur aufnahmen, kann man ernsthaft bezweifeln, ob der gütige Himmel und das schöne Land diese Frustrationen immer auszugleichen vermochten.⁶

2 Der „freie“ Winckelmann und der „verstaubte“ Heyne?

Dennoch prägten Winckelmanns enthusiastische Schilderungen seines Lebens in Rom für lange Zeit in der Forschung das Bild von dem freien und freilebenden

4 Brief an Heinrich vom 27.4.1809; Heidenreich 2006, 106.

5 A. Müller, „Reisende der Grand Tour in den Sammlungen Roms – Winckelmann als Cicerone“, in: Kunze 1998, 155–163; vgl. dazu auch Leppmann 1996, 204: „Ein Mann, der diese Stellung innehatte, mußte nicht nur umfassend gebildet, sondern auch taktvoll [...] und vor allem mit den Idiosynkrasien von Besuchern vertraut sein, die sich trotz hohen Standes und ehrwürdiger Ahnenreihe nicht selten als Leute zweifelhaften Charakters und Rufes entpuppten. Da gab es Säufer, die von dem Antiquar, der sie frühmorgens von der Herberge abgeholt und bei glühender Hitze durch die Ruinen geführt hatte, verlangten, daß er die Nacht hindurch mit ihnen pokuliere. Da gab es vornehme Herren, denen Winckelmann die vielumworbene Lebedame Viscioletta zuführen sollte. Da gab es aber auch Lümmel wie Sir Francis Dashwood von der Society of Dilettanti, der während seines Besuches in Rom so viele Sottisen über den Papst von sich gab, daß ihn die Polizei schließlich aus dem Kirchenstaat verwies.“

6 Rehm III, 1956, 9 Nr. 626; dazu Disselkamp 1993, 189–201; s. auch W. Richter, „Italienfahrt im Jahrhundert Winckelmanns. Zum Wandel ihrer Motivationen und Erlebnis-horizonte“, in: Bruer / Tegtmeyer 2000, 61–74. Allgemein zu der sog. „Grand Tour“ der europäischen adeligen Jugend im 18. Jahrhundert und ihren Auswirkungen auf den Kunsthandel und das Entstehen fürstlicher Privatsammlungen s. I. Bignamini / I. Jenkins, „L'Antico“, in: A. Wilton / I. Bignamini (Hrsg.), *Grand Tour. Il fascino dell' Italia nel XVII secolo* (Milano 1997) 211–279.

Genie, das in Rom mit einem epochalen, kühnen Wurf eine neue Wissenschaft begründet, auf der einen und dem pedantischen, verstaubten Büchergelehrten, der nie aus Göttingen hinauskam und nie ein antikes Original sah, auf der anderen Seite. Dieser Eindruck wurde nicht zuletzt durch Carl Justis monumentale dreibändige, in fünf Auflagen erschienene und bis heute nicht ersetzte Winckelmann-Biographie zementiert;⁷ Hartmut Döhl traf es durchaus, als er diesbezüglich in einem Aufsatz von 1988 von der „wenig schönen Rolle Justis“ sprach.⁸

Justi vermittelt den Eindruck, Heyne habe insbesondere mit seiner Lobsschrift auf Winckelmann und seinen kritischen Rezensionen zu dessen Werken⁹ aus Eifersucht dem Genie kleinlich am Zeug geflickt und in grämlicher Philologenpedanterie an seinen großen Würfen herumgemäkelt; zu ersterer Arbeit schreibt er, Heyne sei der offizielle und preisgekrönte Lobredner Winckelmans gewesen, „während er ihm nichtoffiziell, offen und zwischen den Zeilen, soviel Blätter als er konnte aus seinem Lorbeerkranz abzupflücken suchte“.¹⁰ In den Rezensionen will er eine „durch die Sache nicht erklärliche Schärfe, eine berechnete, gerade den empfindlichsten Punkt, die moralischen Eigenschaften, die Sauberkeit eines Forschers verdächtigende Härte des Ausdrucks, die unzweideutig eine geheime Abneigung verrät“ bemerken, deren Quelle nicht schwer zu finden sei: „Der Blick des Neides sticht umso giftiger, je sorgsamer er sich verbergen zu müssen glaubt.“ Heyne habe sich in erster Linie über Winckelmans Erfolg und seine zahlreichen Bewunderer geärgert. Dazu sei die „Verschiedenheit des Naturells“ gekommen: Heyne habe offensichtlich nicht viel von Begeisterung, Einbildungskraft, Beredsamkeit gehalten und Worte wie „Freiheit“ oder „erhabener Genius“ nur in ironischem Ton gebraucht und sich im Bewusstsein der Erhabenheit über solche Schwachheiten in ein solches Gefühl der Überlegenheit hineingeschrieben, dass er von „Behauptungen des guten Winckelmans“ gesprochen habe; Heyne sei sich weltklug vorgekommen, „indem er mit der damals modischen Motivweisheit Winckelmans Ätiologie der Kunst beanstandet“ habe.¹¹

7 Justi 1943, bes. I, 234–237.

8 Döhl 1988, 143 Anm. 13; s. dazu den Beitrag Graepler, o. S. 77.

9 S. dazu den grundlegenden Aufsatz Graepler 2007a. Zu Heynes Lobsschrift, die in der Tat kein traditionelles Enkomion ist, und seiner grundsätzlichen methodischen Kritik an Winckelmann s. jetzt Harloe 2013, 170–187.

10 Justi 1943, I, 236.

11 Justi 1943, II, 439; noch W. Lepenies, „Johann Joachim Winckelmann, Kunst und Naturgeschichte im 18. Jahrhundert“, in: *Johann Joachim Winckelmann 1717–1768*, hrsg. von Th. Gaetgens (Hamburg 1986), 222 übernimmt einfach (in flapsigerem Ton) Justis Urteil: „Christian Gottlob Heyne in seiner oft so boshaften Lobsschrift auf Winckelmann ...“; *ibid.* 233: „Mit dem grämlichen Christian Gottlob Heyne könnte man Winckelmans Mangel an kaltem Blut, seine erhitzte Einbildungskraft, seine ausufernde Begeisterung und seine Wahrsagereien bekritteln.“

Auch Klaus Fittschen, der sonst ein ausgewogenes Urteil über das Verhältnis der beiden Männer fällt, nimmt an, Heyne sei „so sehr Philologe, so sehr Büchermensch“ gewesen, dass er eben doch glaubte, auf die für Antikenerforschung unentbehrliche Autopsie, auf der Winckelmann seit seinem Umzug nach Rom insistierte, verzichten zu können.¹²

Zu dieser Auffassung gab es auch lange Zeit keine wirkliche Gegenstimme. Grundlage für die Beschäftigung mit der Person Heynes ist die umfassende Biographie seines Schwiegersohnes und langjährigen Kollegen Arnold Hermann Ludwig Heeren, die 1813 erschien und allen späteren als Vorlage diente. Von diesem Werk schrieb Marianne Heidenreich: „halb Elogium und halb Erbauungsbuch, zeichnet [es] ein idealisiertes Altersbild Heynes, in das zudem einige Züge von Heerens eigener, durch und durch bürgerlicher, dazu ängstlicher und angepaßter Natur eingeflossen sind.“ Dagegen zeigen Heynes Briefe und Schriftsätze in den Angelegenheiten der Sozietät der Wissenschaften¹³ einen temperamentvollen Menschen, der zäh um eine Sache kämpft – dies allein korrigiert schon zu großen Teilen Justus Ausführungen zu Heynes „Naturell“.¹⁴

Erst in jüngerer Zeit scheint sich ein gerechteres Urteil über Heynes Persönlichkeit und sein Verhältnis zu Winckelmann herauszubilden; einen kaum zu überschätzenden Beitrag liefert dazu das monumentale Opus von Marianne Heidenreich, aus dem oben zitiert wurde, und das weit mehr enthält, als der Titel „Christian Gottlob Heyne und die Alte Geschichte“ vermuten lässt.¹⁵

Im Rahmen neuerer Forschung zum Genos der Briefliteratur erschien 1993 Martin Disselkamps Arbeit „Die Stadt der Gelehrten. Studien zu Johann Joachim Winckelmanns Briefen aus Rom“, die Winckelmanns Schilderungen seines Lebens in Rom im Kontext der Gelehrtenbriefe des 18. Jh.s betrachtet, d.h. nicht mehr in erster Linie als unmittelbare authentische Lebenszeugnisse, sondern auch und nicht zuletzt an ein bestimmtes Publikum gerichtete Selbstdarstellung.

Hier soll ansatzweise versucht werden, ob man sich anhand eines Vergleichs von Jugend und früher Laufbahn und der Lektüre des Briefwechsels zwischen Winckelmann und Heyne einer objektiven Beurteilung des Verhältnisses der beiden Gelehrten zumindest annähern kann.

12 Fittschen 1980, 33f.

13 S. den Beitrag Nesselrath, u. S. 164–176.

14 Heidenreich 2006, 27.

15 S. den Beitrag Graepler, o. S. 78.

3 Entbehrungsreiche Jugendjahre

Christian Gottlob Heyne wurde am 25. Sept. 1729 als Sohn eines armen Leinewebers, der wegen seines protestantischen Glaubens seine damals österreichische Heimat Schlesien hatte verlassen müssen, im sächsischen Chemnitz geboren; der zwölf Jahre ältere Winckelmann am 9. Dezember 1717 im altmärkischen Stendal als Sohn eines armen Schuhmachers. Sein Geburtshaus ist heute das dortige Winckelmann-Museum; dagegen ist von demjenigen Heynes heute nichts mehr zu sehen.¹⁶

Beide erlebten eine von Armut und Entbehrungen geprägte Schulzeit und Jugend: Heyne konnte dank der Opferbereitschaft seiner Eltern die Kinderschule in der Vorstadt besuchen und der von dem einem seiner beiden Paten gespendete wöchentliche Groschen ermöglichte lateinische Privatstunden, die er dort nicht bekommen konnte.¹⁷ Noch schwieriger wurde die Lage, als der aufgeweckte Knabe die städtische Lateinschule zu besuchen wünschte; nebst einem Gulden Quartalgeld und einem blauen Mantel mussten auch die benötigten Bücher bezahlt werden. Der zweite Pate, ein Geistlicher in der Vorstadt, gab zwar den Gulden und „einen groben Mantel“, verweigerte aber das Büchergeld,¹⁸ was der junge Heyne nur auf folgende Weise ausgleichen konnte:

Hier sah ich mich in die Nothwendigkeit gesetzt, die Bücher von einem meiner Comilitonen mir geben zu lassen, und sie täglich vor der Lection abzuschreiben.¹⁹

Winckelmann finanzierte sich den Besuch der Lateinschule mit Nachhilfestunden und als Kurrendesänger,²⁰ d. h. er zog mit einem Chor (den er zeitweilig sogar leitete) herum und lieferte die musikalische Begleitung zu Taufen oder Begräbnissen; alle paar Monate verteilte der Rektor der Stendaler Schule die gespendeten oder gesammelten Gelder, von denen sich die Sänger Kleider und Schulbücher kaufen konnten.

Heyne schilderte später in heute noch beeindruckenden und bedrückenden Worten die Situation der sächsischen Weber, deren Existenz nur dann überhaupt

16 Heidenreich 2006, 27; Irmscher 1988, 120 Anm. 1; Kunze et al. 1996, 1–25; s. jetzt auch Harloe 2013, 166f.; auch sie spricht von den „parallels between their lives and in the personal acquaintance that existed between the two men.“

17 Heeren 1813, 9 (Heerens Biographie seines Schwiegervaters enthält auf den Seiten 5–28 eine autobiographische Schilderung Heynes über seine Kindheit und Jugend). „Zur Bedingung ward mir auferlegt, ich sollte alle Sonntage kommen [zu dem Paten], und das auswendig gelernte Evangelium hersagen. Dieses hatte die gute Folge für mich, ich übte mein Gedächtniß, und lernte etwas mit Dreistigkeit vortragen.“

18 Heeren 1813, 10–12.

19 Heeren 1813, 12.

20 Heidenreich 2006, 29; Justi 1943, I, 27–38; Leppmann 1996, 32f.

knapp gesichert war, wenn infolge günstiger Ernten die Brotpreise besonders niedrig waren:

Es gibt in diesen Gegenden sogenannte Kaufleute [...], die den Aermern die verfertigte Leinwand um den geringsten Preis abkaufen, und sie um den höchsten auswärts zu verkaufen suchen. Mit allem Stolze eines Satrapen sah ich oft einen und den andern dieser kleinen Tyrannen die ihm angebotene Arbeit zurückgeben, oder eine Kleinigkeit vom verlangten Werth und Arbeitslohn abberechnen. Die Noth zwang den Armen, ein Paar Groschen weniger seinen Schweiß zu verkaufen; und die Einbuße durch Darben wieder zu ersetzen. Diese Art von Anblick war dasjenige, was den ersten Funken von Empfindlichkeit in meinem kindischen Herzen rege machte. Statt von dem Schimmer der Wohlhabenheit dieser Reichen, die sich von gedarrten Brosamen so vieler Hunderte nährten, mich zur Furcht oder Scheu blenden zu lassen, war ich mit Grimm gegen sie erfüllt. Das erste Mal, da ich in der Schule von Tyrannenmord hörte, ward die Vorstellung lebhaft in mir, ein Brutus an allen den Unterdrückern der Armen zu werden, die die Meinigen so oft in Mangel hatten schmachten lassen. [...] Daß der unterdrückende Teil des Menschengeschlechts gesichert sey, war im Plan der unerforschten Vorsehung im jetzigen System ein sehr wichtiger Gegenstand.²¹

Man kann sich schwer vorstellen, dass der Verfasser solcher Zeilen das Wort „Freiheit“ nur in ironischem Ton gebrauchte, wie Justi behauptet.

Sowohl Heyne wie Winckelmann erlebten in der Schule die trostlose Situation der alten Sprachen, besonders des Griechischen; im Deutschland der ersten Hälfte des 18. Jh.s war durch den Dreißigjährigen Krieg fast alles zerstört, was einst Erasmus und Melancthon aufgebaut hatten.²² Was sich in Schulordnungen und Schulbüchern überhaupt erhalten hatte, waren, nebst natürlich dem Neuen Testament, einige Autoren bzw. Auszüge davon, die moralisch nützlich erschienen.²³ Man hielt im protestantischen Deutschland deshalb noch am Griechisch-

21 Heeren 1813, 7f.

22 Neben dem allgemeinen wirtschaftlichen und moralischen Verfall war auch eine der Folgen ein enormer Verlust von Kulturgut, das zerstört oder – wie z. B. die Bibliotheken von Heidelberg, Würzburg und Mainz – als Beute verschleppt worden war. Die Bevölkerungsschicht, die als Kulturträger hätte dienen können, war nicht nur durch Plünderungen, sondern auch durch Kontributionen an wechselnde Eroberer zugrunde gerichtet. Ein beeindruckendes Panorama der Zustände findet sich bei Justi 1943, I, 44; F. Paulsen, *Geschichte des gelehrten Unterrichts* (Berlin / Leipzig I, 31919) 486–489, s. dort auch 608–610 (zur schlechten Bezahlung und dem ebenso schlechten Ansehen der Lehrer der alten Sprachen, die sich zusätzlich negativ auf den Unterricht auswirkten; die Lehrkräfte waren sehr oft Kandidaten der Theologie, die auf die Berufung in ein geistliches Amt warten mussten); s. auch Finsler 1912, 377–418; E. Décultot, *Untersuchungen zu Winckelmanns Exzerptheften. Ein Beitrag zur Genealogie der Kunstgeschichte im 18. Jh.* Stendaler Winckelmann-Forschungen 2 (Ruhpolding 2004) 82–85; Bähler 2012, 167–170.

23 Z. B. Nonnos' poetische Paraphrase des Johannes-Evangeliums, oder Epiktets Handbüchlein, die *Charaktere* des Theophrast, (Ps.-)Plutarchs Schrift von der Erziehung, von Xenophon die *Kyrupädie* und die *Erinnerungen an Sokrates* und, als einer der damaligen Favoriten, Herodians Kaisergeschichte; vgl. Bähler 2012, 166.

unterricht fest, weil er der einzige Weg zur Erforschung der Heiligen Schrift war, was aber wiederum auch zur Folge hatte, dass Profanschriftsteller, sofern man sie kannte, völlig vernachlässigt wurden, und das Griechisch der Bibel als besonders rein galt, da es ja göttlich inspiriert war.²⁴

Heyne erinnerte sich:

Es war ganz der ehemalige Schlendrian, lateinische Vocabeln, Exponiren, Exercitien; Alles ohne Geist und ohne Sinn. [...] Mit dem Griechischen ging es nicht besser. Das neue Testament und Plutarch von der Erziehung war Alles, was wir von griechischen Büchern kannten.²⁵

Über seinen Griechischlehrer Georg Hager, der immerhin die erste Hälfte der *Ilias* behandelte, die er 1745 in einer preiswerten Ausgabe drucken ließ, schrieb er:

Aber dem guten Mann wollte es mit seinem Unterrichte nicht glücken; es fehlte ihm überall an den Elementen selbst. Dieses hatte sehr nachtheilige Folgen für mich. Ich bildete mir ein ihn zu übersehen; hatte keine Aufmerksamkeit; gewann keinen Geschmack, nicht einmal am Homer ...²⁶

Wie Winckelmann schrieb: die Philologie war *ignava caligine mersa(e)*, in träger Finsternis versunken.²⁷

Beide Männer schreiben später in oft recht bitteren Worten über ihre Jugend und Ausbildung und urteilen bisweilen sehr hart über ihre Lehrer. Heyne stellt fest:

Der frühste Gespieler meiner Kindheit war der Mangel; und die ersten Eindrücke waren die Thränen meiner Mutter, die für ihre Kinder kein Brod wußte. [...] Schwächlich von jeher, von Kummer und Elend gedrückt, ohne frohen Genuß des kindischen Alters und der frühen Jugend, war ich von sehr kleinem Wuchs geblieben.²⁸

Von Winckelmann existiert ein berühmter und oft analysierter Brief vom 8. Dezember 1762 (dem Vorabend seines Geburtstages) an seinen Jugendfreund Marburg, der eine Schilderung seines Lebens von ihm erbeten hatte; bezüglich seiner Jugend genügt Winckelmann ein halber Satz: Er habe sie „theils in der Wildheit, theils in Arbeit und Kummer verlohren“; seine Lebensgeschichte sei sehr kurz,

weil ich dasselbe nach dem Genuß abmesse. M. Plautius, Consul, und welcher über die Illyrier triumphiret hatte, ließ an sein Grabmaal, welches sich ohnweit Tivoli erhalten

24 Finsler 1912, 386f.

25 Heeren 1813, 15. 17; Heidenreich 2006, 29.

26 Heeren 1813, 18; Heidenreich 2006, 31f.

27 Im Entwurf eines lateinischen Briefes an den Superintendenten Nolte aus Seehausen vom 27. Nov. 1743 (Rehm I, 1952, 53 Nr. 20).

28 Heeren 1813, 6. 11.

hat, unter allen seinen angeführten Taten setzen: VIXIT. ANN. IX. Ich würde sagen: ich habe bis in das achte Jahr gelebet; dieses ist die Zeit meines Aufenthaltes in Rom und in anderen Städten von Italien.²⁹

Ein Gefühl, dass sich die verlorenen Jahre nicht mehr aufholen ließen, verlor er aber offensichtlich niemals vollständig. Noch ein Jahr vor seinem Tod schreibt er an den jungen Baron von Riedesel:

Mein Unglück ist, dass ich einer von denen bin, die die Griechen ὀψιμαθεῖς, sero sapientes nennen [...]: denn ich bin zu spät in die Welt und nach Italien gekommen; es hätte, wenn ich gemäße Erziehung gehabt hätte, in Ihren Jahren geschehen sollen.³⁰

Die Unzulänglichkeiten der Schulmeister allerdings waren meist nur den eben geschilderten Verhältnissen geschuldet; es gab unter ihnen tüchtige und aufopferungsvolle Leute, wie etwa Esaias Wilhelm Tappert, den Rektor der Stendaler Lateinschule, dem Winckelmann als Vorleser diente, als dieser zunehmend erblindete. Doch bedenkt man die unendliche Kraft und Mühe, die es beide kostete, sich von ihrer Herkunft emporzuarbeiten, und die immensen Opfer, die sie schon in jungen Jahren für ihre Ausbildung bringen mussten (und wollten!), so muss man sagen, dass bei beiden von „Jugend“ eigentlich nicht gesprochen werden kann.³¹

29 Rehm II, 1954, [274–276] 275, Nr. 527; s. auch Leppmann 1996, 192f. Winckelmann lieferte eine ingenieuse Interpretation der Grabinschrift, die es ihm ermöglichte, sie auf seine Lebenssituation zu beziehen: M. Plautius rechne nur die Jahre, die er in seinem Landhause in Ruhe und Muße habe zubringen können; das vorherige Leben und alle seine militärischen Leistungen, die ihm höchste Ehren eintrugen, zählten für ihn nichts im Vergleich zum *otium*, in dem er sich seinen Interessen widmen konnte. Allerdings beruht diese sinnreiche Deutung auf einem Irrtum: Die Inschrift VIXIT. ANN. IX wurde später für den frühverstorbenen Sohn des Erbauers des Grabmals hinzugefügt. S. H. Berthold, „VIXIT ANNOS IX oder Winckelmanns eigentliches Leben“, in: Bruer / Tegtmeyer 2000, 51–59. Bereits vier Jahre vorher (am 30.9.1758) hatte er aus Florenz geschrieben: „Ich hole itzo nach, was ich versäümet habe; ich hatte es auch von dem lieben Gott zu fodern.“ (Rehm I, 1952, 422 Nr. 243). Heyne zieht die Bilanz, aller Genuss der Freude seiner frühen Jugend sei schon in der Blüte erstickt worden (Heeren 1813, 13).

30 Am 2.6.1767 (Rehm III, 1956, 268 Nr. 859); vgl. Richter 1968, 743f.

31 Heeren 1813, 11. Harloe 2013, 35–46 liefert eine interessante Betrachtung von Winckelmanns Jugend in breiterem sozialgeschichtlichen Kontext und zeigt dabei klar, dass sein Lebensweg in gewisser Weise exemplarisch für zahlreiche ähnliche Schicksale dieser Zeit war: Der Erwerb von Bildung war im 18. Jh. die einzige Chance sozialen Aufstiegs für Knaben aus armen Verhältnissen. Kirchliche, fürstliche oder private Geldgeber (wie etwa die Franckeschen Stiftungen in Halle) boten zwar Unterstützung, aber nach Abschluss der Universität standen nahezu allen diesen mittellosen jungen Männern zunächst entbehrungsreiche und oft von persönlichen Demütigungen geprägte Jahre als Hauslehrer oder Hofmeister bevor, bis sie eine Stelle in Schule oder Kirche antreten konnten.

4 Schwierige Lehr- und Studienjahre

Auf Tapperts Empfehlung ging Winckelmann im Alter von 17 Jahren nach Berlin an das Cöllnische Gymnasium, wo Griechisch auf dem Lehrplan stand, und wo Winckelmann wohl seine lebenslange Liebe zu Homer fasste. Er verdankte dies vielleicht auch dem Lehrer und späteren Rektor Christian Tobias Damm, der mit seiner glühenden Begeisterung für das Griechische – er hatte schon 1735 die *Batrachomyomachie* ediert³² – in seiner Zeit eine Vorreiterrolle spielte.

Er besuchte danach noch für etwa anderthalb Jahre das Gymnasium in dem etwa 7 Meilen von Stendal gelegenen Salzwedel, dessen Rektor Georg Scholle, an den sich Winckelmann zeit seines Lebens dankbar erinnerte, gute Sprachkenntnisse besaß, aber offenbar ein etwas skurriler Mensch war, der zum Fleiß aufrief „in den Allokutionen Alexanders an sein Heer“ und zum Beweis seiner Strenge anführte, er würde schwatzhafte Schüler „gewaltig anschreien“: „ófelon nyn siopón eies!“³³

Im März 1738 ging Winckelmann nach Halle, um dort ein Theologiestudium aufzunehmen; Theologie war freilich wohl das, was er am wenigsten studierte, aber das einzige, wofür arme Studenten materielle Unterstützung bekommen konnten. Er besuchte dort vor allem medizinische und naturwissenschaftliche Vorlesungen und nutzte die dortige Bibliothek. Nach einem Jahr als Hauslehrer in einer angesehenen Familie ging er 1741 nach Jena mit der Absicht, Medizin, Naturwissenschaften und höhere Mathematik zu studieren. Diese Beschäftigungen fesselten ihn ein Leben lang; aus dieser Zeit stammt wohl auch sein Interesse an Hippokrates und Euklid; und in späteren Werken, etwa der *Geschichte der Kunst des Alterthums*, kommen solche Interessen immer wieder zum Tragen, z. B. in der Klimatheorie oder in Statuenbeschreibungen.³⁴

Winckelmanns Studium war also recht plan- und ziellos; er bekam mit knapper Not in Halle ein Abschlusszeugnis, und im Berliner Zeugnis steht über ihn, er sei ein *homo vagus et inconstans*, wozu Winckelmann, als ihm dies Jahre später bekannt wurde, bemerkte, das sei „recht gut gesagt“, aber nur so sei er schließlich in Rom gelandet.³⁵

32 1769 folgte eine mit Anmerkungen versehene Homerübersetzung in Prosa. Zu Damm und seinem Einfluss auf Winckelmann – Damm postulierte den Vorrang griechischer Sprache und Literatur vor der römischen und stellte bereits 1752 die These auf, nur durch die Nachahmung der Griechen könne heute noch etwas Beifallswürdiges hervorgebracht werden – s. Justi 1943, I, 46–51.

33 Justi 1943, I, 51–65, hier bes. 63; Kunze et al. 1996, 26f.

34 Justi 1943, I, 113–122; Kunze et al. 1996, 31–49; Leppmann 1996, 39–57.

35 Justi 1943, I, 50; Richter 1968, 732–734. Richter spricht (S. 737) von „ein[em] unruhvolle[n] Suchen nach neuen Wegen, das sich bald in planloser Polymathie, bald in leidenschaftlich-instinktolser Zielstrebigkeit äußerte“.

Auch Heyne, der sich am 7. Juni 1748 in Leipzig immatrikulierte, sollte auf Wunsch seines Paten, der ihm spärlich und unwillig Unterstützung zukommen ließ, Theologie studieren; auch Heyne war dazu ebenso wenig geneigt wie Winckelmann. Er hatte aber das Glück, auf die Professoren Johann August Ernesti und Johann Friedrich Christ zu treffen, die seine Aufmerksamkeit auf das Studium „der Alten“ lenkten; Christ, der von der Überlegenheit der humanistischen Bildung überzeugt war und die griechischen und römischen Schriftsteller als „wahre und einzige Muster des guten Geschmacks“ ansah, deren Studium zudem der „Verbesserung des menschlichen Verstandes“ diene, übte auch einen großen Einfluss auf Heynes spätere pädagogische Ansichten aus; Christ bezog ausdrücklich die materiellen Überreste des Altertums in sein Konzept ein.³⁶

Beide blieben jedoch aufgrund ihrer Armut und ihrer Herkunft Außenseiter; die für einen Studenten, der es zu etwas bringen wollte, erforderliche „galante Lebensart“ war für sie unerreichbar. Heyne verfolgte „unablässig das bittere Gefühl der Niedrigkeit, des Mangels einer guten Erziehung und Bildung im Aeußern; und das Bewußtseyn des Linkischen im gesellschaftlichen Leben“.³⁷ Beide stürzten sich mit umso verbissenerem Eifer auf die Lektüre antiker Autoren. Wenn sich Winckelmann Ausflügen mit Kommilitonen nicht entziehen konnte, saß er abseits und las Aristophanes;³⁸ Heyne schlief so lange nur zwei Nächte pro Woche, bis er sich mit dieser Methode eine schwere Erkrankung zuzog.

Ähnliches praktizierte auch Winckelmann an seiner Stelle als Konrektor in Seehausen, die er zur Zeit von Heynes Studienbeginn seit fünf Jahren (nämlich seit 1743) innehatte, und wo er aufgrund seiner Unbotmäßigkeiten zum Grundschullehrer degradiert worden war, eine Situation, die er nur mit Hilfe seines geliebten Homer aushalten konnte, den er ganze Nächte hindurch in seiner eiskalten Kammer las³⁹ und exzerpierte:

Ich [...] ließ Kinder mit grindigten Köpfen das ABC lesen, wenn ich während dieses Zeitvertreibs sehnlich wünschte, zur Kenntnis des Schönen zu gelangen und Gleichnisse aus dem Homer betete.⁴⁰

36 Heidenreich 2006, 36–40. Vgl. o. Graepler, S. 102f.

37 Heeren 1813, 25; Heidenreich 2006, 37f.

38 Justi 1943, I, 60 (nach den Erinnerungen von Winckelmanns Jugendfreund Paalzow); 185.

39 Zu den von Winckelmann benutzten Homerausgaben vgl. S. Kochs, *Untersuchungen zu Johann Joachim Winckelmanns Studien der antiken griechischen Literatur*. Stendaler Winckelmann-Forschungen 4 (Ruhpolding 2005) 110–112.

40 S. Rehm IV, 1957, 169 Nr. 104; Kunze et. al. 1996, 50–59; K. Kraus, *Winckelmann und Homer* (Berlin 1935) 4–42; Bähler 2012.

5 Die Jahre vor Rom und Göttingen

Von dieser „Knechtschaft“ wurde Winckelmann durch das Angebot einer Stelle bei Heinrich von Büнау erlöst, der am Dresdener Hof den Intrigen des Grafen Heinrich von Brühl unterlegen und politisch kaltgestellt worden war; er hatte sich ins Privatleben auf sein Schloss Nöthnitz zurückgezogen, wo er sich mit dem Verfassen eines Geschichtswerkes befasste, für das er Winckelmann im September 1748 als Mitarbeiter einstellte. Büнау besaß die damals größte Privatbibliothek Deutschlands, für Winckelmann geradezu ein Paradies.⁴¹

An der Bibliothek des siegreichen Gegenspielers Bünaus, des Grafen von Brühl in Dresden, hatte seit dem Herbst 1753 Heyne eine untergeordnete und schlecht bezahlte Stelle als „Copist“, also eine wohl erheblich schlechtere Position als Winckelmann. Dies überrascht: Hatte Heyne doch sein Studium erfolgreich mit einer Arbeit über das Güterpfandrecht, *De iure praedictorio*, abgeschlossen, die er am 11.4. 1752 öffentlich verteidigt hatte, was die Voraussetzung für eine Verwaltungstätigkeit war und zu einer Notars- oder Advokatenprüfung hätte weiterführen können; ein weiteres Angebot war das einer Lehrerstelle an der Thomasschule (sowohl Ernesti wie Gesner hatten hier als Lehrer begonnen).

Aber – was im Rückblick erstaunlich erscheint – Heyne wollte keine akademische Laufbahn einschlagen. Professor zu werden war nicht sein Lebensziel; ihm schwebte eine Ehrenstelle am Hof in Dresden vor. Ein Jahr zuvor hatte er auf Pierre Coste, den plötzlich verstorbenen Philosophen und Prediger der französischen reformierten Gemeinde in Leipzig, bei der er eine Heimat gefunden hatte, eine Elegie geschrieben, die von der Gemeinde prächtig gedruckt worden war. Als der Minister von Brühl davon durch seinen in Leipzig studierenden Sohn erfuhr und den Wunsch äußerte, den Verfasser kennen zu lernen – eine wohl nur en passant hingeworfene Bemerkung des allmächtigen Mannes –, hielten Heyne wie auch einige seiner Freunde dies schon für eine sichere Aussicht auf eine höfische Laufbahn.

Heyne reiste nach Dresden, wurde Brühl vorgestellt und mit höflichen, vagen Versprechungen wieder entlassen, die er aber für bare Münze nahm; er fühlte sich bitter getäuscht und gekränkt, als er in der Folge immer wieder Bittsteller spielen musste und schließlich mit der erwähnten Position als „Copist“ abgespeist wurde; sein Jahresgehalt von hundert Talern entsprach dem Preis einer Schnupftabakdose. Heidenreich⁴² schreibt in diesem Zusammenhang von

41 Justi 1943, I, 221–237; Leppmann 1996, 70–80 (bes. 71–73 zur Rivalität zwischen Büнау und Brühl); zu Büнау, seiner Bibliothek, seiner *Teutschen Kayser- und Reichs-Historie* und Schloss Nöthnitz s. Heres 1991, 17–51.

42 Heidenreich 2006, 53–55; Heres 1991, 87 (Heynes Klagen über den Dienst bei Brühl).

Heynes Naivität und beträchtlicher Selbstüberschätzung; es zeigt wohl auch gerade, wie unrealistisch seine Vorstellung von den höfischen Verhältnissen waren und wie wenig geeignet er für eben diese Welt war.

Winckelmann verbrachte nach seinem freiwilligen Ausscheiden aus Bünaus Diensten im Oktober 1754 ein Jahr in Dresden, wo er sich intensiv seinen altertumswissenschaftlichen Interessen widmete und sein Erstlingswerk *Gedancken über die Nachahmung der Griechischen Wercke in der Mahlerey und Bildhauer-Kunst* verfasste, wozu er auch die Bibliothek benutzte, an der Heyne arbeitete. Hier begegneten sich die beiden also zum ersten Mal. Heyne erinnerte sich später allerdings nur noch an die „Rustizität“ dieses Kunden, der auch sonst keinen vorteilhaften Eindruck hinterließ. Heeren schreibt dazu:

Oft kam hier ein fast ganz unbekannter Mann, dessen Besuche gar nicht sonderlich erwünscht für die Bibliothecare waren, weil er ihnen unendliche Arbeit machte. Er schien unersättlich im Lesen zu seyn; und der verlangten Bücher waren so viele, daß er deßhalb eben nicht mit freundlichem Gesicht aufgenommen ward. Es war Johann Winckelmann. [...] So wurden die beyden miteinander bekannt, wenn auch nicht vertraut.⁴³

Am 11. Juni 1754 konvertierte Winckelmann zum Katholizismus, um nach Rom gehen zu können; er bekam eine Stelle als Bibliothekar des Kardinals Archinto und ein jährliches Stipendium des Dresdener Hofes, das allerdings schon zwei Jahre später ausblieb, als Friedrich der Große in Sachsen einmarschierte.⁴⁴ Heyne wurde von diesem Krieg noch weitaus stärker betroffen: Bei der Bombardierung Dresdens im Juli 1760 brannte seine Wohnung aus, und er verlor viele wichtige Exzerpte und Vorstudien zu wissenschaftlichen Arbeiten.⁴⁵

Dagegen nahm Heyne seinen Glauben ernst; es war Heynes erste Frau Therese, die 1761 für ihn vom Katholizismus zum Lutheranertum konvertierte, was zum völligen und dauerhaften Bruch mit ihrer Familie führte, worunter sie ihr Leben lang litt.⁴⁶

43 Heeren 1813, 44.

44 Leppmann 1996, 85–93; Heres 1991, 79–87; Justi 1943, I, 639–650. Von der Zeit des Siebenjährigen Krieges an betont Winckelmann insbesondere in den Briefen an seine Schweizer Freunde die Freiheit, die er in Italien, dem „Land der Menschlichkeit“ genießt (die zahlreichen Briefe, in denen diese Bezeichnung vorkommt, sind zusammengestellt bei Richter 1968, 743 Anm. 131), und äußert sich scharf über Preußen und seinen Herrscher, z. B. in dem Brief an L. Usteri vom 15.1.1763: „Es schaudert mich die Haut vom Haupte bis zu den Zehen, wenn ich an den Preußischen Despotismus und an den Schinder der Völker gedenke, welcher [das] von der Natur selbst vermaledeyete und mit Lybischen [sic] Sande bedeckte Land zum Abscheu der Menschheit machen und mit ewigen [sic] Fluche belegen wird. Meglio farsi Turco circonciso che Prussiano“ (Rehm II, 1954, 283 Nr. 532).

45 Heidenreich 2006, 84–86; eine sehr beeindruckende Schilderung der Ereignisse gibt Heyne selbst (abgedruckt bei Heeren 1813, 57–63)

46 Zu Therese Heyne, geb. Weiß s. Heidenreich 2006, 86–91. 98f.

6. In Göttingen und Rom

Gegen Ende 1762, als Winckelmann seit fünf Jahren in Rom lebte und unter anderem die *Anmerkungen über die Baukunst der Alten* und die *Sendschreiben von den Herkulanischen Entdeckungen* publiziert hatte, die die sensationellen Funde der Vesuvstädte nördlich der Alpen bekannt machten, erreichte Heyne der Ruf aus Göttingen, für ihn (und uns!) ein Geschenk des Himmels; er brauchte dringend eine Stelle, umso mehr, als er nun einen kleinen Sohn hatte und seine Frau wieder schwanger war. Allerdings war er zunächst nicht begeistert: Nach der Residenzstadt Dresden schien ihm Göttingen noch halb barbarisch. Tatsächlich hatte es erst 25 Jahre vor Heynes Berufung, bei der Gründung der Universität 1737, Proteste der Bevölkerung gegen diese Einrichtung gegeben; in seinem Bericht zur Hundertjahrfeier der Georgia Augusta 1837 schrieb Eduard Beurmann, der Menschenschlag in Göttingen sei „außerordentlich roh und erdgeboren“, und hätte an „solcher Beschränkung der Begriffe gelitten, dass [er] der Meinung war, man führe die Universität auf Frachtwagen herbei“. Und Beurmann schließt die sarkastische Frage an:

Weshalb wählte man Göttingen für die neue Universität? Weil in Lüneburg eine Sau die Salzwerke aufgefunden hatte. Diese Stadt war also weniger bedürftig, als Göttingen, dessen Einwohnern man das attische Salz der Wissenschaft zum trockenen Brode geben wollte.⁴⁷

Die Niedersachsen waren Heyne in Temperament und Sprechweise fremd, und einen Monat nach seiner Ankunft, am 25. Juli 1763, schrieb er (in seinem meines Wissens ersten Brief an Winckelmann):⁴⁸

Ich schreibe an Sie von einem Orte her, wo ich in meinem Leben nicht einmal geträumt hatte, einen Tag zuzubringen und aus einer Nation, die weder meine Wahl noch mein Wunsch war.

Winckelmann eingangs zitierte spitze Bemerkungen über Göttingen knapp zwei Jahre später waren also vielleicht nicht ganz unproviziert durch Heynes eigene Äußerungen.⁴⁹

47 E. Beurmann, *Die drei Septembertage der Georgia Augusta im Jahre 1837* (Frankfurt a. M. 1838) 17f; zitiert nach: S. Schreiner, *100 Jahre Georgia Augusta Göttingensis. (K)ein Grund zum Feiern. Prosa und Dichtung über die Säkularfeier 1837* (Göttingen 2010) 11–13.

48 Rehm IV, 1957, 95 Nr. 61.

49 Heyne schlug aber 1770 ein verlockendes Angebot nach Kassel aus, ohne in Göttingen davon Vorteile zu haben (Heeren 1813, 110f.); 1787 lehnte er eine hochbezahlte Stellen in Dresden und wenig später an die Universität Kopenhagen ab, wo er das ganze Bildungswesen Dänemarks neu gestalten sollte. Winckelmann wurde 1765 von Friedrich II. auf eine Bibliothekarsstelle in Berlin berufen, die er zunächst annahm; seine in die-

Damit begann ein Briefwechsel, der bis zu Winckelmanns Tod nur fünf Jahre später fortgeführt wurde; die erhaltenen Briefe, die Winckelmann und Heyne einander schrieben, zeigen m. E. ein hohes Maß an gegenseitiger Wertschätzung, und es besteht kein Anlass, diesbezügliche Äußerungen als ironisch (oder noch schlimmer) zu interpretieren. Man könnte ganz pragmatisch sagen, dass jeder der beiden auch einen praktischen Nutzen von der Freundschaft des anderen hatte: Heyne bot Winckelmann Gelegenheit, in den Publikationen der Königlichen Societät seine Entdeckungen zu verbreiten, was diesem angesichts hoher Druckkosten und notorischer Probleme mit seinen Verlegern sehr willkommen sein musste,⁵⁰ zumal ihm damit nun ein sehr renommiertes Publikationsorgan in seiner alten Heimat zur Verfügung stand.

Im selben Brief schreibt Heyne:

Vor allen Dingen aber schenken Sie mir die Ehre Ihrer Zuschriften, lassen Sie mich von Ihren unsterblichen Arbeiten und Beschäftigungen so viel erfahren als möglich. Sehen Sie die hiesige Académie und die Kön. Societät als einen Canal an durch den Ihre Entdeckungen und Ideen ungemein verbreitet werden könnten. Und ein Mann, wie Sie, lebt doch für mehr als ein Land. Lassen Sie mich nicht anfangen zu sagen, wie sehr ich Sie verehere; ich würde zu sehr ausschweifen.

Dieses Angebot kam auch wiederum Heyne und den Publikationen, für die er verantwortlich war, zugute, denn er bekam dadurch aus erster Hand Nachrichten von neuen Entdeckungen, Forschungen, und Funden in Italien.

Auch durch die Aufnahmen in die Academien bzw. Societäten des jeweils anderen Landes konnte jeder dem Renommee des anderen dienen. Die Initiative dazu ging von Heyne aus, und zwar ebenfalls in dem Brief vom 25. Juli, in dem er Winckelmann ankündigt, ihn zum auswärtigen Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften in Göttingen zu machen, und seiner Hoffnung Ausdruck gibt, dass jener ihm dafür „einige [sic] Aufnahmen in die Academien von Italien“ verschaffe, da er als Nachfolger Gesners eine gewisse Reputation brauche. Letzteres war wohl nicht nur ein Vorwand; Heidenreich zeigt anhand von Briefen und anderen Zeugnissen, wie beschwerlich Heynes Anfänge in Göttingen waren, bis er sich durchsetzen konnte, und wie bei Hofe ging es auch an der Universität nicht ohne Intrigen ab.⁵¹

sem Zusammenhang in Briefen genannte neuerwachte „Liebe des Vaterlandes“ steht im Gegensatz zu seinen sonstigen Äußerungen über Friedrich und Preußen (vgl. o. Anm. 44) und stellt eine Herausforderung für die Interpreten dar, s. dazu Disselkamp 1993, 145–157. Winckelmann lehnte aber die Stelle schon kurz darauf ab, weil der König inzwischen das Gehalt auf die Hälfte gekürzt hatte, da dies für einen Deutschen (!) genug sei.

50 Rehm IV, 1957, 95f. Nr. 61; S. auch Irscher 1988, 117.

51 Rehm IV, 1957, 95f. Nr. 61; Heidenreich 2006, 92–94; zur Wichtigkeit solcher Mitgliedschaften zum „Aufbau von Renommee und dem Erwerb einer gelehrten fama“ für Gelehrte wie Heyne und Winckelmann s. Disselkamp 193, 167f.

Heyne erwähnt in einem Brief an Raspe, er habe am 10.9.1763 einen Brief Winckelmanns aus Rom bekommen, was die Antwort auf den gerade zitierten Brief gewesen sein muss; erhalten ist dieses Schreiben aber nicht. Rehm bezweifelt, dass sich Winckelmann für die von Heyne erbetenen Aufnahmen eingesetzt hat.⁵²

Winckelmann bedankte sich für seine am 12. Februar 1765 erfolgte Wahl zum Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen mit der Widmung seiner Schrift über die Allegorie an diese, was aber nicht ganz unproblematisch war, da er es versäumt hatte, sich die für eine solche Zueignung notwendige formelle Erlaubnis einzuholen; er beklagt sich später bitterlich bei Heyne, man würde diese Arbeit in Göttingen selbst an der Universität nicht einmal dem Namen nach kennen.⁵³

Zahlreiche der nun folgenden Schreiben Winckelmanns an Heyne enthalten Auskünfte über lateinische und griechische Handschriften in den Bibliotheken, die er gerade besuchte:⁵⁴ über Handschriften des Apollonios in der Vaticanischen Bibliothek (22. Dez. 1764); am 30. März 1765 gibt er Auskunft über Tzetzes, *Antehomer et Posthomer*, über Vergilhandschriften in Rom und die vergebliche Suche nach einem Athenaios-Kodex; am 13. Juli 1765 bestätigt er Heyne, dass es in Florenz kaum griechische Ausgaben gibt: „Ich gieng in ganz Florenz umher, den Apollonius mit den Scholien zu finden, aber vergebens.“

Es fehlt auch nicht an Sticheleien über neue italienische Ausgaben: Am 22. Dezember 1764 schreibt er nach Göttingen, außer Giacomelli könne in Rom keiner Griechisch;

die beiden Griechischen Professoren außer mir, in der Vaticana, können zur Noth einen Kirchenvater langsam buchstabieren;

am 30. März 1765: Die Callimachus-Ausgabe des Bandini (Florenz 1763) sei „von einem Menschen besorgt, welcher nicht Griechisch lesen kann“; und am 16. Februar 1766:

Von dem Catalogus der griechischen Manuscripte in der Vaticana ist nimmermehr ein Blatt zu hoffen, und dieß aus mehr als einem Grunde. Assemanni kann kein Griechisch, und niemand wird sich außer ihm diese Mühe nehmen, die nicht bezahlt wird.⁵⁵

52 Rehm II, 1954, 342 Nr. 589; Rehm IV, 1957, 455 (Kommentar zu Heynes Brief).

53 *Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst, der Königl. Großbritannischen Gesellschaft der Wissenschaften auf der berühmten Universität zu Göttingen zugeeignet*. S. den Brief vom 19. März 1767 (Rehm III, 1956, 242, Nr. 832). Die Aufnahme-Urkunde vom 12. Februar 1765 ist publiziert bei Rehm IV, 1957, 385f., Nr. 227. Zu Winckelmanns Allegorie-Schrift s. Justi 1943, II, 474–489.

54 Brief vom 22. Dez. 1764: Rehm III, 1956, 70, Nr. 686; Brief vom 30. März 1765: Rehm III, 1956, 89, Nr. 697; Brief vom 13. Juli 1765: Rehm III, 1956, 111f. Nr. 716).

55 Brief vom 22. Dez. 1764: Rehm III, 1956, 70, Nr. 686; Brief vom 30. März. 1765: Rehm III, 1956, 89, Nr. 697; Brief vom 16. Feb. 1766: Rehm III, 1956, 162, Nr. 760.

Wollte er damit vielleicht auch Heyne beruhigen, dass italienische Philologen keine Konkurrenz für die Arbeiten des Göttinger Professors darstellten?

Offensichtlich waren beide Männer gebildet und kultiviert genug, um einander trotz persönlicher und fachlicher Gegensätze den Respekt nicht zu versagen; Winckelmann nimmt in seinen Briefen lebhaften Anteil an Heynes Arbeiten, die jener ihm offensichtlich auch regelmäßig zuschickte;⁵⁶ am 16. Mai 1767 etwa schreibt er:

Ich erwarte Ihren Virgilius [i.e. Heynes kritische Ausgabe in 4 Bänden, 1767–75], und ich wünschte durch einen jungen Menschen Ihrer Universität, da Sie uns noch niemand geschickt haben. [...] oder suchen Sie für sich diese Reise auf königliche Kosten zu bewirken. Hierdurch könnte G.[öttingen] einen neuen Vorzug über die große Saat hoher Schulen in Deutschland erhalten.

Winckelmann verfolgte von Italien aus aber auch das Erscheinen von Textausgaben anderer Gelehrter mit ungebrochenem Interesse; so schreibt er an Heyne:

Von dem Polybius des Herrn Ernesti habe ich noch keine Nachricht. Seinen Homerus erwarte ich itzo aus der Schweiz. Einen solchen Mann schaue ich an mit überwärts gebeugtem Haupte, wie bey Betrachtung eines erhabenen Tempels, und überdenke hierauf sein Verdienst mit niedergeschlagenen Augen. Machen Sie demselben eine tiefe Ehrenbezeugung in meinem Namen, aber recht sehr tief, wie ich dieselbe mit einem gekrümmten Rücken machen würde.

Rehm hört hier „in Anbetracht von Winckelmanns notorischer Geringschätzung aller und besonders der deutschen Gelehrten“ einen „mehr oder weniger offenen Hohn“.⁵⁷ Aber alle gelegentlichen Sticheleien Winckelmanns gegen deutsche Professoren und Universitäten bzw. Prahlereien mit seinem wunderbaren Leben in Italien in den Villen des Kardinals Albani⁵⁸ liefern keinen Grund für eine derart drastische Interpretation, die Winckelmann einen geradezu böartigen Charakter unterstellt. Wären die angeführten Äußerungen nur Hohn und Spott, so hätte er sich kaum die beträchtlichen Umstände und Kosten gemacht, sich neue Ausgaben aus dem Ausland kommen zu lassen. Rehms Urteil bedeutet auch, dass Winckelmann hervorragende philologische Arbeiten gar nicht zu schätzen gewusst hätte. Unterwürfige Heuchelei hätte Winckelmann zu dieser Zeit zudem nicht mehr nötig gehabt.

⁵⁶ S. etwa den Brief vom 16. Mai 1767 (Rehm III, 1956, 261 Nr. 853).

⁵⁷ Brief vom 22. Dez. 1764 (Rehm III, 1956, 71 Nr. 686, mit Kommentar 457).

⁵⁸ Etwa im Brief vom 30. März 1765 (Rehm III, 1956, 88 Nr. 697).

7 Freunde in der Not: Winckelmann und Heyne gegen Casanova und Klotz

Heyne sollte sich als wahrhafter Freund in einer Krise erweisen, die die Reputation des Kollegen existentiell bedrohte: Im Winter 1760/61 tauchte in Rom ein antikes Wandgemälde unbekannter Herkunft auf, um das ein großes Geheimnis gemacht wurde und das Winckelmann nur durch Vermittlung seiner Malerfreunde Anton Raphael Mengs⁵⁹ und Giovanni Battista Casanova, der die Abbildungen für Winckelmanns letztes großes Werk, die *Monumenti Inediti* herstellte, sehen konnte, das sogleich seine höchste Bewunderung hervorrief und das er noch in der 1764 erscheinenden *Geschichte der Kunst des Alterthums* das schönste Gemälde nannte, das jemals aus dem Altertum das Licht unserer Zeit erblickt habe.⁶⁰

Es zeigt den Göttervater Zeus, auf einem Thron mit muschelförmiger Rücklehne und Fußbank sitzend; von rechts tritt der unbekleidete Ganymed hinzu, der in der gesenkten rechten Hand eine Weinkanne hält und ihm mit der linken eine Trinkschale reicht, die Zeus mit seiner rechten Hand ergreift, während er mit der linken über die langen Locken seines jugendlichen Mundschenks streicht und den widerstrebenden Knaben sanft an sich zieht, um ihn zu küssen.

Doch dieses Gemälde ist nicht antik; tatsächlich handelt es sich um eine – sehr geschickte – Fälschung von Mengs, der gezielt jene antiken Wandgemälde nachahmte, die Winckelmann für besonders gelungen hielt, und zudem raffiniert mit zahlreichen Rissen und Sprüngen die antike Freskomalerei imitierte. Zwei weitere, mit diesem Fresko angeblich zusammen entdeckte antike Wandgemälde, lernte er nur aus Zeichnungen Casanovas kennen, da die Originale angeblich schon nach England verkauft waren. Diese natürlich von Casanova selbst angefertigten Abbildungen – Athena und die Töchter des Kekrops auf der Akropolis sowie drei tanzende Frauen mit einem Flötenspieler – wurden von Winckelmann sogar in der *Geschichte der Kunst* abgebildet; sie sind allerdings in ihrem klassizistischen Geschmack, der die Darstellung nackter Figuren völlig vermeidet, und der plumpen Zeichnung des Tempelportals im Hintergrund des ersten Bildes so unantik, dass es verwunderlich ist, wie Winckelmann auf diese

59 Mengs, 1728 geboren, war damals einer der angesehensten Maler und führte Winckelmann in das künstlerische Leben Roms ein, s. Justi 1943, I, 549–560; Leppmann 1996, 140f.; P. Betthausen, „Künstler im Umkreis Winckelmanns“, in: Kunze 1998, 137–139.

60 Grundlegend dazu: Kunze 2006; A. Rügler, „Winckelmann und der römische Antikenhandel“, in: Kunze 1998, 97–104, bes. 103f., 116–117.

beiden Zeichnungen hereinfließen konnte; es lässt sich nur mit seinem Vertrauen in den Freund Casanova erklären.⁶¹

Winckelmann erfuhr von dem Betrug erst, als die *Geschichte der Kunst* schon gedruckt war. Er brach natürlich mit beiden ehemaligen Freunden, aber zu dieser Zeit war Mengs bereits nach Madrid berufen worden, und Casanova hatte einen Posten als Lehrer an der neu gegründeten Kunstakademie in Dresden angetreten, deren Direktor er später wurde, eine Berufung, die er nicht zuletzt Winckelmann verdankte, der einen enthusiastischen Empfehlungsbrief an Christian Ludwig von Hagedorn geschrieben hatte.⁶² Er war aufgrund von Schulden im September 1764 überstürzt und ohne von Winckelmann Abschied zu nehmen, abgereist, zu einem Zeitpunkt, als von seinen Zeichnungen für die *Monumenti Inediti* nur die Hälfte fertig war, was das ganze Projekt in Gefahr brachte.⁶³

Winckelmann wandte sich daher am 4. Januar 1766 an Heyne⁶⁴ mit der Bitte, „eine öffentliche Erklärung über meine Geschichte der Kunst“ in den *Göttingischen Anzeigen von Gelehrten Sachen* zu veröffentlichen:

Ich bin von einem in Rom beschriebenen Betrüger, welcher sich ehemals meiner Freundschaft rühmen können [sic], zu eben der Zeit, da ich ihn des größten Vertrauens würdigte, mit Nachrichten von alten Gemälden hintergangen worden, die von diesem böshafte Menschen erdichtet und untergeschoben sind. Von diesen Gemälden hat er mir die von ihm selbst erfundenen Zeichnungen gegeben, und zwei derselben befinden sich in der Geschichte der Kunst in Kupfer gestochen.

Eine öffentliche Stellungnahme war umso dringlicher, als Winckelmann ausgerechnet in seinem Hauptwerk als Kunstkenner kompromittiert und eine französische Übersetzung bereits in Arbeit war. Winckelmanns Erklärung wurde von Heyne denn auch umgehend (in den *Göttingischen Anzeigen von Gelehrten Sachen*, 14. Stück, vom 1.2.1766, 109–111) abgedruckt.

Die Angelegenheit eskalierte nun aber völlig, als der Philologe Christian Adolf Klotz, Professor der Beredsamkeit in Halle, eine an Polemik und persönlichen Beleidigungen kaum zu überbietende Erwiderung Casanovas in der *Hallischen Neuen Gelehrten Zeitung* vom 20.10.1766 publizierte, die er selbst aus dem Französischen übersetzt und mit einem Vorwort und einigen eigenen ein-

61 Zu Casanova und seiner Karriere in Rom und Dresden s. Betthausen 2000; zu der ganzen Affäre ausführlich auch M. Kunze, „Giovanni Battista Casanova contra Winckelmann“, in: H. G. Held (Hrsg.); *Winckelmann und die Mythologie der Klassik. Narrative Tendenzen in der Ekphrasenperiode* (Tübingen 2009) 39–58.

62 Am 18.2.1764 (Rehm III, 1956, 23 Nr. 642).

63 Zu Winckelmanns Genugtuung wurde Casanova wegen Wechselfälschung in 1767 in Abwesenheit zu zehn Jahren Galeere verurteilt, was aber keine Folgen für ihn hatte; in Dresden störte man sich nicht daran, und 1771 konnte er sich sogar unbehelligt in Rom aufhalten, s. Betthausen 2000, 106.

64 Rehm III, 1956, 151–153 Nr. 753.

gefügt Passagen versehen hatte. Casanova schreibt dort unter anderem, er sehe sich gezwungen, den korrupten Antikenaufseher von Rom, der seine Ämter nur durch viele Intrigen erhalten habe und dessen Sitten sogar noch besser seien als sein Verstand, zu entlarven, denn nur durch ihn, Casanova, sei Winckelmann in dem gemeinsamen Werk, den *Monumenti Inediti*, vor zahlreichen lächerlichen Fehlern bewahrt worden, und durch Winckelmanns alleinige Publikation dieses Werks würde er jetzt um alle seine Mühe betrogen; da Winckelmann immer wieder Antikes und Neues verwechsle, habe er ihn durch die untergeschobenen Fälschungen von dessen eigener Unwissenheit überzeugen wollen.⁶⁵

M. Kunze hat die Hintergründe dieser Affäre untersucht, die er zu recht „merkwürdig genug“ nennt, denn nach der Unterschiebung der gefälschten Gemälde bis zur Aufklärung des Schwindels vergingen vier Jahre, in denen Casanova mit Winckelmann die gemeinsame Herausgabe der *Monumenti Inediti* verabredete und mit der Arbeit an den Zeichnungen und Stichen begann.⁶⁶ Offensichtlich wollte Casanova dem Kollegen nicht einfach eine freundschaftliche Lektion erteilen, sondern diesen – indem er ihn nicht rechtzeitig vor der Publikation der Zeichnungen in seinem Hauptwerk warnte – öffentlich als unfähig bloßstellen, um die alleinige Kompetenz in Kunstfragen für sich zu beanspruchen. Er positionierte sich damit auch unüberhörbar in der damals aktuellen Diskussion über die Stellung des Künstlers: Der bildende Künstler war für ihn nicht mehr nur der Handwerker, sondern der „denkende“ Künstler, der sich auch zu theoretischen Aspekten von Kunst und Kunstwerken äußert. Dennoch ist es mir nicht völlig begreiflich, warum er dazu einen Weg wählte, der durch die öffentliche Kompromittierung des Kollegen, mit dem er eng zusammengearbeitet hatte, doch auch sein eigenes Prestige gefährdete.

Nach Ansicht Casanovas konnte jedenfalls nur ein Künstler über Kunst urteilen, und noch vier Jahre später, also zwei Jahre nach Winckelmanns Tod, attackiert er in diesem Sinne in seiner 1770 erschienenen Schrift *Discorso sopra gl'Antichi*, die ein Jahr später in deutscher Übersetzung in Dresden erschien, indirekt Christian Gottlob Heyne: Wirkliche Kenntnis antiker Kunst könne nur auf künstlerischer Praxis und Erfahrung des Auges beruhen, die ebenfalls nur der Künstler besitze. Gelehrte, die alles kritisierten und in jedem Auge einen Splitter fänden, offenbarten keine Gelehrsamkeit, sondern nur ihre Bosheit, da sie nicht verstünden, was die wahre Schönheit ausmache. In dem letzten Satz wird kein Name genannt, aber er zielt sicher auf Heyne, wie M. Kunze überzeu-

65 Abgedruckt bei Rehm IV, 1957, 398–403 Nr. 235; Kunze 2006, 48–50.

66 Kunze 2006, 48. Casanova hatte sich bei der Zusammenarbeit an den *Monumenti Inediti* sogar finanziell engagiert, indem er die Stecher bezahlte; dafür sollte der zu erwartende Gewinn beim Verkauf des Werks zwischen Winckelmann und ihm geteilt werden, s. Betthausen 2000, 106.

gend schreibt.⁶⁷ Dieser wiederum reagierte darauf in seiner Abhandlung „Irrthümer in der Erklärung alter Kunstwerke aus einer fehlerhaften Ergänzung“, im zweiten Band der *Sammlung antiquarischer Aufsätze*, 1779, 172–258. Heyne argumentierte hier, dass man nicht in erster Linie ein scharfes Auge, sondern antiquarisches Wissen benötige, um an antiken Kunstwerken falsche Ergänzungen und moderne Zutaten von Künstlern zu erkennen. Als Beispiel führte er die unzähligen als Gladiatoren gedeuteten oder zu solchen ergänzten Skulpturen an. Heyne hingegen wies nach (was bis heute gültig ist), dass es in der Freiplastik, die auf griechische Vorbilder zurückgeht, keine römischen Gladiatoren gegeben haben könne, sondern es sich um griechische Athleten handeln musste. Damit war nun wiederum Casanova als Kenner kompromittiert, denn auch er hatte vier nackte Athleten in der Dresdener Sammlung als zwei Gruppen gegeneinander kämpfender Gladiatoren gedeutet.⁶⁸

Eine Frage blieb aber bislang bei der Diskussion dieser Auseinandersetzung – in die Heyne hineingezogen wurde, weil er Winckelmann das Göttinger Publikationsorgan zur Verfügung stellte – unbeantwortet: Was veranlasste den noch nicht dreißigjährigen Klotz, der heute fast nur noch durch seinen heftigen Streit mit Lessing bekannt ist, aber einst als Wunderkind und aufgehender Stern im Klassizismus galt und vormals Kollege von Heyne in Göttingen war, seine Zeitschrift für Casanovas persönlich beleidigende und rufschädigende Tirade zur Verfügung zu stellen?⁶⁹

Christian Adolf Klotz hatte 1762 einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Göttingen angenommen, wo er im folgenden Jahr (nach Ablehnungen von Rufen nach Halle und Gießen) zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Es kam aber schon bald zu Zwistigkeiten mit den Kollegen, und offenbar empfand er vor allem den im Jahr nach ihm berufenen Heyne als unliebsame Konkurrenz; dieser wiederum fühlte sich anfangs in der Fakultät von den „Michaelis-Klotz'schen Kabalen“ verfolgt. Heyne versuchte dennoch, Klotz von seinem Wohlwollen zu überzeugen, indem er ihn in seiner Vergilausgabe lobte, was nicht nur vergeblich war, sondern Heyne auch noch den scharfen Tadel von Les-

67 Kunze 2006, 49.

68 Kunze 2006, 49.

69 Zu Klotz s. C. Bursian, „Christian Adolf Klotz“, in: *ADB* 16, 1882, 228–231. Am 19.11.1738 geboren, verfasste er schon als zwanzigjähriger Student in Leipzig lateinische Rezensionen und Abhandlungen; 1762 habilitierte er sich in Jena und hielt Vorlesungen über Horaz. Die erbarmungslose Kritik insbesondere von Lessing (der ihm Fehler, Mangel an Forschung und völliges Fehlen eines eigenen Urteils vorwarf), aber auch Streitigkeiten mit Goethe, Herder und Nicolai, gegen die er seinerseits scharf polemisierte, ließ den anfangs großen Kreis seiner Anhänger rasch schwinden. Sein Tod mit nur 33 Jahren am 31.12.1771 ist laut Bursian „für sein Ansehen bei der Mit- und Nachwelt eher zu spät als zu früh gekommen“ (!).

sings Freund, dem Verleger und Schriftsteller Friedrich Nicolai, eintrug.⁷⁰ Klotz ging bereits 1765 als ordentlicher Professor für Philosophie und Beredsamkeit mit dem Titel „Hofrath“ nach Halle, und seinen tiefen Groll gegen den Mann, der in Göttingen zwei Jahre sein Kollege gewesen war, nahm er offenbar mit: Noch Jahre später schrieb er, er habe Heyne „seiner Verstellung ungeachtet, für einen boshafte[n] und neidischen Menschen gehalten.“⁷¹ Heyne unternahm (zu Nicolais Ärger) auch nichts weiter gegen Klotz, als dieser offensichtlich Auszüge aus Mitschriften aus Heynes Vorlesung über antike Gemmen unter eigenem Namen veröffentlichte, wahrscheinlich, wie Heidenreich meint, da Klotz ihm in Göttingen nicht schaden konnte,⁷² vielleicht auch, weil er einfach durch die unzähligen Verpflichtungen und die Schwierigkeiten mit Michaelis⁷³ schon belastet genug war. Andere Philologen nahmen dagegen kein Blatt vor den Mund: „den Windbeutel, den Narren, den Schalksrath Klotzen, den Schandfleck unserer Zeiten, und aller Orte, wo er nur hinkommt“, nennt ihn der Klassische Philologe und Begründer der Arabistik, Johann Jacob Reiske, Ende 1765.⁷⁴

Meines Erachtens muss man sich ernsthaft fragen, ob Klotz' Aktion gegen Winckelmann nicht in erster Linie von dem Wunsch motiviert war, Heyne eins auszuwischen, denn es mutet doch seltsam an, dass Klotz, der in seinen Rezensionen von Winckelmanns Werken den Autor in glühenden Worten lobpries und dessen Tod pathetisch betrauerte,⁷⁵ sich in dieser Weise in Casanovas Dienste stellte und nicht nur seine Zeitschrift zu Verfügung stellte, sondern die wüsten Beschimpfungen sogar noch selbst übersetzte und ergänzte. Glaubte er damit den ungeliebten Heyne als Gelehrten, der auf den ebenso korrupten wie inkompetenten päpstlichen Antikenaufseher hereinfällt, diskreditieren und die *Hallische Neue Gelehrte Zeitung* zu einer ernsthaften Konkurrenz der *Göttingischen Anzeigen von Gelehrten Sachen* machen zu können?

70 Heidenreich 2006, 95f.

71 Brief vom 17.1.1769 an Bürger; zitiert nach Heidenreich 2006, 96 Anm. 360.

72 Heidenreich 2006, 96.

73 Vgl. dazu u. Nesselrath, S. 164–167.

74 R. Foerster, *Johann Jacob Reiske's Briefe*. Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, 16. Bd. (Leipzig 1897) 695; vgl. auch den ergrimmtten Brief *ibid.* S. 674–676, den Reiske direkt an Klotz als Antwort auf ein Schreiben von Klotz an Frau Reiske schickt.

75 S. etwa Klotz' Rezension zur *Geschichte der Kunst des Altertums*, in: A. H. Borbein / M. Kunze (Hrsg.), *Johann Joachim Winckelmann. Geschichte der Kunst des Altertums. Statuenbeschreibungen, Materialien, Rezensionen* (Mainz 2012) 264–286, bes. 266f. (urspr. lat. in: *Nova Acta Eruditorum* 1764/5).

8 Heyne als Kritiker Winckelmanns

Auf Heynes Auseinandersetzungen mit Winckelmanns Arbeiten, nicht zuletzt die *Berichtigung und Ergänzung der Winckelmannischen Geschichte der Kunst des Alterthums* von 1771 soll an anderer Stelle ausführlich eingegangen werden.⁷⁶ In jedem Fall sollte man diese statt unter dem Aspekt der „Kritteln“ auch einmal von der Perspektive aus sehen, dass Heyne wohl der einzige Zeitgenosse war, der Winckelmanns Werke einer wirklich fachlichen, tiefgründigen Analyse unterzog und sie also einer sehr genauen und aufmerksamen Lektüre für würdig gehalten haben muss; seine Kritik ist nicht nur sachlich immer gerechtfertigt, sondern auch konstruktiv und für das Fach weiterführend. Damit ist Heyne letztlich der Zeitgenosse, der Winckelmann am meisten gerecht wird.

Wenn Heyne kaum je aus Göttingen herauskam und nie die antiken Kunstwerke Roms im Original sah, so wohl – abgesehen davon, dass seine Verpflichtungen hier kaum eine längere Abwesenheit zugelassen hätten – auch deshalb, weil er (wahrscheinlich durch die Überanstrengungen in seiner Jugend) extrem kurzsichtig war und größere Gegenstände nur durch ein Augenglas betrachten konnte, weshalb er ungerne Reisen unternahm.⁷⁷

9 Letzte Kontakte

Heyne publizierte bereits 1776 Briefe, die Winckelmann an ihn gerichtet hatte,⁷⁸ also fast dreißig Jahre vor Goethes 1805 erschienenem Sammelband *Winckelmann und sein Jahrhundert*, der die Winckelmann-Rezeption und das Winckelmann-Bild in Deutschland lange Zeit bestimmen sollte.⁷⁹

In den letzten Briefen Winckelmanns an Heyne klingt ein Ton aufrichtiger Wärme, was besonders tragisch anmutet, weil darin ausführlich von der

76 S. dazu bislang Graepler 2007a.

77 Heeren 1813, 220f.: „Den vollen Genuß eines Apollo, eines Laokoon konnte Heyne schwerlich haben“; s. dazu Döhl 1988, 125.

78 *Deutsches Museum* 1, 1776, 67–79. Diese Zeitschrift wurde 1776–1788 von dem Dichter Heinrich Christian Boie (1744–1806) herausgegeben, dem Mitbegründer des „Göttinger Hainbundes“, dessen Schwester Ernestine Johann Joachim Voß heiratete; Boie lebte in Göttingen an der Barfüßerstraße 16.

79 Goethes Werk enthält die Briefe Winckelmanns an seinen Jugendfreund, den 1872 in Weimar verstorbenen Juristen Hieronymus Dietrich Berendis, der sie der Herzogin Anna Amalia vermacht hatte, die sie 1799 Goethe mit der Bitte, sie zu veröffentlichen, übergab. S. V. Riedel, *Goethes Blick auf die Jahrhundert-Gestalt' Winckelmann*, Akzidenzen 18. Flugblätter der Winckelmann-Gesellschaft (Stendal 2011) 14f.

geplanten Reise nach Deutschland die Rede ist, wo er unter anderem Geld für eine Ausgrabung in Elis sammeln und auf der Rückreise in Göttingen Heyne besuchen wollte.⁸⁰

Bekanntlich kam es dazu nicht mehr; Winckelmann brach die Reise in Wien vorzeitig ab und wurde am 8. Juni 1768 in Triest ermordet. Sein letzter, am 23. Jan. 1768, also ein Vierteljahr vor dem Aufbruch im April geschriebener Brief an Heyne beginnt mit den Worten: „Ihr alter Winckelmann hat eine herzliche Freude über Ihr Schreiben empfunden. Ich erneuerte mir, nach Lesung desselben, Ihr Bild und Ihren muntern Geist, welcher Sie hoffentlich nicht verlassen hat [...]“; am Schluss heißt es: „[...] wenn ich anfangen zu plaudern, kann ich nicht aufhören. Denn die einsamen Leute sind Schwätzer, sagt der H. Kirchenvater Aristoteles in seinen Problem.[ata] [...] bin ich der Ihrige ganz eigen und ewig“.

80 Rehm III, 1956, 357–60 Nr. 931.

Christian Gottlob Heyne und die Alten Sprachen in der Schule

PETER KUHLMANN

1 Ausgangslage: Die Lateinschule im 18. Jh.

Heyne hatte eine schwere Kindheit und Jugend: Er wuchs zunächst als Sohn eines armen Leinwebers in Chemnitz auf und hatte in seiner Zeit an der Schule offenbar keinerlei Freude.¹ Zum einen wurde er wohl wegen seines niedrigen Standes von Mitschülern drangsaliert und von dem eintönigen Grammatikdrill unfähiger Lateinlehrer gequält. Lateinische Originalautoren lernte er überhaupt erst im letzten Jahr (Prima) der Lateinschule kennen; die Griechischlektüre beschränkte sich auf einige Privatstunden beim Rektor, der aber selbst fachlich vom Griechischen überfordert war. Erst als er gegen den Widerstand des Vaters ein Studium an der Leipziger Universität aufnahm, lernte er durch den berühmten Lehrer Ernesti die antike Literatur kennen und schätzen. Allerdings war er so arm, dass er sich die damals noch gebührenpflichtigen Vorlesungen Ernestis eigentlich gar nicht leisten konnte.

Heynes Erfahrungen mit der Schule sind zeittypisch für das 18. Jh. und beschränken sich nicht auf das kursächsische Schulwesen. Praktisch in jeder protestantischen Stadt des Alten Reiches existierte eine Schule in Form der kostenpflichtigen „Lateinschule“, die entweder vom Rat der Stadt unterhalten wurde oder in selteneren Fällen auch direkt der landesfürstlichen Kontrolle unterstand.² Im katholischen Raum dominierten (bis zur Auflösung des Ordens 1773) die Jesuitenschulen, für die kein Schulgeld zu bezahlen war. Im Zentrum vor allem der protestantischen Lateinschulen standen der Lateinunterricht und die religiöse Unterweisung, die zusammen ca. 1/2 der Stundentafel ausmachten (z.B. Kolberg: 14 Std. Latein + 8 Std. Religion).³ In Latein lernte man die Flexionsparadigmata, die Grammatik des Donat auswendig, dazu einzelne erbauliche Sentenzen. Zusammenhängende Originaltexte wurden nur sehr spät gelesen, sofern die Lehrer überhaupt dazu hinreichend in der Lage waren. Auch der Griechischunterricht hing von der Kompetenz der Lehrer ab.

1 Allgemein zur Biographie Heynes vgl. den Beitrag von Bäbler in diesem Sammelband, S. 113–118.

2 Hierzu Fuhrmann 2001, 51–55.

3 Zahlen bei Jeismann 1996, 60–65.

Der Unterricht fand alsbald in lateinischer Sprache statt, während der Gebrauch der Muttersprache unter Strafe auf dem Schulgelände verboten war. Im Fach Religion lernte man den Katechismus auswendig; zudem war der Religionsunterricht ein berühmter Hort der Intoleranz und Indoktrinierung, wie selbst aufgeklärte Landesfürsten kritisierten.⁴ Ziel des Lateinunterrichts war vor allem eine aktive lateinische Sprachkompetenz, wie sie in der frühen Neuzeit noch für akademische und administrative Berufe erforderlich war, was dem Unterricht eine gewisse Praxisrelevanz gab, denn die Lateinschule bereitete im Grunde auf das weitere Studium an der Universität vor, wo der Vorlesungsbetrieb noch bis Ende des 18. Jh.s weitgehend auf Latein ablief. Auf der anderen Seite war diese Art von Schulbildung eher ungeeignet für die zukünftigen Handwerker und Kaufleute, die ihre Söhne mangels Alternative ebenfalls auf die Lateinschule schicken mussten. Sie brauchten keine aktiven Lateinkenntnisse, dafür eher Kenntnisse in Rechnen, Buchführung, Geographie oder auch in modernen Fremdsprachen, allerdings wurden solche Kenntnisse so gut wie nicht in den Lateinschulen vermittelt. Dies führte zu einer zunehmenden Unzufriedenheit des nichtakademischen Bürgertums, wobei die jeweilige Bürgerschaft aber die Schulen andererseits durch die städtische Trägerschaft indirekt und direkt durch die Gebühren für die eigenen Söhne finanzierte.

Doch auch für die akademischen Berufe bildete die Lateinschule nicht optimal aus: Es gab keine rechtlich bindenden Abschlussprüfungen, die eine Berechtigung für ein Studium an Universitäten eingeschlossen hätte. In der Praxis verließen die Zöglinge irgendwann die Schule, wenn sie oder ihre Eltern subjektiv den Eindruck hatten, die Kenntnisse reichten für den Beginn eines Studiums aus.⁵ An den Universitäten wurde in der Regel niemand abgewiesen, da man dort auf die Einnahmen durch die immatrikulierten Studenten angewiesen war. Dies wirkte sich naturgemäß verheerend auf die Qualität des Studiums aus.

Angesichts dieser allgemeinen Misere waren auch die Landesfürsten unzufrieden mit dem Bildungssystem und machten sich ab der Mitte des 18. Jh.s unabhängig voneinander an umfassende Bildungsreformen im Sinne der Aufklärung und natürlich auch ganz praktisch zur besseren Professionalisierung ihrer akademischen Beamten, die zunehmend auch nichtadliger Herkunft waren. Träger solcher Reformversuche waren vor allem die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, Bayern und Hannover, die Fürstbischöfe von Würzburg und Münster, die Preußenkönige Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm II. sowie Maria Theresia und Joseph II. für die habsburgischen Erblande.⁶ Angesichts der meist

4 Vgl. zu den Zuständen Paulsen 1921, 101–115; Fuhrmann 2001, 93–101.

5 Zur Problematik Jeismann 1996, 107–125.

6 Im Einzelnen sind die Reformversuche in den einzelnen Territorien aufgeführt bei Paulsen 1921, 114–126.

städtischen Trägerschaft und Finanzierung der Lateinschulen mussten aber diese Reformen faktisch versanden. Hinzu kam der Mangel an gut ausgebildeten Lehrern, die die neuen Konzepte praktisch hätten umsetzen können.

2 Pädagogik der Aufklärung: Humanismus und Philanthropinismus

In der zweiten Hälfte des 18. Jh.s waren vor allem zwei pädagogische Richtungen im deutschsprachigen Raum tonangebend, die beide in unterschiedlicher Weise von der Aufklärung geprägt waren und in der Forschung meist als Antipoden gesehen werden: zum einen der beginnende Neuhumanismus mit seinen Vorläufern Johann Matthias Gesner, Johann August Ernesti und Heyne; zum anderen die philanthropische Bewegung mit Johannes Bernhard Basedow (1723–90), der 1774 das Philanthropinum in Dessau gründete, Joachim Heinrich Campe (1746–1818) und Ernst Christian Trapp (1745–1818). Campe war übrigens zeitweise der Erzieher der jungen Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt, so dass sich hier interessante Querverbindungen zwischen Philanthropinen und Neuhumanisten ergaben.

Es ging in der pädagogischen Diskussion der Zeit um die Frage, welche Ziele die schulische Bildung eigentlich verfolgen sollte.⁷ Politisch ging es um die Frage, ob die Schule die Jungen zu funktionstüchtigen Untertanen oder zu guten Staatsbürgern im aufgeklärten Sinne oder zu guten und glücklichen Menschen/Individuen im reformpädagogischen Sinne erziehen und ausbilden sollte. Eine zentrale Rolle spielte dabei die Diskussion um die „Nützlichkeit“ der zu vermittelnden Kenntnisse und Fertigkeiten und damit auch um die Rolle der bislang im Schulsystem vollkommen dominierenden alten Sprachen – vor allem des Lateinischen.

Die Philanthropinen orientierten sich am praktischen Nutzen des Berufslebens. Für sie war Bildung daher praxisorientierte Ausbildung, weswegen sie von ihren Gegnern als Utilitaristen beschimpft wurden. Im Philanthropinum spielten zwar die beiden alten Sprachen eine wichtige Rolle im Stundenplan, aber nur aus dem praktischen Grund der Notwendigkeit von Latein- und Griechischkenntnissen im akademischen Leben: Das Studium fand noch vielfach in lateinischer Sprache statt, eine große Zahl der gedruckten Bücher war auf Latein publiziert, und schließlich brauchten natürlich die angehenden Theologen gute Lateinkenntnisse. Ansonsten wurden neue Fremdsprachen und Natur-

7 Zu diesen Aspekten ausführlich Jeismann 1996, 24–34. 126–158; Fuhrmann 2001, 75–112.

wissenschaften, aber auch ganz berufspraktische Fächer wie Buchführung u.ä. gelehrt.⁸

Von Seiten der Humanisten wurde dieser Lehrplan als zu frühe Spezialisierung auf ein bestimmtes Berufsbild hin kritisiert. Die Humanisten wollten die Bildung möglichst allgemein halten und bewusst nicht an praktischen Bedürfnissen des Berufslebens orientieren. Man befürchtete auch als Folge solcher Tendenzen ein zersplittertes (Berufs-)Schulwesen mit allen möglichen Spezialisierungen. In der Tat machten bereits etliche sog. „Realanstalten“ mit einer solchen Ausrichtung den Lateinschulen Konkurrenz.⁹

Eine ausgleichende Position nahmen hingegen Gesner, Ernesti und Heyne ein: Zwar gelten sie natürlich alle drei als typische „Humanisten“ bzw. Proto-Neuhumanisten. Gleichwohl hat sich besonders Heyne wohlwollend über Basedows Ideen geäußert.¹⁰ So werden in den Bildungskonzepten der drei Humanisten und auch in den jeweiligen schulpraktischen Umsetzungen neben den alten Sprachen auch die Naturwissenschaften Mathematik und Physik stark berücksichtigt und erhalten zusammen mit dem Fach „Allgemeine Naturkunde“ etwa so viele Stunden wie Latein und Griechisch.¹¹

Der entscheidende Unterschied zu den Philanthropinen liegt vor allem in der didaktischen Begründung der alten Sprachen: Für die drei Humanisten trat der rein sprachpraktische Aspekt mehr in den Hintergrund, zumal sich die allmähliche Ersetzung von Latein durch Deutsch als Gelehrtensprache in Universität und Buchdruck abzeichnete. Wichtiger wurde nun die literarisch-ästhetische sowie ethische Bildung der Schüler durch die Lektüre lateinischer und griechischer Originalautoren der klassischen Antike. Für die Philanthropinen war hingegen die Gegenwart sich selbst genug. Im Zuge der oben angesprochenen Diskussionen wollten die Philanthropinen die Schüler also mehr zu nützlichen Bürgern, die Humanisten hingegen zu glücklichen und selbstbestimmten Individuen bzw. Menschen erziehen, was auch in der zeitgenössischen Diskussion so wahrgenommen wurde.¹²

8 Allgemein hierzu Fuhrmann 2001, 101–108; Paulsen 1921, 47–66.

9 Hierzu Jeismann 1995, 92–95.

10 Schindel 1980, 48.

11 Ausführlich dazu O. Stelzner, *Mathematik und Naturwissenschaften an den neuhumanistischen Schulen unter Einwirkung von Gesner, Ernesti, Heyne und Wolf* (Halle 1911).

12 Zur zeitgenössischen Wahrnehmung Jeismann 1996, 154–158; vgl. auch F. Niethammer, *Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus* (Jena 1808).

3 Heynes Programmatik und schulpraktisches Wirken

Im Folgenden soll nun am Beispiel Heynes das proto-neuhumanistische Bildungsprogramm etwas näher beleuchtet werden. Wie schon deutlich wurde, fußt Heyne in vielem auf den Grundlagen seines Göttinger Vorgängers Gesner sowie seines alten akademischen Lehrers Ernesti aus Leipziger Studienzeiten.

Heyne kam 1763 nach Göttingen und übernahm dort das von Gesner bereits eingerichtete philologische Seminar, das speziell der Ausbildung von Schulmännern getrennt von der Theologenausbildung diente und nach dessen Vorbild später die meisten deutschsprachigen Universitäten ähnliche Seminare einrichteten.¹³ Die Bezeichnung „Seminar“ bedeutete zu Heynes Zeit eine fest institutionalisierte Gruppe von neun ordentlichen Seminarmitgliedern (Studenten) und weiteren Aspiranten, die unter Heynes Leitung zwei Stunden pro Woche antike Autoren lasen und besprachen. Anders als vorher üblich wurden in diesem Seminar besonders die Dichter gelesen und „interpretiert“, d.h. ästhetisch/stilistisch, inhaltlich und sachlich erklärt;¹⁴ wichtig war für Heyne immer der Gegenwartsbezug der antiken Autoren. Auch spielten im Unterschied zur Praxis Gesners die griechischen Autoren eine zentrale Rolle. Diese Grundsätze übertrug Heyne dann kurze Zeit später auf den Schulunterricht. So heißt es in einem seiner Berichte einer Schulvisitation 1771:

Lateinisch und Griechisch als Sprache an und für sich kann allenfalls gleichgültig seyn; und solange das Vorurtheil herrscht, die Alten lese und erkläre man blos der Sprache wegen, so ist es Personen von Einsicht zu verzeihen, daß sie dieß als Zeitverlust ansehen (...). Latein und Griechisch soll erlernt werden der grosen Schriftsteller wegen, die in diesen Sprachen vorhanden sind.¹⁵

Diese Auffassung ist natürlich gerade auch in Abgrenzung von der konkurrierenden philanthropinischen Richtung zu verstehen.

Die erste Gelegenheit zur Umsetzung solcher Gedanken ergab sich 1770, als die kurfürstlich-hannoversche Regierung Heyne ersuchte, das Pädagogium in Ilfeld bei Nordhausen am Harz zu reformieren. Diese Schule war eine der wenigen Nicht-Stadtschulen im Kurfürstentum, d.h. sie stand direkt unter landesfürstlicher Kontrolle, so dass eine Reform auch realistisch umzusetzen war. Die Reform gelang und führte zu einer weiteren Anfrage im Jahre 1798 zur Umgestaltung der Göttinger Stadtschule (heute Max-Planck-Gymnasium) und 1802

13 Zu Geschichte und Konzeption der „philologischen Seminare“ vgl. M. Holtermann, „Philologisches Seminar“, *DNP* 15,2 (2002) 328–331.

14 Zu den Interpretationsprinzipien Heynes vgl. in diesem Sammelband den Beitrag von Döpp, o. S. 44–50.

15 Zitatnachweis bei Schindel 1980, 49.

zu der Bitte, auch das städtische Lyzeum in Hannover (ehemaliges Ratsgymnasium) zu reformieren, was aber wegen der Napoleonischen Kriege zunächst nicht umgesetzt werden konnte; um 1808 reformierte Heyne schließlich die Lateinschule in Clausthal. Mit diesen ganz praktischen Schulreformen überflügelte Heyne zunächst sowohl chronologisch als auch quantitativ die Bemühungen der Philanthropinen, denn das Philanthropinum wurde erst 1774 in Dessau gegründet und 1793 bereits wieder geschlossen. Auch gab es trotz Gründungen zeitweilig bestehender Nachahmerschulen nicht einmal im Fürstentum Anhalt-Dessau eine der neuhumanistischen Bewegung vergleichbare philanthropinische Schulreform.¹⁶

In Heynes Programm für Ilfeld spielten beim altsprachlichen Unterricht nun tatsächlich beide alten Sprachen eine zentrale Rolle, so dass sich hier schon der spätere typische Fächerkanon der Humanistischen Gymnasien Humboldtschen Typs andeutet. Das Griechische erfährt von ihm erstmals im Schulkontext sogar eine gewisse Höherwertung gegenüber dem Lateinischen, da Heyne die griechische Literatur für bedeutender und damit auch für pädagogisch nützlicher hält. Er schreibt 1780 im Zusammenhang mit der Reformierung des Ilfelder Pädagogiums:

Für die frühe Bildung des Geschmacks ist das Lesen der großen griechischen Schriftsteller entscheidend; Größe und Einfalt prägen sich der jungen Seele ein; ich zweifle, daß derjenige, welcher Griechen zu lesen gewohnt ist, sich jemals durch alle die abentheuerlichen Geniestreiche unsres Zeitalters täuschen lassen wird.¹⁷

Für die protestantische Gelehrtschule bezog das Griechische seine Existenzberechtigung im Wesentlichen aus der Beschäftigung mit dem Originaltext des Neuen Testaments. Daher las man auch – was die Humanisten vielfach kritisierten – praktisch nur theologische Texte im Griechischunterricht.¹⁸ Heyne hingegen kanonisierte die paganen Schriftsteller; von christlicher Literatur war keine Rede mehr.

Anders als in der Praxis der alten Lateinschule wurde durch die Einrichtung eines Kontingents von Deutschstunden zunächst einmal großer Wert auf die Ausbildung in der Muttersprache gelegt und Latein als Unterrichtssprache abgeschafft. Im Lateinischen wurde der alte Grammatikdrill mit dem jahrelangen

16 Zu den Schulgründungen insgesamt vgl. J. Garber, „Die Stammutter aller guten Schulen“: *Das Dessauer Philanthropinum und der deutsche Philanthropinismus 1774–1793* (Tübingen 2008).

17 C. G. Heyne, *Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des Kgl. Pädagogii zu Ilfeld* (Göttingen 1780), 45; vgl. auch Böhme 1912, 63. Die Formulierung „Größe und Einfalt“ zeigt den Einfluss des philhellenischen Winckelmann auf Heynes Bildungskonzept.

18 Speziell zum pietistisch beschränkten Lektürekanon protestantischer Schulen vgl. Fuhrmann 2001, 82.

sinnlosen Auswendiglernen von Regeln beseitigt. Überhaupt wurde die Spracherwerbsphase drastisch auf ein Jahr verkürzt: In diesem ersten Jahr wurden – freilich bei 14 Wochenstunden für Latein – die grammatikalischen Grundlagen anhand von praktischen Beispielen und Einzelsätzen gelehrt.¹⁹ Noch bevor ein grammatikalisches Phänomen im Lateinischen eingeführt wurde, lernten die Schüler es nunmehr im Deutschen kennen, um so auch eine Vorstellung der neuen grammatikalischen Form und ihrer Semantik zu bekommen.²⁰ Der Deutschunterricht war daher direkt als Propädeutikum für den Fremdsprachenunterricht konzipiert. Heynes stark von der Semantik und den Funktionen sprachlicher Erscheinungen ausgehende Sprachauffassung im deutschen Grammatikunterricht sollte dann auch als Denkschule bzw. Schulung der Logik in den Köpfen der Schüler dienen.

Dieses didaktische Prinzip ging zwar bereits auf Ideen von Gesner – dargelegt vor allem in dessen programmatischem Bildungskonzept der „Isagoge“²¹ – zurück, war aber im Vergleich zur üblichen Praxis der Lateinschulen revolutionär.²² Dort lernten die Schüler nämlich eigentlich keine deutsche, sondern nur lateinische Grammatik, d.h. sie lernten alle grammatikalischen Formen des Lateinischen auswendig, ohne häufig zu wissen, was sie eigentlich bedeuten. Heyne wollte – ähnlich wie schon Gesner – möglichst rasch zur Originallektüre kommen und begann sehr früh mit leichten Texten wie Terenz, Phaedrus oder Nepos; der Grammatikunterricht wurde auch erst parallel mit bzw. anhand dieser Anfangslektüre abgeschlossen.²³ Es ging weiter mit anspruchsvolleren Texten wie Cicero und Livius; den Abschluss bildete die Lektüre von Vergil, Ovid und Horaz, die für Heyne das eigentliche Ziel des Lateinunterrichts bedeuteten. Im Griechischen verfuhr er ebenso: Nach einer möglichst kurzen Grammatik-Einführung mit Phrasen und Einzelsätzen sollte auch hier rasch die parallele Aesop- und Xenophon-Lektüre beginnen, um dann Homer und Tragödie lesen zu können.²⁴

Interessant ist überhaupt die Rolle, die Heyne der Grammatik (in Anlehnung an Gesner) im altsprachlichen Unterricht zuspricht: In der alten Lateinschule hatte sich die Grammatik gewissermaßen verselbständigt und war quasi funktionslos im Unterricht geworden. Zwar zielte der Unterricht natürlich ei-

19 Vgl. die Stundentafeln im Anhang der Göttinger Schulordnung (Heyne 1798a, 21f.).

20 Vgl. die Göttinger Schulordnung (Heyne 1798a, 6f.); Böhme 1912, 61–64.

21 Publiziert: J. M. Gesner, *Præmae lineae isagoges in eruditionem universalem* (Leipzig 1784).

22 Gesner gab z.B. 1783 (Göttingen) die „Erleichterte lateinische Grammatik“ von Christoph Cellarius heraus, die mit ihrem Ausgehen vom Deutschen eine große Lernhilfe für die Schüler darstellte.

23 Dargelegt u.a. in den Verbesserungsvorschlägen für das Pädagogium Ilfeld (C. G. Heyne, *Verbesserungsvorschläge zur Hebung des Pädagogii zu Ilfeld* [Göttingen 1770]).

24 Die Einzelheiten finden sich in der Göttinger Schulordnung (Heyne 1798a, 10f.).

gentlich auf aktive Sprachkompetenz ab, doch gab es in der Praxis durch das stupide Auswendiglernen des Donat viel überflüssigen Lernballast ohne erkennbaren praktischen Nutzen. Für die Humanisten hatte die Grammatik den Zweck der rezeptiven Lesekompetenz von Originalautoren und sollte entsprechend funktional unterrichtet werden. Erklärungen sollten sich auf das Notwendigste zum semantischen Verständnis der wirklich notwendigen Formen beschränken. Ansonsten sollten Grammatikkenntnisse durch viele Übungen und praktische Lektüre gefestigt werden. Dies greift übrigens das Konzept der Jesuitenschulen auf, denn in der dortigen Schulordnung von 1599 (*Ratio Studiorum*) hieß es zum Grammatikunterricht bereits: „möglichst wenig theoretische Erklärung – möglichst viel praktische Anwendung“.²⁵ Auch hier war die Grammatik anders als in der scholastischen Ausbildung kein Selbstzweck.

Durch das Prinzip der Zweckmäßigkeit konnte Heyne im Sprachunterricht viel Zeit einsparen, um einen schnellen Übergang zur Originallektüre zu realisieren. Die vielen Einzelheiten und deren aktive Beherrschung, die an der Lateinschule so viel Zeit in Anspruch nahm, wollte Heyne auf die Universität beschränken, so dass hier eine klare didaktische Trennung zwischen Universität und Schule festzustellen ist.

Diese Trennung ist weniger ausgeprägt in der Praxis der Lektüre von Originalautoren selbst. Hier legt Heyne auch in der Schule schon großen Wert auf die „Interpretation“ bzw. lat. *interpretatio*. Nun ist das lateinische Verb *interpretari* bekanntlich doppeldeutig und bedeutet zum einen „übersetzen“ und zum anderen „erläutern“. Heyne meint mit diesem Begriff das richtige Verstehen lateinischer Texte in semantischer und pragmatischer Hinsicht, was sich für ihn nicht substantiell an Schule und Universität unterscheidet. Ganz praktisch bedeutet es, dass Schüler die gelesenen Passagen – wie auch nach der traditionellen Methode – grammatikalisch richtig analysieren können. Aber die Schüler sollen den Inhalt auch so weit verstanden haben, dass sie ihn paraphrasieren (Heyne verwendet hierfür den Begriff „Enuntiation“)²⁶ oder auch die Argumentation nachvollziehen können. Bei philosophischen Texten (z.B. Cicero) müssen Schüler den Transfer eines im Text genannten Fallbeispiels auf einen anderen Fall gemäß einer philosophischen Maxime leisten können. Auch die im Text auftauchenden Realien müssen im Unterricht geklärt werden, was natürlich für den von der Archäologie stark geprägten Heyne besonders wichtig ist. Eine besondere Bedeutung hat hier auch der antike Mythos, der in der traditionellen Lateinschule offenbar ausgeblendet war, aber für Heyne als mythenbegeisterten Altertumswissenschaftler eine wichtige pädagogische Funktion hatte. Allerdings

25 Vgl. P. Kuhlmann, „Lateinunterricht im Zeitalter der katholischen Reform“, *Pontes* 6 (2010) [119–131] 121–124.

26 Vgl. hierzu Böhme 1912, 63.

legte Heyne in der Schule keinen Wert auf ein Anhäufen historischen oder antiquarischen Wissens, wie es sonst häufig in den Lateinschulen oder auch im Philanthropinum der Fall war; vielmehr sollten die realienkundlichen Erklärungen textbezogen bleiben und dem ganzheitlichen Verständnis eines Autors und seiner individuellen Eigenart dienen: Die Literatur steht im Mittelpunkt und hat ihren ästhetischen Eigenwert, während sie vor Heyne für die antiquarische Forschung vorwiegend Quellenwert besaß. Wissenschaftlich angelegt ist dieses Konzept natürlich auch bereits in dem großen Vergilkommentar Heynes (zuerst 1767).²⁷ Somit ergibt sich hieraus durchaus ein ganzheitlicher text- und sachbezogener Interpretationsansatz – modern gesprochen die Verbindung von Text- und Kulturkompetenz.

Der Sinn der Autoren- und vor allem natürlich der Dichterlektüre liegt bei Heyne darin, den Schülern die Denkweise der antiken Welt nahezubringen und ihnen durch die Antike als Vorbild für die Gegenwart eine allgemeine Urteilskompetenz zu verschaffen.²⁸ Die Vorbildung in antiker Politik, Ökonomie, Ästhetik und Kultur im Allgemeinen soll ein Propädeutikum für die Bewältigung der Kultur der eigenen Gegenwart sein und den Schüler so zum selbstständigen und selbstbestimmten Handeln befähigen. Eine wichtige Rolle spielt hierbei auch immer die Ausbildung eines „verfeinerten Geschmacksempfindens“ oder auch der „richtigen Empfindung des Wahren und Schönen“ aufgrund der literarischen Gestalt der antiken Texte.²⁹ Die Interpretation der Dichter sollte zugleich der Schulung im Denken und der Logik dienen, d.h. der später im eigentlichen Neuhumanismus so wichtigen „formalen Bildung“. Heynes Unterrichtsziele verbinden also zwei unterschiedliche Aspekte miteinander: Zum einen werden Gesichtspunkte der Nützlichkeit beachtet, aber zugleich ist auch ein auf das Individuum bezogenes subjektives Moment zentral. Heyne schreibt in der Göttinger Schulordnung:

(...) und es sei kein Stück, das nicht darauf abzielte, daß gute Menschen und gute Bürger, nach ihren verschiedenen Bestimmungen, auch zu künftigen academischen Studien, vorbereitet und gebildet werden können.³⁰

Es geht also auch hier um die am Anfang des Beitrages behandelte Verbindung „guter Bürger“ und „guter Mensch“. Die Bemerkung Heynes („nach ihren verschiedenen Bestimmungen“) berührt eine schon im 18. Jahrhundert und noch heute viel geführte Diskussion – nämlich die nach einem differenzierten oder ungegliederten Schulsystem. Es gab im 18. Jh. bereits starke Tendenzen,

27 Hierzu der Beitrag von Döpp in diesem Band, S. 43–61.

28 Vgl. Böhme 1912, 63.

29 Hierzu Schindel 1980, 49.

30 Heyne 1798a, 4.

unterschiedliche Schultypen zur gezielten Vorbereitung für bestimmte Berufe zu schaffen. So hielt man die Einrichtung von speziellen Gelehrtenschulen für künftige Studenten/Akademiker getrennt von Bürgerschulen oder Realanstalten zur praktischen Berufsausbildung vielfach und auch quer durch die verschiedenen pädagogischen Fraktionen für sinnvoll. In Preußen wurde z.B. vor Humboldt dieser Weg der Mehrgleisigkeit beschritten: Dort wurden unter König Friedrich Wilhelm II. die meisten kleinen und unbedeutenden Stadtschulen in Realanstalten umgewandelt und nur wenige größere Standorte zu eigentlichen Gelehrtenschulen mit gymnasialem Profil, wie es die Reform des Freiherrn Karl Abraham von Zedlitz vorsah.³¹

Heyne geht auch hier einen pragmatischen Mittelweg: Zwar konzipiert er in seinen Schulordnungen für Göttingen und Hannover im Prinzip eine Art (modern gesprochen) „Einheits-“ bzw. „Gesamtschule“ für alle Schüler. Gleichwohl ist diese Schule stark binnendifferenziert: So gibt es anstelle der alten prinzipiell nach Jahrgängen progressiv geordneten drei „Classen“ der Lateinschulen verschiedene Leistungs- und Zielgruppen, d.h. die Schüler wurden nach ihren „Fähigkeiten und Bedürfnissen in ganz verschiedene Lectionen und Abteilungen gesetzt“.³² Dabei konnte ein Schüler in Latein u.U. in der ersten und in Mathematik in der letzten Lektion sitzen – es ist also eine Art individuell zusammenstellbares Kurssystem, das sich – anders als wir heute vielleicht vermuten würden – in der Praxis der reformierten Göttinger Lateinschule über die Jahre offensichtlich sehr bewährt hat.

Heynes Unterrichtsprinzipien entfalteten eine große Breitenwirkung. Dies hatte sicher zwei Gründe: Zum einen kam sein ausgewogener Humanismus mit philanthropinischen Elementen den verschiedenen Zeitströmungen gleichermaßen entgegen. Zum anderen zog die Reformuniversität Göttingen und speziell die besondere Art seiner eigenen Vorlesungen und Seminare zahlreiche Studenten an, die wiederum als Multiplikatoren seiner Auffassungen wirkten. Nach Ausweis der Quellen hat er rund 300 Absolventen in seiner Göttinger Zeit ausgebildet, was für damalige Verhältnisse mit eher kleinen Studentenzahlen eine unglaubliche Menge darstellt.³³ Darunter waren so berühmte Männer wie Voß, Wolf, Humboldt, Bekker, Thiersch, die Gebrüder Schlegel oder Creuzer. In den Gelehrtenschulen bzw. Gymnasien der welfischen Fürstentümer gab es ab einem bestimmten Zeitpunkt fast nur noch Lehrer aus seinem Seminar, darunter berühmte Leute wie der Keilschriftentzifferer Grotefend (tätig in Ilfeld und Göttingen); doch auch außerhalb Hannovers waren viele seiner Schüler als Leh-

31 Ausführlich zu diesen Diskussionen und Reformansätzen Jeismann 1996, 77–125.

32 Dargelegt bei Schindel 1980, 53.

33 Paulsen 1921, 39.

rer und Rektoren tätig, so in Hildesheim, Holstein, Oldenburg, Altona, Halle, Nassau, Hessen und Bayern.³⁴

4 Die Entwicklung des neuhumanistischen Gymnasiums nach Heyne

In der Forschung wird in der Regel betont, Heyne habe – anders als spätere Theoretiker wie Humboldt – kein systematisches und theoretisch fundiertes Konzept von der Bedeutung des altsprachlichen Unterrichts entwickelt.³⁵ Dies mag richtig sein, und wahrscheinlich war es auch nie Heynes Absicht, ein umfassendes und systematisches humanistisches „Programm“ zu entwerfen. Aber gleichwohl ist zu bedenken, dass Heyne in zwei Punkten wegweisend wirkte und auch deutlich über seine Vorgänger Gesner und Ernesti hinausging: in seiner Hochschätzung der griechischen Literatur – wenngleich in der Tat nur wenig theoretisch begründet – und in seiner methodisch für die damalige Zeit doch recht fundierten Auffassung von Literatur und ihrem Verhältnis zu den historisch-antiquarischen Gegenständen. In seinen Auffassungen von Sprachdidaktik und Grammatikunterricht blieb er sicher hinter Gesner zurück. Doch sind seine mit viel Energie verfolgten praktischen Schulversuche ihrer Zeit weit voraus – sie sind erheblich moderner als das, was später in Preußen unter Humboldts Einfluss umgesetzt wurde, wobei die rückwärtsgewandten Tendenzen allerdings nur teilweise Humboldt selbst zuzuschreiben sind. Humboldt hatte allerdings eine in Manchem engere Auffassung von Bildung als Heyne, denn er fiel genau in das von Heyne kritisierte rein sprachfixierte Modell formaler Bildung zurück, d.h. für Humboldt war – wie in der Lateinschule – das Sprachenlernen an sich schon aus formalen Gründen bildend, nur dass jetzt Latein durch Griechisch ersetzt wurde. Die Inhalte und kulturgeschichtlichen Realien waren nachrangig – modern gesprochen wurde die Kultur- und Textkompetenz gegenüber der reinen Sprachkompetenz abgewertet. Dies führte im 19. Jahrhundert letztlich sogar wieder zur Einführung des alten Grammatikdrills, obgleich Humboldt selbst dies natürlich nie beabsichtigt hatte.³⁶

Auch wurde im preußischen Gymnasium kein Wert auf die Naturwissenschaften bzw. berufsbezogenen Kenntnisse und Fertigkeiten mehr gelegt. So war das Humanistische Gymnasium preußischer Prägung in der Praxis eine rei-

34 Zu Heynes Schülern vgl. etwa Paulsen 1921, 42f.

35 Vgl. etwa Fuhrmann 2001, 119; in dem Artikel „Neuhumanismus“ des *Neuen Pauly* fehlt Heyne bezeichnenderweise (M. Landfester, „Neuhumanismus“, *DNP* 15,1 [2001] 918–925).

36 Hierzu Jeismann 1996, 346–354.

ne Gelehrtenanstalt zur Vorbereitung auf ein geisteswissenschaftliches Studium – eine deutliche Verengung gegenüber Heyne und dem ausgehenden 18. Jh. und auch ein gewisser Rückschritt in Richtung alter Lateinschule. Man muss Humboldt selbst allerdings zugute halten, dass er persönlich durchaus eine starke Stellung von berufspraktischen und naturwissenschaftlichen Inhalten und sogar einen flexiblen, sich immer wieder an die neuen Bedürfnisse der Zeit anpassenden Lehrplan gewünscht hatte.³⁷ Dies zeigt übrigens auch, dass Humboldts Neuhumanismus nicht vom Himmel gefallen ist, wie man manchmal bei der Lektüre der Forschungsliteratur denken könnte. Vielmehr findet sich viel, was er an Konzepten entwickelte, schon in weniger systematisierter Form bei Gesner und Heyne.

Allerdings wurden Humboldts Vorstellungen nicht vom preußischen Staat umgesetzt. Das dann eingeführte reine „Philologengymnasium“ wurde aber trotzdem zur Modellschule und ersetzte seit den 20er Jahren des 19. Jh.s in allen deutschen Bundesstaaten die althergebrachten Gelehrtenschulen. Aber es wurde – nicht zu Unrecht – schon früh wegen seiner übersteigerten Bevorzugung der beiden alten Sprachen kritisiert und hat daher schon mit seiner Entstehung zu einer neuen Abwehrreaktion gegenüber den alten Sprachen und ihrem Bildungswert geführt.³⁸ Zugleich bekam es bald Konkurrenz durch die Realgymnasien, die den immer stärker und wichtiger werdenden naturwissenschaftlichen Fächern und modernen Fremdsprachen den gebührenden Raum gaben. Freilich war die Hochschulzugangsvoraussetzung mit den Abitur- und Maturitätsreformen ab 1812 in allen deutschen Bundesstaaten zunächst an den Besuch des altsprachlichen Gymnasiums gebunden, was für die Beliebtheit der alten Sprachen in einer Epoche geradezu explodierender Technisierung und Modernisierung nicht gerade förderlich war.³⁹ Hier wäre eine Weiterführung von Heynes Schultyp mit einer ausgewogenen Gewichtung von Sprachen und Naturwissenschaften ohne Zweifel hilfreicher gewesen.

37 Dazu Jeismann 1996, 350–354.

38 Dazu ausführlich M. Landfester, *Humanismus und Gesellschaft im 19. Jahrhundert* (Darmstadt 1988) 56–72.

39 Zu Hochschulzugangsvoraussetzung und Abiturreformen im 19. Jh. ausführlich Jeismann 1996, 376–400 (Preußen); Paulsen 1921, 406–444 (übrige dt. Bundesstaaten).

Christian Gottlob Heyne und die Göttinger Universitätsbibliothek

HELMUT ROHLFING

1 Zur Einführung: Die Göttinger Bibliothek bei Eintritt Heynes im Jahr 1763

Christian Gottlob Heyne wurde zu einem Zeitpunkt nach Göttingen berufen, als die Stadt noch unter den Folgen des Siebenjährigen Krieges litt. Erst Ende des Sommers 1762 hatten die französischen Truppen Göttingen verlassen. Die Amtsgeschäfte des Bibliotheksdirektors führte in dieser Zeit kommissarisch der Orientalist Johann David Michaelis (1717–1791), der nicht immer eine glückliche Hand im Umgang mit den ihm untergeordneten Kustoden hatte.¹ Seit der Gründung der Universität Göttingen im Jahre 1734 hatte die Bibliothek bereits einen ungewöhnlich umfangreichen Bestand angesammelt, der selbst früher gegründete Universitätsbibliotheken in den Schatten stellte: So besaß die Universitätsbibliothek in Halle im Jahre 1780 insgesamt 12.000 Bände, während in Göttingen bei Heynes Dienstantritt im Jahre 1763 bereits über 50.000 Bände vorhanden waren.² Mit dem enormen Anwachsen des Gesamtbestands hatte aber die Katalogisierung der Bücher nicht Schritt halten können, so dass auf den damals dreiunddreißigjährigen Philologen mit Eintritt in die Bibliothek am 29. Juni 1763 eine Fülle von Herausforderungen zukamen. Der Vorschlag zur Berufung Heynes war von dem Leidener Philologen und Bibliothekar David Ruhnken (1723–1798) ausgegangen, den der Kurator der Georgia Augusta, Gerlach Adolph von Münchhausen (1688–1770) eigentlich als künftigen Oberbibliothekar vorgesehen hatte. Ruhnken lehnte den Ruf ab und prophezeite, „daß ihn [Heyne] bald das ganze gebildete Europa bewundern wird.“³

Heyne hatte bereits einige Erfahrungen in der Bibliotheksarbeit sammeln können, da er vor seiner Berufung das Amt eines Kopisten an der Bibliothek des Grafen Brühl (1700–1763) in Dresden innehatte, die damals mit ca. 70.000 Bänden zu den größten Adelligenbibliotheken in Deutschland zählte. Der Göttinger Historiker Alfred Hessel (1877–1939) hat Heynes bibliothekarische Ausbildung

1 Vgl. Hartmann / Füchsel 1937, 49–51.

2 Vgl. Vogt 1980, 41f.. Die in der Literatur angenommene Zahl von 60.000 Bänden gilt nach neueren Schätzungen als zu hoch; vgl. Kind-Doerne 1986, 147.

3 W. Rothert (Hrsg.): *Allgemeine hannoversche Biographie*, Band 3 (Hannover 1916) 261.

folgendermaßen charakterisiert: „... es gab zu jener Zeit kaum eine geeignetere Stelle als Dresden, um die dem Bibliothekar notwendige Kenntnis und praktische Erfahrung zu erwerben.“⁴

Gerlach Adolph von Münchhausen entschied, dass Heyne als Professor der Beredsamkeit und als Zweiter Bibliothekar eingestellt wurde. Kommissarischer Leiter der Bibliothek sollte für weitere zwei Jahre Johann David Michaelis bleiben, wobei ihm freigestellt wurde, nach Ablauf dieser Frist das Bibliothekariat niederzulegen. Münchhausen wollte vermutlich in dieser Probezeit herausfinden, ob sich Heyne im Bibliotheksalltag bewähren würde.⁵ Dazu diente auch der vom Kurator am 25. Juli 1763 erteilte Auftrag, Heyne möge einen ausführlichen Bericht über den Status der Bibliothek erstellen, in dem auch Verbesserungsvorschläge enthalten sein sollten. Nur vier Tage später erhielt Münchhausen auf neun eng beschriebenen Seiten das Pro Memoria Heynes mit den erbetenen Bewertungen und Vorschlägen.⁶ Heyne spürte sofort, dass im Vergleich zu Dresden in Göttingen ein anderer Geist die Bibliothek beherrschte:

In Ansehung des Gebrauchs, sehe ich nicht wie eine Bibliothek gemeinnütziger gemacht werden könne, und ich wüßte nicht, was mir größeres Vergnügen gemacht hätte als der Eingang der Bibliotheksgesetze, und die Frequenz, die ich das erstmal bey Öffnung der Bibliothek sah. Da ich vorher Bibliothek[en] noch zu keinem anderen Gebrauch, als statt Tapeten oder als ein güldenes Vließ von Drachen bewacht gesehen hatte, so konnte ich mich kaum enthalten, des Philosophen Worte zu gebrauchen: Ich sehe Spuren von Menschen.⁷

Das Gutachten selbst war ein erster Ansatz, die eingetretenen Missstände – enorme Katalogisierungsreste, ein unvollständiger alphabetischer Katalog, überlastete Mitarbeiter⁸ – zu erörtern und sich Gedanken über eine Reform zu machen. Dem Kurator vermittelte das Pro Memoria den Eindruck, dass er mit Heyne einen Bibliothekar gefunden hatte, der die Komplexität der Organisation einer großen Bibliothek erkannte und Probleme lösen konnte.

Konflikte zwischen Heyne und Michaelis ergaben sich rasch aus unterschiedlichen Auffassungen von der Bibliotheksarbeit: Heyne selbst war sich nicht zu schade, auch alltägliche Arbeiten zu verrichten, während Michaelis sich auf seine Leitungsfunktionen beschränken wollte. Das Problem konnte aber bereits Ende des Jahres 1763 gelöst werden, da Michaelis im Dezember darum bat, ihn von seinen Aufgaben in der Bibliothek zu entbinden. Die Nachricht zur Ernennung Heynes zum Leiter der Universitätsbibliothek bzw. zum Oberbibliothekar ist auf

4 Hessel / Schwedt 1928, 117.

5 Vgl. Hartmann / Füchsel 1937, 51f.

6 Vgl. Leyh 1921, 225–228.

7 Vgl. ebd. 225f.

8 Vgl. ebd. 221f.

den 4. Januar 1764 datiert.⁹ Die beiden Kustoden Johann Andreas Dieze (1729–1785) und Georg Christoph Hamberger (1726–1773) hatten seit 1763 recht häufig Anlass zur Klage über ihre Pflichtvergessenheit gegeben. Hier fand Heyne erst fünf Jahre später einen Ausweg, indem er Münchhausen bat, von ihm einen weiteren detaillierten Bericht über den Bibliotheksbetrieb anzufordern.¹⁰ Dies geschah auch sofort, und nach acht Tagen konnte Heyne wiederum nach Hannover melden, dass beide Kustoden sich verpflichtet hätten, die Dienstvorschriften einzuhalten und die rückständigen Arbeiten in Überstunden zu erledigen.¹¹ In den ersten sieben Jahren seiner Tätigkeit wurde Heynes Einvernehmen mit dem Kurator Münchhausen immer besser, so dass er etwa seit 1767 die Auswahl der anzuschaffenden Bücher selbst übernahm, wobei aber die Richtlinien für den Ankauf weiter von dem Kurator bestimmt wurden. Als Gerlach Adolph von Münchhausen am 26. November 1770 starb, hatte er in Zusammenarbeit mit Heyne die Bibliothek in sicheres Fahrwasser gebracht. Außerdem war Heyne im Jahr 1770 zum Hofrat ernannt worden und hatte weitere wichtige Funktionen übernommen: Er wurde Sekretär der Gesellschaft der Wissenschaften, übernahm die Redaktion der *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* und die Aufsicht über das Pädagogium in Ilfeld im Harz.¹²

Um Heynes Bedeutung für die Göttinger Universitätsbibliothek zu umreißen, werden in den folgenden Abschnitten seine wesentlichen Leistungen als Oberbibliothekar beschrieben: 1. den Bestandsaufbau, 2. das Göttinger Katalogsystem und seine Erneuerung, 3. die Benutzung der Bestände vor Ort und 4. Heynes Kontakte zu Göttinger Kollegen in bibliothekarischen Fragen.

2 Der Bestandsaufbau der Universitätsbibliothek unter Heyne

Es ist ein seltener Glücksfall, dass Christian Gottlob Heyne am Ende seines Lebens einen Rechenschaftsbericht verfasst hat, der ausführlich die Grundsätze formuliert, nach denen er die Erwerbung von Literatur in der Königlichen Universitätsbibliothek organisierte. Der Bericht wurde anonym in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* des Jahres 1810 publiziert, und wegen seiner grundlegenden Bedeutung seien daraus einige längere Passagen zitiert:

⁹ Vgl. Hartmann / Füchsel 1937, 55.

¹⁰ Heynes Brief vom 16.10.1768 ist abgedruckt in: Hartmann 1937, 7–13; vgl. Hartmann / Füchsel 1937, 127–134.

¹¹ Vgl. Hessel / Schwedt 1928, 118.

¹² Vgl. Pütter 2, 1788, 158; H. W. Rotermund: *Das gelehrte Hannover* (Bremen 1823) Bd. 2, 352–354.

Die Zahl der Bücher ist das, was am wenigsten in Betrachtung kömmt; den wahren Werth macht die zweckmäßige Auswahl für eine Universität, die eine Vereinigung von wissenschaftlichen Gelehrten aller Arten und Classen ist, die nicht bloß Lehrer des bereits Bekannten, sondern Erweiterer gelehrter Kenntnisse und Einsichten, jeder in seinem Fache, seyn sollen ...¹³

Die Ausfüllung der Lücken aus früheren Zeiten ist meistens nur von einem glücklichen Zufall und aus Bücher-Auctionen zu erwarten; die weitere Fortsetzung, damit keine Lücken entstehen, erfordert ununterbrochene planmäßige Anschaffung desjenigen, was, bey der immer fortschreitenden wissenschaftlichen Cultur, aus dem täglich erscheinenden neuen Anwachse der einheimischen und ausländischen Litteratur nöthig ist für eine Bibliothek, welche für einen wissenschaftlichen Plan, nicht nach Liebhaberey einzelner Fächer, nicht nach Prachtliebe, nicht nach dem Schein des Aeüßerlichen, sondern nach Inbegriff und Umfassung der wichtigsten Schriften aller Zeiten und Völker in allen Wissenschaften, in einheimischer und ausländischer Litteratur, eingerichtet ist ...¹⁴

Also werden in der Regel nur solche Bücher gesucht und gewählt, worin die menschlichen Kenntnisse, wissenschaftliche, technische, practische, ein Fortrücken, Fortgang, oder auch nur einen einzelnen Schritt vorwärts, gemacht haben; vorzüglich aber Bücher, welche Quellen von Systemen, Verbesserungen, Erweiterungen, Berichtigungen, in Sache und Form, enthalten, aber nicht bloß im Wiederhohlen, Nachbeten und Compiliren des bereits Bekannten, oder gar Trivialen, bestehen.¹⁵

Die hier formulierten Prinzipien beschreiben in klarer Sprache die Funktion der Bibliothek in Forschung und Lehre: Als erstes soll die ausgewählte Literatur an den Bedürfnissen der Forscher, Dozenten und Studenten der Universität ausgerichtet sein. Zweitens soll die Bibliothek als Universalbibliothek aufgefasst werden, die die Neuerscheinungen aller Wissenschaftsdisziplinen aus dem In- und Ausland erwirbt und dabei auch Bücher aus früheren Jahrhunderten anschafft, um Bestandslücken zu schließen. Und drittens soll bei der inhaltlichen Auswahl berücksichtigt werden, dass Titel erworben werden, die den Fortschritt in der Wissenschaft dokumentieren. Heyne fasst hier im Grunde zusammen, was bereits unter seinen Vorgängern, verstärkt aber von ihm selbst praktiziert wurde. Die Göttinger Bibliothek gilt in ihrer starken Ausrichtung an den Bedürfnissen der Forschung als erste moderne wissenschaftliche Gebrauchsbibliothek.¹⁶

13 [Christian Gottlob Heyne: ohne Titel], *Göttingische Gelehrte Anzeigen*, 86. Stück (1810) 851.

14 Ebd. 852.

15 Ebd. 852f.

16 Vgl. Kind-Doerne 1986, 2f.; Hartmann / Füchsel 1937, 88–91; Hessel / Schwedt 1928, 122f.; Hartmann 1937, 14–18; Vogt 1980, 43; Jefcoate 1998; G.-J. Bötte, „The University Library at Göttingen as Germany’s National Library for the 18th Century“, *Library History* 15, H. 1 (1999) 13–21.

Wie wurde nun die Erwerbung im Einzelnen organisiert?¹⁷ Nach Münchhausens Tod übernahm der hannoversche Verwaltungsbeamte Friedrich Georg Brandes (1709–1791) die Zuständigkeit für die Georgia Augusta und ihre Bibliothek, der selbst einer der bedeutendsten Büchersammler der Aufklärung war und außerdem im Jahr 1777 auch Schwiegervater von Heyne wurde. Heyne erhielt über 2.000 Briefe von Brandes, in denen die Universitätsangelegenheiten einen immer breiteren Raum einnahmen. Es gab während Heynes Amtszeit keinen festen Etat für Bucherwerbungen; in Göttingen wurde eine kleine Bibliothekskasse geführt, die mit einem Zuschuss von etwa 100 Rth. gefüllt war, während die jährlichen Gesamtkosten für den Bücherankauf bei 3.000 bis 4.000 Rth. lagen. Die von Heyne eingereichten Erwerbungsanschläge wurden von Brandes – und nach 1791 von dessen Sohn Ernst Brandes (1758–1810) – in der Regel einfach weitergeleitet. Heyne entwickelte ein beeindruckendes Netz von Bezugsquellen für die in- und ausländische Literatur. Die ortsansässigen Lieferanten Dieterich und Vandenhoeck & Ruprecht sowie die Frühjahrs- und Herbstmessen in Leipzig versorgten die Bibliothek mit Periodika, Fortsetzungswerken und deutscher Forschungsliteratur, während im Ausland eine Reihe von Agenten oder Buchhandlungen die Vermittlung von ausländischer Literatur übernahmen. Gleichzeitig nahm die Bibliothek jährlich im Durchschnitt an etwa zehn Auktionen innerhalb und außerhalb Deutschlands teil, bei denen Kommissionäre im Auftrag der Bibliothek Gebote abgaben. Viele der bis heute in der Bibliothek vorhandenen gedruckten Auktionskataloge des 18. und 19. Jahrhunderts zeigen deutliche Bearbeitungsspuren von Göttinger Bibliothekaren.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für den stetig wachsenden Bücherbestand waren die *Gelehrten Anzeigen*, die geradezu als Bindeglied zwischen der Universität und der Königlich-Sozialwissenschaftlichen Gesellschaft dienten. Die Neuanschaffungen konnten durch einen reibungslosen Sondergeschäftsgang zügig an Rezensenten verschickt werden, und nur wenige Monate nach dem Eintreffen des Buches in der Bibliothek erschien die Rezension in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen*, die durch ihre Aktualität und Vollständigkeit andere Rezensionsschriften übertreffen konnten.¹⁸

Es ist hier nicht möglich, auf einzelne markante Bestandsergänzungen einzugehen, die zum Teil wie Kristallisationspunkte für spätere Sammelschwerpunkte gewirkt haben. Man denke an die Erwerbung englischer Literatur, die Reisebeschreibungen oder den mit der Sammlung Asch gebildeten Schwerpunkt bei den Slavica. Alles in allem ist es die durchdachte und auf Vollständigkeit angelegte Sammeltätigkeit Heynes gewesen, die der Göttinger Bibliothek ihren

17 Zum Folgenden vgl. Hartmann / Füchsel 1937, 74–76.; Kind-Doerne 1986, 22–28; Hessel / Schwedt 1928, 122–124; Jefcoate 1998, 113f.

18 Vgl. Hartmann / Füchsel 1937, 84; Kind-Doerne 1986, 21f.

internationalen Ruf verschaffte und dafür sorgte, dass sie im Jahre 1812 mit etwa 160.000 Bänden die größte öffentliche Bibliothek in Deutschland war. Damit hatte sich der Bestand unter Heynes Leitung in etwa verdreifacht.¹⁹ Wenden wir uns nun der Erschließung dieser großen Büchermenge und dem Göttinger Katalogsystem zu.

3 Das Göttinger Katalogsystem und seine Erneuerung durch Heyne und Reuß

Es wurde anfangs erwähnt, dass die Katalogisierung bereits vor Heynes Eintritt in die Bibliothek nicht mit dem Anwachsen der Bestände hatte Schritt halten können. Als er seinen Dienst aufnahm, gab es in der Bibliothek einen unvollständigen alphabetischen oder Nominalkatalog und einen von der Systematik her brauchbaren, aber unvollständigen Sach- oder Realkatalog, in dem allerdings keine Signaturen zu finden waren. Hinzu kamen das Zugangsbuch, das in Göttingen „Manual“ genannt wurde, und ein recht umfangreicher Sonderkatalog als Erbe der Bülowischen Bibliothek, der Akzessionskatalog oder „Accessio“. Letzterer enthielt die genauesten Titelangaben; jedoch war er unpraktischerweise in nur vier Hauptsachgruppen und danach in drei Formate aufgeteilt, so dass sich zwölf Zählungen für die Bücher ergaben. Eine Individualsignatur für jeden Titel – die in Dresden bereits vorhanden war – gab es in Göttingen nicht.²⁰ Heyne erkannte auf Anhieb die Nachteile bei diesem Nebeneinander von Katalogen, plädierte aber in dem ersten Gutachten von 1763 dafür, keine drastischen Änderungen einzuführen, auch um die Mitarbeiter nicht zu überlasten.

Die Überarbeitung des alten zehnbändigen alphabetischen Katalogs begann im Herbst des Jahres 1776 und war erst im Jahr 1789 abgeschlossen. Der so neu entstandene alphabetische Katalog enthielt als zusätzliche Informationen die Signatur des Akzessionskatalogs und die Seite des Realkatalogs, auf der der Titel verzeichnet war. Dies war ein erster notwendiger Schritt, um die verschiedenen Katalogelemente miteinander zu verzahnen. Eine weitere Neuerung führte Jeremias David Reuß (1750–1837) ein, der im März 1783 sein Amt als Unterbibliothekar antrat: Es sollte für jeden Autor bzw. jedes sachliche Ordnungswort mindestens ein Blatt zur Verfügung stehen. So konnte der alphabetische Katalog durch das Einlegen zusätzlicher Blätter oder das Aufteilen von Bänden einfach

¹⁹ Vgl. Kind-Doerne 1986, 28.

²⁰ Vgl. Hessel / Schwedt 1928, 119f.

ergänzt werden. Durch Reuß' Erfindung war der Katalog 1789 auf 147 Bände angewachsen (heute 1056 Bände).²¹

Zur gleichen Zeit beschäftigten sich Heyne und Reuß auch mit dem 85-bändigen Realkatalog, in dem seit 1772 die Eintragung von fast 33.000 Bänden unterblieben war. Im Jahr 1785 begannen die Nachtragungen der noch nicht katalogisierten Bände, zu denen aber noch 15.000 weitere, neu erworbene Werke hinzukamen. Ebenso wie die Überarbeitung des alphabetischen Katalogs wurde auch die Reform des Realkatalogs mit Sondermitteln finanziert. Jeder Band des Realkatalogs begann nun mit einer Übersicht über die Systematik des Faches, dem sog. *Conspectus*. Die Überarbeitung des Realkatalogs war ebenfalls 1789 abgeschlossen.²² Die erfolgreiche Neufassung der beiden Bandkataloge bedeutete noch keine grundlegende Erneuerung des Katalogsystems. Der umständliche Akzessionskatalog blieb weiter bestehen, obwohl ihm nur die Funktion zukam, für jedes Buch eine Akzessionsnummer festzulegen. Weder Heyne noch Reuß erkannten, dass man die Sorgfalt zur Führung der *Accessio* besser in den Realkatalog investiert hätte. Aber auf jeden Fall hatte man es in dreizehn Jahren geschafft, den Gesamtbestand der Bibliothek in beiden Bandkatalogen zuverlässig zu erfassen.

Folgerichtig schloss sich im Jahr 1790 eine genaue Revision der ganzen Bibliothek an, die bis zum Jahr 1796 dauern sollte. Bei der Revision wurden in jedes Buch die Fachbezeichnung und die Blattzahl der Seite des Realkatalogs eingetragen. Auch dieses Vorgehen war eine Idee von Reuß, der somit den Realkatalog zu einem echten Standortkatalog umwandelte. Die Bücher erhielten aber noch keine Individualsignaturen; dies blieb den Bibliothekaren des 19. Jh.s vorbehalten. Dennoch schufen die Bibliothekare ein modernes Katalogsystem, dessen Elemente so miteinander verzahnt waren, dass alle Bücher leichter auffindbar waren als vorher.²³ Alfred Hessel kommt zu folgendem Urteil: „... als Ganzes verdient das unter Heynes Regime geschaffene Katalogwerk die hohe, von den Zeitgenossen gezollte Anerkennung.“²⁴ Leider waren bei der Revision aber beträchtliche Verluste festgestellt worden, die nicht zuletzt auf die vorher bestehenden Mängel in der Erschließung zurückgingen.²⁵ Am Ende des 18. Jh.s verdeutlichen die gewaltigen Anstrengungen zur Modernisierung des gesamten Katalogsystems aber auch, dass die Benutzung der Bibliothek ein Ausmaß er-

21 Vgl. Hartmann / Füchsel 1937, 134–138; Hessel / Schwedt 1928, 120; Kind-Doerne 1986, 61f.

22 Vgl. Hartmann / Füchsel 1937, 138f.; Hessel / Schwedt 1928, 120f.; Kind-Doerne 1986, 52.

23 Vgl. Hartmann / Füchsel 1937, 139 f.; Kind-Doerne 1986, 62.

24 Hessel / Schwedt 1928, 21.

25 Im Bibliotheksarchiv werden zehn Bände mit den Verlustlisten der Revision von 1790–1796 verwahrt, s. *Bibl. Arch. Kataloge* 56; *Bibl. Arch. A* 23 e 2.

reicht hatte, wie es in Deutschland an kaum einer anderen Bibliothek zu beobachten war. Diesem Thema ist der nächste Abschnitt gewidmet.

4 Die Benutzung der Bestände vor Ort und die Anfänge des auswärtigen Leihverkehrs

Heyne hat während seiner langen Amtszeit die von seinem Vorgänger Johann David Michaelis im Jahr 1761 erneuerten Bibliotheksgesetze – heute sprechen wir von der Benutzungsordnung – übernommen und sie lediglich 1783 und 1797 unverändert nachdrucken lassen. Die Bibliotheksgesetze regelten Einzelheiten der Benutzung und enthielten darüber hinaus auch die Dienstanweisungen für die Kustoden, die das tägliche Benutzungsgeschäft abwickeln mussten.²⁶ Danach war es weder Studenten noch Professoren erlaubt, Bände selbst aus dem Regal zu entnehmen. Als Empfangsquittung wurde ein Oktavblatt benutzt, das vom Benutzer unterzeichnet werden musste. Studenten benötigten zur Ausleihe das sog. Cavet eines Dozenten, der als Bürge fungierte. Auf den studentischen Leihscheinen musste deshalb neben dem Buchtitel sowohl die Unterschrift des Studenten als auch die des Bürgen enthalten sein. Die Professoren erteilten diese Unterschriften recht freigiebig und waren auch bereit, Blanko-Leihscheine zu unterzeichnen, die der Student erst unmittelbar vor der Ausleihe mit dem Buchtitel versah. Nach Rückgabe der Bücher wurden die Leihscheine eingerissen und dem Benutzer ausgehändigt.

Die Ausleihfrist betrug zwei bis vier Wochen, und einmal im Semester mussten alle Benutzer sämtliche Bände zurückgeben, konnten sie aber am folgenden Tage wieder entleihen. Der zusätzlichen Kontrolle dienten die Ausleihregister, die auch Registranden oder Registratur genannt wurden. Hier wurde nach Rückgabe des entliehenen Buchs der Titel mit Bleistift oder Tinte durchgestrichen. Wiederholte Ermahnungen Heynes an die Professoren, dass sie die Halbjahresrückgabe ernst zu nehmen hätten, belegen immer wieder auftretende Nachlässigkeiten und Missbräuche im Ausleihgeschäft. An der grundsätzlich vorhandenen Großzügigkeit Heynes und seines Stellvertreters Jeremias David Reuß kann dennoch kein Zweifel bestehen: Die Verlängerung der Leihfrist für die Studenten auf vier Wochen, die den Professoren und Doktoranden häufig erteilte Erlaubnis, auch außerhalb der Öffnungszeiten die Bibliothek aufzusu-

26 Vgl. Heeren 1813, 299; Kind-Doerne 1986, 83–88; Hartmann / Füchsel 1937, 151–154. Zum Folgenden vgl. auch H. Rohlfing, „Göttinger Ausleihjournale als Quellen der Bibliotheksbenutzung,“ *Wölfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte* 34 (2009) 30f.

chen, und Ausnahmen von dem Verbot einer Verleihung nach außerhalb sprechen eine eindeutige Sprache.²⁷

Zahlreich sind die Belege für die von Heyne erlaubte Ausleihe von Büchern an auswärtige Benutzer. Gelegentlich ist bereits für das 18. Jahrhundert von den Anfängen der Fernleihe gesprochen worden, lange bevor es den offiziellen Leihverkehr zwischen den Bibliotheken gab.²⁸ Zu den aktivsten Entleihern zählte Johann Gottfried Herder (1744–1803), dem nach Bückeburg etwa 20 Bände und ab 1776 nach Weimar weitere 40 Bände zugesandt wurden.²⁹ Dabei kann die wirkliche Zahl der Entleihungen noch höher gewesen sein, da auch Göttinger Professoren unter ihrem Namen Bücher ausliehen und nach Weimar schickten. Herders Verhältnis zu Heyne war sehr gut, so dass er seine Leihwünsche gelegentlich mit scherzhaften Worten begründet: „Sie sind der reiche Mann, und ich der arme Lazarus; lassen Sie mir also etwas zukommen von Ihrer überreich besetzten Tafel.“³⁰

Herder trat auf Grund seiner langen Bekanntschaft mit Heyne auch als Vermittler auf, wenn Johann Wolfgang von Goethe Bücher aus der Göttinger Bibliothek benötigte, wobei es vorkommen konnte, dass Titel so ungenau zitiert waren, dass selbst der kenntnisreichste Bibliothekar verzweifeln musste. Heynes Klage darüber in einem Brief an Herder ist deutlich:

Die von Goethe verlangten Bücher erfordern eine baldige Antwort. Der gute Mann hat die Titel so unbestimmt angegeben, daß ich nicht zu helfen weiß. Die Herren machen es immer wie Pharaon: man soll den Traum nicht nur auslegen, sondern auch errathen, was man geträumt hat. Ich lass' ihn bitten, die Zitate genau nachzusehen und anzugeben.³¹

Goethe wusste um die Vollständigkeit der Göttinger Bestände und sandte seine Bestellung nicht nur Heyne, Reuß oder anderen Bibliotheksmitarbeitern zu; auch Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799) war ihm mehrmals bei der Beschaffung von Literatur behilflich.³² Zu Beginn seines Besuchs im Sommer 1801 hatte der Geheimrat dem Unterbibliothekar Jeremias David Reuß eine Liste von Titeln übergeben, die er einsehen wollte. Goethes vierseitige Wunschliste enthielt insgesamt etwa 60 Titel von Büchern bzw. Zeitschriften zur Farbenlehre, außerdem einige Personennamen und Fragen, denen Goethe mit Hilfe der

27 Zu den Ausleihbedingungen vgl. auch Pütter 1, 1765, 219. Heeren 1813, 297f. betont hierzu, dass sich Heyne trotz mancherlei böser Erfahrungen nicht von den grundlegend liberalen Benutzungsbedingungen habe abbringen lassen.

28 Vgl. Vogt 1980, 44; Eck 2000, 21–39.

29 Vgl. Eck 2000, 24.

30 S. Hartmann / Füchsel 1937, 157f.

31 H. Düntzer / F. G. von Herder (Hrsg.): *Von und an Herder*, Bd. 2: *Herders Briefwechsel mit Hartknoch, Heyne und Eichhorn, Briefe an Gruppen, Herders Gattin und I. Müller, nebst Briefen von Fr. L. W. Meyer und A. von Einsiedel* (Leipzig 1861) 219.

32 Vgl. Rohlfing 1999, 53–61.

Nachschlagewerke in der Bibliothek nachgehen wollte. In den *Tag- und Jahresheften* zum Jahre 1801 schildert er in der Rückschau seinen Aufenthalt in der Bibliothek:

Ich hatte ein Verzeichniß aller Bücher und Schriften mitgebracht, deren ich bisher nicht [hatte] habhaft werden können; ich übergab solches dem Herrn Professor Reuß und erfuhr von ihm so wie von allen übrigen Angestellten die entschiedenste Beihilfe. Nicht allein ward mir was ich aufgezeichnet hatte vorgelegt, sondern auch gar manches, das mir unbekannt geblieben war, nachgewiesen.³³

Diese zuvorkommende Behandlung bei seinem ertragreichen Besuch 1801 war es wohl, die Goethe zu seinem berühmten Dictum über die Göttinger Bibliothek veranlasste:

Von da [der Reitbahn] zu der allerruhigsten und unsichtbarsten Thätigkeit überzugehen war in oberflächlicher Beschauung der Bibliothek gegönnt; man fühlt sich in der Gegenwart eines großen Capitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet.³⁴

Goethe hat auch nach seinem Besuch mehrfach Bände aus der Bibliothek erben, die ihm teilweise durch Vermittlung des Göttinger Historikers Georg Sartorius (1765–1828) zugesandt wurden. Eine dieser Ausleihen, Thomas Birch, *The History of the Royal Society of London*, London 1756–1757 behielt Goethe trotz mehrfacher Mahnungen vom Jahre 1801 bis zum Frühjahr 1804.³⁵

Die Beispiele Herder und Goethe könnten durch eine große Zahl anderer auswärtiger Benutzer ergänzt werden. Bemerkenswert an diesen Entleihungen bleibt die Tatsache, dass die Bibliotheksgesetze eine solche Ausleihe nach außerhalb offiziell gar nicht zuließen.

5 Heynes Kontakte zu Göttinger Kollegen in bibliothekarischen Fragen

Durch seine intensiven Kontakte mit Göttinger Gelehrten, die nicht zuletzt durch Heynes Redaktion der *Gelehrten Anzeigen* gefördert wurden, gelang es Heyne immer wieder, seine Kollegen für die Bibliothek zu engagieren. Dass sich die Prophezeiung Ruhnkens, das ganze gebildete Europa werde Heyne bewundern, recht bald erfüllte, bestätigte Georg Christoph Lichtenberg in einem Brief an Heyne. Lichtenberg hielt sich vom September 1774 bis zum Dezember 1775

³³ Rohlfig 1999, 57.

³⁴ Rohlfig 1999, 60. Kaum ein Zitat über Bibliotheken ist so oft für andere Büchersammlungen bemüht worden. Vgl. F. Heinzer (Hrsg.), „Unberechenbare Zinsen“: *bewahrtes Kulturerbe, Katalog zur Ausstellung der vom Land Baden-Württemberg erworbenen Handschriften der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek* (Stuttgart 21994).

³⁵ Vgl. Rohlfig 1999, 59f.

in England auf, eine Reise, die ihm auch Kontakt zum englischen Königshof verschaffte. Am 16. August 1775 schreibt er:

Heute habe ich den König im Garten von Richmond auf $\frac{3}{4}$ Stunden gesprochen. Ew. Wohlgebohren sind sein Lieblings Professor, so wie Pütter der Königin ihrer, ich bin nie bey ihm ohne daß er wenigstens ein paar Minuten von Ihnen redet.³⁶

Wie hoch Heynes Ansehen als Gelehrter in England war, belegt eine Aussage von Lichtenbergs Hörer Sir Samuel Brudenell Fludyer, 2nd Baronet (1759–1833), aus dem Dezember 1779:³⁷ „Prof. Heyne“, schreibt er, „is well known in England as one of the ablest Editors and Scholars being.“³⁸

Heynes gutes Verhältnis zu Lichtenberg wirkte sich aber auch positiv auf die Bestandsentwicklung der Göttinger Bibliothek aus. Im Mai 1782 verhandelte Lichtenberg mit Heyne über den Verkauf seiner Sammlung von Kupferstichen der englischen Künstlers William Hogarth (1697–1764) an die Bibliothek, für die er einen Betrag von 100 Talern erhielt; Lichtenberg hatte die Sammlung bei seinem Englandbesuch von der Witwe Hogarths erstanden. Diese Erwerbung war für die Bibliothek besonders im Hinblick auf Lichtenbergs spätere Publikation *Ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche* (1794–1799) von großer Bedeutung.

Dass Heyne den wissenschaftlichen Sachverstand der Göttinger Kollegen auch für ganz praktische Aufgaben einzusetzen verstand, zeigt ein Hinweis Heynes an Lichtenberg auf einen Aufsatz im *Neuen Hannoverschen Magazin* über einen Blitzableiter, mit dem er die Frage verknüpft: „Ließe sich wohl darauf ein Abschlag [ein Kostenvoranschlag, H.R.] berechnen für unser Bibliotheksgebäude?“³⁹ Lichtenberg war als Professor der Physik ein ausgewiesener Fachmann für Elektrizität, der sich der Aufgabe der Gebäudesicherung widmete und einen Vorschlag dazu einreichte. Ende 1797 bedankte sich Heyne bei Lichtenberg für die Skizze mit eingezeichnetem Blitzableiter, die er ihm zurücksandte und ankündigte, dass sich der Oberbaumeister Georg Heinrich Borheck mit Lichtenberg über dessen Entwurf verständigen werde.⁴⁰ Allerdings kam diese bauliche Maßnahme nicht zustande, weil sie in Hannover als „zu kostbar“ (= zu teuer) zu den Akten gelegt wurde.⁴¹

Verwandschaftlich mit Heyne verbunden war Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840), weil sowohl er als auch Heyne Töchter von Friedrich Georg Brandes (1709–1791) geheiratet hatten. Es verwundert deshalb nicht, dass bei-

36 Lichtenberg 1, 1983, Nr. 283, 531.

37 H.-J. Heerde, *Das Publikum der Physik. Lichtenbergs Hörer* (Göttingen 2006) 217.

38 Lichtenberg 1, 1983, Nr. 649, 1036.

39 Lichtenberg 4, 1992, Nr. 2605, 548.

40 Vgl. ebd. Nr. 2805, 800–801; vgl. Eck 1989.

41 Vgl. Eck 1989, 185.

de einen etwas vertrauteren Umgangston pflegen und dass Blumenbach seinen Schwager Heyne in seinen Briefen mit „liebster Herr Bruder“ anredet.⁴² Auch Blumenbach war an der Erweiterung des Bibliotheksbestands interessiert und bot Heyne im Dezember 1781 für die Universitätsbibliothek drei Werke aus seiner Privatbibliothek im Tausch gegen eine dort vorhandene und unvollständige Dublette: „Sie haben auf der Bibl.[iothek] eine *Doublette* von einem nicht vollständigen *Ramusio*⁴³ der doch aber den *Oviedo* u.a. Naturgeschichten enthält, die ich zu einer besonderen Art Arbeit wol eigen habe und dagegen der Bibl.[iothek] beygehends 3 Bücher zuwenden möchte.“⁴⁴

Dass Heyne in der Lage war, seine in Göttingen tätigen Kollegen selbst zu Ordnungsarbeiten im Bestand zu motivieren, zeigt ein Vorschlag Blumenbachs an Heyne vom August 1782:

Die Reisebeschr.[eibungen] auf der Bibl.[iothek] zumal die nach *Ostindien Africa America* u. um die Welt, stehen, vermutlich wegen des mehrmaligen umsetzens in gröster Confusion. auch wol einerley Werk unter verschiedenen etwa zweydeutigen Titeln an verschiedenen Orten p Nun habe ich sie so ziemlich im Kopfe <frischen Gedächtnis> und wollte sie wol in gute Ordnung bringen.⁴⁵

Tatsächlich galt Blumenbach im 18. Jahrhundert als einer der besten Kenner der Reisebeschreibungen und Expeditionen, und Heyne wird den Vorschlag sicher gern angenommen haben.⁴⁶

6 Abschließende Bemerkungen

Wie hervorragend Heynes Leistungen in den wichtigsten Wissenschaftsfeldern der Altertumskunde waren, haben viele Beiträge dieses Bandes unter Beweis gestellt. Seine Leistungen für Universität und Akademie sind ebenfalls gewürdigt worden; hinzu kommen seine intensiven Kontakte in die gelehrte Welt des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts und zu Göttinger Kollegen. Dass es ihm darüber hinaus noch gelungen ist, der Bibliothek durch seine Tätigkeit als Direktor ein internationales Ansehen zu verschaffen, verdient die Bewunderung von heutigen Bibliothekaren wie Gelehrten.

In einer anonym erschienenen Schrift mit dem Titel *Letztes Wort über Göttingen und seine Lehrer* (Leipzig 1791) schreibt der Verfasser über Heyne:

42 Dougherty / Klatt 2006, Nr. 137, 215.

43 G. B. Ramusio, *Delle navigationi e viaggi*, Bd. 1–3 (Venetia 1550–1583).

44 Dougherty / Klatt 2006, Nr. 181, 302f.

45 Dougherty / Klatt 2006, Nr. 212, 333.

46 Dougherty / Klatt 2006, 333, Anm. 7.

Und doch ist es unmöglich, daß die Summa rerum je in bessere Hände geräth, als in Heynens, denn keiner hat bey so wenigen und verzeihlichen Schwächen (und wo ist der Sterbliche, den die nicht drückten?) so viel von denen Eigenschaften beysammen. die bey einem solchen Manne, der so gut als Canzler ist, erforderlich sind. Bey keynem wird man die Billigkeit, die Übersicht des Ganzen, und die Kenntnis seiner Theile, bey keynem so wenig Parteygeist, und so viel *discernement* ... so, wie bey diesem, für Göttingen unschätzbaren Manne, finden.⁴⁷

Die zahlreichen Spuren seines Schaffens in der Bibliothek – in den Erwerbungsakten aus fünfzig Jahren Bibliotheksgeschichte, in Gutachten und Stellungnahmen auch zu kleinsten Details der Benutzung – erstaunen immer wieder. Bemerkenswert bleibt in der Rückschau sein ungeheures Arbeitspensum, sein modernes Verständnis von der Organisation der Bibliothek und seine international geachtete Stellung als Redakteur der *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* und als Leiter der modernsten wissenschaftlichen Bibliothek Europas.

47 [W. Fr. A. Mackensen]: *Letztes Wort über Göttingen und seine Lehrer: Mit unter wird ein Wörtchen raisonnirt* (Leipzig, 1791) 57. Zu dieser Schrift und ihren Autor vgl. auch o. Graepler, S. 88 mit Anm. 75.

Christian Gottlob Heyne und die Göttinger Akademie – Leistung und Wahrnehmung

HEINZ-GÜNTHER NESSELRATH

1 Vorbemerkungen

Vor 34 Jahren, im Heft 67 der „Göttinger Universitätsreden“, das zum 250. Jubiläum der Geburt Christian Gottlob Heynes erschien, hat sich bereits Josef Fleckenstein in einem kurzen Beitrag dem Thema „Heyne und die Akademie“ gewidmet¹ und darin Heyne als „eigentlichen Fortsetzer“ Albrecht von Hallers gewürdigt. Unter welchen Umständen jedoch Heyne zu diesem Fortsetzer wurde, darüber erfährt man bei Fleckenstein nichts; lediglich in der kurzen Bemerkung, dass „Michaelis ... Hallers Bemühungen – freilich mit schwindendem Erfolg – weiterzuführen suchte“,² findet sich eine zarte Andeutung, dass diese Umstände einigermaßen krisenhafter Natur gewesen sein könnten.

Wer mehr über diese krisenhaften Umstände erfahren möchte, kann dazu mit großem Gewinn aus zwei älteren und erheblich umfangreicheren Darstellungen schöpfen: aus der Abhandlung „Eine Krisis in der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“ von Ferdinand Frensdorff³ (seit 1866 außerordentlicher, seit 1873 ordentlicher Professor des Deutschen und öffentlichen Rechts in Göttingen und seit 1881 Mitglied der Akademie) und aus dem Beitrag von Friedrich Leo (seines Zeichens Göttinger Professor der Klassischen Philologie von 1889 bis 1914 und seit 1897 auch Sekretär der Akademie), den dieser anlässlich des 150jährigen Jubiläums der Akademie 1901 über Heynes Wirken in ihr verfasst hat.⁴ Frensdorff und Leo haben in ihren Darstellungen dankenswerterweise viel dokumentarisches Material aus dem Akademie-Archiv (Briefe und Memoranden) zitiert, aus dem deutlich hervorgeht, in welcher prekären Situation sich die Akademie (die damals noch „Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“ bzw. lateinisch „Societas regia scientiarum Gottingensis“ hieß, bis sie 1939 in „Akademie der Wissenschaften“ umbenannt wurde) zu dem Zeitpunkt von Heynes Berufung im Jahr 1763 befand. Diese Si-

1 Fleckenstein 1980.

2 Fleckenstein 1980, 13.

3 Frensdorff 1892.

4 Leo 1901.

tuation und ihre wichtigsten Akteure seien im Folgenden zunächst etwas näher vorgestellt.

2 Die Situation und ihre Akteure

Erst zwölf Jahre zuvor, 1751, war die Gesellschaft der Wissenschaften von Kurfürst Georg August = König George II. von England gegründet worden; ihr erster Präsident („Praeses perpetuus“) wurde der aus dem schweizerischen Bern stammende Universalgelehrte Albrecht von Haller, der bereits 1736 anlässlich der Gründung der Universität Göttingen auf einen Lehrstuhl für Anatomie, Chirurgie und Botanik berufen worden war und dessen damals schon europaweite Reputation für die junge Gesellschaft natürlich erhebliches symbolisches Kapital bedeutete. Bereits zwei Jahre später aber, im Frühjahr 1753, ging Haller zurück nach Bern und hat auch späteren Versuchen (vgl. u.), ihn zurück nach Göttingen zu holen,⁵ nicht nachgegeben. Zugleich behielt er jedoch die Präsidentschaft der Gesellschaft (und zwar bis zu seinem Tod 1777) und trug auch weiterhin eifrig zu ihren Publikationen bei,⁶ war aber aufgrund seiner großen räumlichen Trennung natürlich nicht in der Lage, der Gesellschaft die weiterentwickelnde Führung angedeihen zu lassen, die sie gerade in diesen jungen Jahren sicher brauchte.

Die Gesellschaft bestand damals übrigens nicht (wie heute) aus zwei, sondern aus drei Klassen: einer *classis physica*, einer *classis mathematica* und der (auch heute noch in dieser Form bestehenden) *classis historica et philologica*. Jede Klasse sollte laut Gründungsstatut nur ein ordentliches Mitglied haben (das dafür 60 Taler Jahresgehalt bezog); hinzu kamen – als Leitungsposten der Praeses perpetuus und der Secretarius (mit jeweils dem gleichen Gehalt). Ferner sollte die Gesellschaft noch insgesamt drei außerordentliche Mitglieder (*extraordinarii*), drei Ehrenmitglieder (*collegae honorarii*), und neun auswärtige (*absentes*) umfassen; ferner gab es noch sechs „*hospites ordinarii*“, also Gäste, die „*juvenes Gottingae degentes*“ sein sollten (also eine Art „Junge Akademie“).⁷ Insgesamt also 26 Personen – mit den heutigen Mitgliederzahlen der Akademie verglichen eine sehr schmale Personalbasis.

Nach Hallers Weggang bestand die Führung der Gesellschaft „vor Ort“ aus einem halbjährlich wechselnden Directorium, in dem das damalige ordentliche Mitglied der physikalischen Klasse, Samuel Christian Hollmann (1696-1787), und das ordentliche Mitglied der historisch-philologischen Klasse, Johann Matt-

5 Vgl. Frensdorff 1892, 55.

6 Vgl. Frensdorff 1892, 58.

7 Frensdorff 1892, 56.

hies Gesner (1691–1761; seit 1734 in Göttingen tätig und Vorgänger Heynes als Professor eloquentiae), einander abwechselten, während der erheblich jüngere Johann David Michaelis als ständiger Secretarius fungierte (zu ihm gleich mehr). Das damalige ordentliche Mitglied der mathematischen Klasse, Johann Andreas von Segner (1704–1777; seit 1735 Professor der Physik und Mathematik in Göttingen), hatte sich Hoffnungen gemacht, Hallers Nachfolger als Praeses zu werden; als daraus nichts wurde, weil man Haller die Präsidentschaft nicht aberkennen wollte, trat Segner aus der Gesellschaft aus und ging im Frühjahr 1755 sogar ganz von Göttingen weg nach Halle.

Der Theologe und Orientalist Johann David Michaelis (1717–1791) war seit 1746 außerordentlicher, seit 1750 ordentlicher Professor in Göttingen. Er hatte zusammen mit Haller die Gründungsstatuten der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften entworfen und war bereits im Gründungsjahr 1751 Sekretär der Gesellschaft geworden. Nach Hallers Weggang 1753 wurde er dann auch Redakteur der *Gelehrten Anzeigen* (des Rezensionsorgans der Gesellschaft, also der noch heute bestehenden *GGA*) und ebenso nun der wichtigste Verbindungsmann zum eigentlichen Gründer und großen Förderer nicht nur der Göttinger Universität, sondern auch der Gesellschaft der Wissenschaften, Gerlach Adolph Freiherr von Münchhausen (1688–1770), der der oberste Minister des Kurfürstentums Hannover und zugleich Curator der Universität war.

Als Gesner am 3. August 1761 starb, wurde Michaelis auch sein Nachfolger im Directorium; eben in dieser nun führenden Stellung in der Gesellschaft hat ihm (wie eingangs erwähnt) Josef Fleckenstein nur „schwindenden Erfolg“ als Nachfolger Hallers bescheinigt. Dazu mögen auch gewisse Charakterzüge beigetragen haben, die Zeitgenossen an ihm unangenehm auffielen; so schreibt J. A. Wagenmann in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ über ihn: „Ein stark ausgebildeter Egoismus, Eigennutz und Herrschsucht, heftiges und rechtshaberisches Wesen, hochmüthige Verachtung anderer Gelehrten neben einer oft kleinlichen Eitelkeit werden ihm von den Zeitgenossen vielfach vorgeworfen.“⁸ Münchhausen, der eigentliche Gründer und große Förderer der Göttinger Universität, entwickelte in den uns interessierenden Jahren ein immer kritischeres Bild von Michaelis,⁹ während er gleichzeitig den frisch berufenen Heyne – zunächst in seiner Funktion als Direktor der Universitätsbibliothek seit Ende 1763¹⁰ – zunehmend als einen zuverlässigen Mitarbeiter und Verbindungsmann in der Göttinger Universität schätzen lernte.

Seit 1753 gab es auch Schwierigkeiten mit dem damals von Anna Vandenhoeck geführten Verlag: Die Witwe Vandenhoeck wollte nicht länger die von

8 J. A. Wagenmann, „Michaelis, Johann David“, *ADB* 21, 1885, [685–690] 688.

9 Dokumentiert in Briefzeugnissen bei Leo 1901; vgl. u. S. 167f. und 170.

10 Vgl. hierzu F. Klingner, *Christian Gottlob Heyne* (Leipzig 1937) 13.

der Gesellschaft edierten *Commentarii* publizieren, weil man ihr keinen Zuschuss für teure Kupferstiche in einer Abhandlung Hallers im zweiten Band der *Commentarii* bewilligt hatte.¹¹ Man fand zwar einen Ersatz in dem Universitätsbuchhändler Elias Luzac aus Leiden, doch gab es schon im Herbst 1755 auch mit ihm Streitigkeiten, die durch den mit offenbar „zu viel akademischer Grandessa“¹² auftretenden Secretarius Michaelis noch weiter eskalierten, was diesem wiederum erste Minuspunkte in dem für Universitätsangelegenheiten zuständigen Ressort in Hannover einbrachte. Wegen dieser Streitigkeiten ist der fünfte Band der *Commentarii* nie erschienen, auch eine Publikationsreihe *Relationes de libris novis*, die Luzac im Auftrag der Gesellschaft 1752 begonnen hatte, ist nie über ihren vierten Band hinausgelangt.¹³ Hinzu kamen mit dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges 1756 negative äußere Umstände – eine Besetzung Göttingens durch die Franzosen –, die einer Wiederaufnahme der Publikationstätigkeit der Gesellschaft im Weg standen.

Sodann führten Personalveränderungen innerhalb der Gesellschaft, die in diesen Jahren stattfanden, zu internen Querelen: Als Abraham Gotthelf Kästner (1719–1800) 1756 als Nachfolger von Segner (s.o.) Professor für Mathematik und Physik wurde, beförderte man ihn auch vom außerordentlichen Mitglied der Gesellschaft (das er bereits war) zum ordentlichen – freilich ohne das damit eigentlich verbundene Gehalt von 60 Talern (das dem 1752 nach Göttingen berufenen Tobias Mayer [1723–1762] zustand, der Segner als ordentliches Mitglied gefolgt war). Dieser Vorgang – der ja zu einer Überzahl an ordentlichen Mitgliedern in einer Klasse (der mathematischen) führte – weckte auch bei den übrigen außerordentlichen Mitgliedern Hoffnung auf eine Aufnahme unter die ordentlichen; aber diese Hoffnungen wurden enttäuscht und führten zu vermehrtem Unfrieden, der sich vor allem gegen den Secretarius Michaelis richtete; der trat in dieser Funktion zurück, blieb aber ordentliches Mitglied, was er 1756 geworden war, (er behielt auch die Redaktion der *Gelehrten Anzeigen*) und bezog weiterhin das von ihm geschätzte Gehalt von 60 Talern.

Kästners Eintritt in die Gesellschaft trug nicht zu deren inneren Frieden bei – ganz im Gegenteil, da ihm eine scharfe, oft beleidigende Zunge nachgesagt wurde, was er auch immer wieder unter Beweis stellte.¹⁴ Es kam vor allem zum Konflikt zwischen Kästner und Hollmann, dem damaligen ordentlichen Mit-

11 Frensdorff 1892, 61.

12 Frensdorff 1892, 62.

13 Frensdorff 1892, 63.

14 Den sehr kritischen Nachruf auf Kästner, den A. L. Schlözer ins Dekanatsbuch der Philosophischen Fakultät nach seinem Tod schrieb, zitiert zur Gänze Frensdorff 1892, 64f. (in Anm. 3): „vir ... omnibus bonis odiosus ob criminationes continuas, quibus ... usque ad ultimum vitae terminum ... viros vitae integros atque ipsos adeo collegas gravissimos, legum nostrarum academicarum immemor insectatus est.“ Leo 1901, 182 Anm. ** hat

glied der physikalischen Klasse.¹⁵ Der Mathematiker Kästner nahm Hollmann die Geringschätzung der Mathematik übel; Kästner griff daraufhin Hollmann an, wo er nur konnte, und brachte Hollmann schließlich sogar dazu, 1761 die Gesellschaft der Wissenschaften zu verlassen. Aber Kästner richtete seine Angriffe auch gegen die Gesellschaft als Ganzes und machte sich über ihre (oben skizzierten) recht zahlreichen Unterabteilungen lustig: Im Jahr 1760 entwarf er eine satirische „Tafel der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“,¹⁶ in denen er die „Directoribiles“ Gesner und Hollmann den „Indirectoribiles“ Michaelis, Mayer und Kästner gegenüberstellte und diese auch in Mitglieder mit und ohne Pension differenzierte. Die (neun) außerordentlichen Mitglieder teilte er wiederum in drei Klassen ein: a. „weder kommend noch arbeitend“ (der Geograph Johann Michael Franz), b. kommend und nicht arbeitend (Gottfried Achenwall), c. kommend und arbeitend (Johann Georg Roederer und Georg Moritz Lowitz). Bei aller Karikatur gab Kästner damit doch einen akkuraten Überblick über den damaligen Personalbestand der Gesellschaft: Es waren genau neun Leute.

Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen	Ordentliche Mitglieder		Außerordentliche Mitglieder		
	„Directoribiles“	„Indirectoribiles“	„a. weder kommend noch arbeitend“	„b. kommend und nicht arbeitend“	„c. kommend und arbeitend“
Classis physica	Hollmann		Franz		Lowitz Roederer
Classis mathematica		Mayer Kästner			
Classis historica et philologica	Gesner	Michaelis		Achenwall	

Und dieses kleine Häufchen schmolz in den nächsten Jahren noch weiter zusammen: Als Hollmann Anfang 1761 das Directorium übernehmen sollte, trat er (wie bereits erwähnt) stattdessen aus der Gesellschaft aus und begründete dies damit, dass die Gesellschaft ohnehin nicht mehr lebensfähig sei: Die Zahl der Mitglieder sei zu gering, schon seit fünf Jahren gebe es keine anständige Weise mehr, Arbeiten zu publizieren, den Mitgliedern sei die Lust abhanden gekommen, wichtige Dinge auszuarbeiten, und schließlich gebe es nicht einmal mehr

in Kästners Votum über die Wahl Murrays zum ordentlichen Mitglied (März 1770) den Ausdruck „historischer Windbeutel“ auf Schlözer bezogen.

15 Frensdorff 1892, 65f.

16 Frensdorff 1892, 67.

einen vernünftigen Ort für die Zusammenkünfte der Gesellschaft; den für ihn möglicherweise wichtigsten Grund, nämlich die ständigen Angriffe Kästners, verschwie er.¹⁷

Da waren es noch acht, und von diesen verstarben im Lauf der nächsten zweieinhalb Jahre weitere vier: Gesner (der nun anstelle von Hollmann das Directorium übernommen hatte) am 3. August 1761, Franz im September des gleichen Jahres, Tobias Mayer am 20. Februar 1762 und Roederer am 4. April 1763. Da waren es noch vier; nun legten Achenwall und Lowitz ihre Stellen nieder (Achenwall 1762 und Lowitz 1763), und da waren es noch zwei: Michaelis und Kästner. Michaelis hatte nach Gesners Tod das Directorium übernommen, aber Kästner war alles andere als gewillt, sich von Michaelis dirigieren zu lassen, und geriet so bald auch mit diesem in ernsten Streit.

3 Ein langwieriger Machtwechsel Heyne, Michaelis und andere 1763–1770

An diesem Tiefpunkt befand sich die Gesellschaft der Wissenschaften, als Heyne am 24. März 1763 nach Göttingen berufen wurde und im Juni seine Stelle antrat; er war zugleich auch ordentliches Mitglied in der Gesellschaft der Wissenschaften geworden.

Als Heyne kam, war Michaelis in der Gesellschaft nahezu allmächtig: Er war seit 1761 ständiger Direktor und schon seit 1753 Redakteur der *Gelehrten Anzeigen*, und der Sekretär der Gesellschaft (seit 1762 Johan Filip Murray; zu ihm gleich mehr) kam gegen ihn nicht an. Siebeneinhalb Jahre später aber gab es das ständige Direktorat nicht mehr, Sekretär war nunmehr Heyne, und Heyne leitete nun auch die *Gelehrten Anzeigen*, während Michaelis nicht einmal mehr Mitglied der Gesellschaft war. Wie ist es zu diesen tiefgreifenden Änderungen gekommen?

Kurz vor und nach Heynes Ankunft hatte sich die Balance zwischen den Klassen der Gesellschaft außerordentlich zu Ungunsten der physikalischen Klasse verschoben: Auf Betreiben von Michaelis war Christian Wilhelm Franz Walch (1726–1784, seit 1754 ordentlicher Professor für Geschichte, seit 1757 ordentlicher Professor für Theologie) Mitglied in der historisch-philologischen Klasse geworden, und im Jahr darauf (1764) kam der Historiker Johan Filip Murray (1726–1776). Damit stand nunmehr vier Mitgliedern der historisch-philologischen Klasse nur noch ein einziges (Kästner) der mathematischen Klasse gegen-

¹⁷ Frensdorff 1892, 67.

über, während die physikalische überhaupt keines hatte (abgesehen von dem seit 1753 abwesenden Haller).

Dieses Übergewicht scheint durchaus in Michaelis' Sinn gewesen zu sein, der in diesen Jahren der starke Mann der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften gewesen ist, wie seine oben genannten Funktionen beweisen; er führte bei Heynes Kommen sogar interimistisch die Universitätsbibliothek, doch wurde er in dieser Funktion von Heyne bereits im Dezember 1763 abgelöst. Wesentlich länger dauerte es freilich, bis er auch seine Leitungsfunktionen bei der Gesellschaft der Wissenschaften preisgab.

Dass Michaelis in den 1760er Jahren innerhalb der Gesellschaft zunehmend unbeliebt und umstritten war, geht auch aus Briefen des soeben erwähnten Johan Filip Murray an Haller nach Bern hervor. Murray, ursprünglich aus Schleswig stammend und in Schweden groß geworden, war von Michaelis (wie erwähnt) kurz vorher (1762) zum Secretarius der Gesellschaft gemacht worden, beklagte sich aber schon bald danach bei Haller über „die Preußischen despotischen Grundsätze [des Direktors Michaelis], die keinem Schweden und Schweizer gefallen könnten“.¹⁸ Am 21. Juni 1764 schrieb Murray wieder nach Bern im selben Duktus:¹⁹ „es ist unser Herr Director, gegen den sich fast unsere ganze Academie verschworen hat“; und am 30. Januar 1765:²⁰

Herr M. ist ein gelehrter großer Philolog. Allein ein Physicus, ein Mathematicus, ja auch ein Historicus ist er nicht, Man klagt auch sehr über seine Herrschsucht, Und es giebt noch viele, recht viele andere Ursachen zum Mißvergnügen, über die ich mich nächstens einmal gegen E. H. aufrichtig erklären muß.

Nicht solche gewissermaßen im privaten Raum bleibende briefliche, sondern sogar offene Kritik an Michaelis' Regiment übte der bereits erwähnte Kästner; er nahm dabei u.a. ebenfalls Michaelis' Herrschsucht ins Visier.²¹ Michaelis blieb seinerseits Kästner nichts schuldig, sondern äußerte sich, als Kästner 1766 als Prorektor der Universität Göttingen bei studentischen Unruhen offenbar keine allzu glückliche Hand hatte, in einem Brief an Haller²² mit fast schon hämischer Genugtuung über die „Grobheit, Poltronnerie und Dummheit des Prorectors Kästner ... Eben dieser Mann scheint es jetzt darauf zu setzen, auch durch seine Grobheit die Societät zu sprengen. Kein Votum, so er giebt, ist unbeleidigend.“

Im Herbst 1766 trägt sich Michaelis ob der ganzen Querelen sogar schon mit dem Gedanken, selbst die Gesellschaft zu verlassen; als Grund dafür gibt er dafür

18 Zitat aus einem Brief von Murray an Haller vom 24. Juni 1763, bei Frensdorff 1892, 76.

19 Wieder zitiert bei Frensdorff 1892, 76.

20 Frensdorff 1892, 76.

21 Frensdorff 1892, 79.

22 Zitiert bei Frensdorff 1892, 80.

in einem Brief an Haller (vom 28. Oktober 1766²³) an, „daß ich glaubte, die Societät würde entweder zerrieben oder entschlafen, und um meiner eigenen Ehre Willen möchte ich gern, daß einst oder das andere erst alsdann geschehe, wenn ich heraus wäre.“ Im gleichen Brief gibt er freilich zu erkennen, dass er die „Pension“, die ihm aus seiner Tätigkeit für die Gesellschaft bezahlt wurde, gerne behielte ...

Im Sommer 1769 erregte Michaelis dann neuerlich großen Unwillen, als er die Absicht verfolgte, den am 14. Juni 1769 zum Professor in der Philosophischen Fakultät ernannten August Ludwig Schlözer (1735–1809; er hatte übrigens in den 1750er Jahren bei Michaelis studiert) nun auch zum ordentlichen Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften zu machen; man kritisierte, dass die ohnehin schon übermäßig mit solchen Mitgliedern versehene Historisch-philologische Klasse noch weiter vergrößert würde und dass dies auch noch durch einen Günstling von Michaelis geschehe, der überdies schon vor seiner Berufung nach Göttingen mit dem Mathematiker Kästner verfeindet war.²⁴ Als im Oktober 1769 über diesen Wahlvorschlag abgestimmt wurde, war das einzige positive Votum das des Theologen Walch. Heyne begründete sein ablehnendes Votum unter anderem damit, „daß bey weitem nicht alles von dem was er sagt neu ist“ und „daß es ihm gar sehr an Präcision, Methode und Ordnung fehlt“, vor allem aber mit seinen Streitigkeiten mit Kästner, deren Verursachung er auf Schlözers Seite sah.²⁵ Kästner – der viel schärfer und unsachlicher als Heyne gegen Schlözer votierte²⁶ – nahm die Gelegenheit zum Anlass, dem Minister Münchhausen einen ausführlichen kritischen Bericht über die schlechten Zustände in der Gesellschaft zu schicken, in dem er gegen Michaelis den Vorwurf erhob,²⁷ die Finanzen der Gesellschaft schlecht und undurchsichtig (dabei aber nie den eigenen Vorteil vergessend) zu führen und die Herstellung eines ausgewogenen Mitgliederbestands zu vernachlässigen (mit besonderer Kritik an der jetzigen Absicht, Schlözer zu berufen); sein Votum gipfelte in dem Fazit, man müsse Michaelis das ständige Directorium wegnehmen und es unter allen ordentlichen Mitgliedern zirkulieren lassen.

Noch ein weiterer Umstand wirkte sich nun ungünstig für Michaelis' Position aus: Ende 1769 wurde Georg Friedrich Brandes (1709–1791) Leiter des Referats für Angelegenheiten der Universität Göttingen in der Hannoveraner Regierung; als Dezernent für Klosterangelegenheiten hatte er schon länger auch mit finanziellen Fragen der Universität Göttingen zu tun gehabt. Brandes stand bereits seit

23 Zitiert bei Frensdorff 1892, 80.

24 Frensdorff 1892, 83.

25 Heynes Votum ist abgedruckt bei Frensdorff 1892, 84–86.

26 Das Votum ist abgedruckt bei Frensdorff 1892, 86–89.

27 Referat des Berichts bei Frensdorff 1892, 90–92.

1764 auf gutem Fuß mit Heyne (und wurde übrigens acht Jahre später, 1777, sein Schwiegervater), mit Michaelis dagegen verband ihn schon seit längerem ein gegenseitiges Misstrauen.²⁸ Diese Schwierigkeiten datierten bereits in das Umfeld der erwähnten Publikationsquerelen der Gesellschaft mit dem Verleger Luzac zurück; schon damals, Anfang 1756, hatte Michaelis in einem Brief an Haller die Befürchtung ausgesprochen, „daß ich aufs künftige einen sehr activen und gefährlichen Widersacher an Geh. Secr. Brandes haben werde ...“²⁹

Mit dieser Prophezeiung sollte Michaelis recht behalten. Nachdem Brandes das Referat für Angelegenheiten der Universität Göttingen übernommen hatte, begann sich in Richtung auf Reform der Lenkung der Gesellschaft der Wissenschaften endlich etwas zu bewegen. Während Brandes an Michaelis seine „virtus post nummos“ (d.h. sein manchmal sehr deutlich hervortretendes Schielen nach pekuniärem Vorteil) und seine intrigante Vorgehensweise bei dem Bestreben, seine Stellung an der Spitze der Gesellschaft zu verteidigen, kritisierte, hegte er außerordentliche Sympathien für Michaelis' Widersacher, den Mathematiker Kästner.³⁰

Bis in die Jahre 1769/70 hatte man in Hannover immer noch gehofft, Albrecht von Haller nach Göttingen zurückholen zu können, und hatte vor allem deshalb nichts unternommen, um die Ära Michaelis zu beenden. Dass man an höchster Hannoveraner Stelle mit Michaelis wirklich nicht zufrieden war, zeigt ein Brief von Münchhausen an Heyne vom 14. Februar 1768:³¹

Mir ist die ursach nur gar zu bekannt, warum die G. anzeigen nicht zu dem lustre kommen, die sie wegen einiger vortrefflichen arbeiten verdienen, darunter Ew. Wohlgeboren primo loco stehen. Hätte der H. Dirigent [das ist Michaelis als Redakteur der Gelehrten Anzeigen] weniger Misgunst, und mehreren Eifer vor Beförderung des guten, so würden diese Zeitungen instar omnium seyn ...

Der Brief zeigt gut, dass sich Heyne inzwischen einiges Wohlwollen bei Münchhausen hatte erwerben können. Im gleichen Ton äußert sich Münchhausen am 26. Februar 1768 an Heyne:³²

Mit verdoppelten Danke erkenne ich die aufrichtige Eröffnung, die Ew. W. in dero gehrtestem vom 22. dieses mir zu thun beliebt. alles ist voll darin von dero Einsicht und Wohlmeinung vor das gemeine beste. Könnte doch dieser wohldenckende geist mehrere von dero Hn. Collegen beleben ... Hätte der Director der gelehrten anzeigen mehrere Leutselig- und Verträglichkeit, so würde dieses Institutum das beste in ganz Teutschland seyn können. Es ist ein Glück, dass Ew. W. mit ihm so gut übereinkommen, und dass dieses die Maschine noch aufrecht erhält.

28 Vgl. Frensdorff 1892, 93.

29 Zitiert bei Frensdorff 1892, 93.

30 Belege für beides bei Frensdorff 1892, 94.

31 Zitiert bei Leo 1901, 161f.

32 Zitiert bei Leo 1901, 162.

Heyne hatte in diesen frühen Jahren seiner Göttinger Professur (1763–1770) noch alle Hände voll zu tun, sich in Vorlesungen (die er ja vor 1763 nie gehalten hatte) einen sicheren Stand zu erwerben und sich vor allem auch durch Publikationen auch einen Namen nach außen zu machen (so erschien 1767 der erste Band seiner Vergilausgabe); er hat während dieser Zeit jedenfalls genügend diplomatisches Geschick besessen, um sowohl mit dem Platzhirsch Michaelis als auch mit dessen Kontrahenten Kästner gedeihlich auszukommen.³³

In Briefen vom Februar und März 1769 hat Münchhausens Missfallen an Michaelis noch zugenommen und erstreckt sich nunmehr explizit auch auf dessen Directorium der Gesellschaft der Wissenschaften. Am 12. Februar 1769 schreibt er:³⁴

ich erkenne gar wohl, dass sowenig die gelehrte Gesellschaft, als die dortigen anzeigen bey der caprice und interessirten absichten einer Person wohl fahren werden.

Im gleichen Brief äußert sich er sich zwar noch einigermaßen zuversichtlich betreffend die Aussichten, Haller wieder nach Göttingen zu bekommen, macht aber gleichwohl Pläne, wie man Michaelis an der Spitze der Gesellschaft ablösen könnte: Offiziell soll die Kritik an ihm vom Praeses Haller kommen, verpackt in Verbesserungsvorschlägen; das Material dazu aber soll Heyne liefern. Das kann man mit Marianne Heidenreich als eine „Intrige“ bezeichnen, bei der Heyne bereitwillig mitgemacht habe;³⁵ man kann es jedoch auch als ein taktvolles Vorgehen von seiten Münchhausens bewerten, um Michaelis jedenfalls öffentlich nicht zu sehr zu beschädigen. Nur wenige akademische Intrigen seither dürften taktvoller gewesen sein.

Am 13. April 1769 musste Münchhausen dann Heyne mitteilen, dass Haller definitiv nicht kommen werde, und bat ihn um ein baldiges „Gutachten wegen der Societät der Wissenschaften und gelehrten Zeitungen“, das ihm Heyne bereits wenige Tage später (unter der Überschrift: „Ideen den künftigen Zustand der K. Societaet der W. betr.“) schickte. Friedrich Leo hat es zur Gänze abgedruckt,³⁶ und es lohnt sich, wenigstens Einiges daraus hier zu zitieren.

Heyne macht sehr konkrete Vorschläge, die darauf hinauslaufen, die Schiefelage, in die die Gesellschaft der Wissenschaften durch Michaelis' Wirken geraten ist, zu beseitigen. Gleich der erste seiner Vorschläge nimmt sich des Umstands an, dass die Physikalische Klasse zur Zeit mangels Mitgliedern überhaupt nicht vorhanden ist:

33 Vgl. Leo 1901, 157f.

34 Zitiert bei Leo 1901, 163 und auch schon bei Frensdorff 1892, 69.

35 Heidenreich 2006, 97.

36 Leo 1901, 178–180; vgl. auch Frensdorff 1892, 73f.

1. Vor allen Dingen müsste die Physicalische Classe besetzt werden. Bis dahin hat die ganze Societaet keine Consistenz. Da sie ... neue Wahrheiten und Entdeckungen zu ihrer Hauptabsicht haben soll, so ist es unnatürlich, dass just die Classe, wo es fast allein noch möglich ist, wirkliche Decouverten zu machen, seit so vielen Jahren unbesetzt ist. Hingegen das andere Glied, die philologisch-historische Classe, welche, genau betrachtet, nur ein Accessorium ... bey dem eigentlichen Plan der Societaet ist und seyn muss, hat eine eben so unnatürliche Excescenz von vier Mitgliedern. Diese Anzahl wäre der Societaet eher zum Vortheil in der physicalischen Classe.

Nach der Feststellung dieses Defizits macht Heyne denn auch ganz konkrete Vorschläge, vier jüngere Göttinger „Professores extraord.“ als außerordentliche Mitglieder in diese Klasse aufzunehmen und damit „junge Gelehrte zu formiren“; dann würde die Sozietät vielleicht nicht mehr so sehr wie jetzt „als eine hebräisch-griechisch-lateinisch-deutsche Gesellschaft betrachtet“ werden.

Ein weiterer wichtiger Vorschlag – außer dem, dringend etwas für die Wiederaufnahme der nunmehr seit vierzehn Jahren nicht mehr erfolgten Publikation der Abhandlungen der Gesellschaft zu tun – läuft darauf hinaus, die „Vorlesungen und Zusammenkünfte“ der Gesellschaft neu zu beleben:

Jetzt versammelt man sich, steht eine Zeitlang stumm und steif da, dann setzt man sich, es wird gelesen; man gähnt oder plaudert; und sobald der Lesende aufhört, so läuft alles über Hals und Kopf zur Thüre hinaus. Der, welcher gelesen hat, weiss weder, für wen, noch wozu, er gelesen hat. ... der ehemalige Gebrauch schreibt hierinnen ganz etwas anders vor. Allein um diesen Gebrach wieder aufzubringen, gehört dazu, dass nicht der eine allein gehört seyn will, den übrigen zutraut, dass sie auch allenfalls ein vernünftig Wort reden können, und dass alle unter einander ein gegenseitig Zutrauen haben.

Ein weiterer Vorschlag geht dahin, „mehr so genannte Hospites ordinarii“ auszuwählen, diesen dann aber auch „mehr Aufmunterung und Anlockung dadurch“ zu geben, „dass sie in denen nach geschehener Vorlesung anzustellenden vertraulichen Unterredung [sic] über gelehrte Gegenstände ... zugegen seyn dürften. So würden die Societaetsversammlungen ein wirkliches Mittel, junge Gelehrte zu bilden.“ Bereits Heyne liegt also sehr am Herzen, so etwas wie eine „junge Akademie“ zu formieren.

Schließlich fordert Heyne auch noch einen Ort, an dem das Archiv der Gesellschaft und ihre „Bücher- und Naturaliensammlung“ allen Mitglieder zugänglich präsentiert werden können, „damit die Mitglieder von demjenigen, was vorhanden ist, einen Gebrauch machen können“ – was man ein „Haus des Wissens“ nennen könnte, wie es heute wieder in Göttingen in Planung ist.

Heynes Memorandum ist auf den 17. April 1769 datiert. Nur sieben Tage später ging von Münchhausen ein Pro Memoria an Haller,³⁷ in dem viele von Heynes Vorschlägen aufgenommen sind: Stärkung bzw. überhaupt Wiederbe-

37 Abgedruckt bei Frensdorff 1892, 69f.

lebung der Physikalischen Klasse (als Wahlvorschläge sind exakt die von Heyne gemachten genannt); Wiederbelebung der Zusammenkünfte; mehr hospites ordinarii; ein fester Ort für die „Bücher- und Naturaliensammlung“.

Am 10. November 1769 teilte Münchhausen auch Haller in einem längeren Brief seine Sorgen betreffend die Gesellschaft der Wissenschaften mit,³⁸ insbesondere was Michaelis' Directorium und seine Leitung der *Gelehrten Anzeigen* betraf; er sagte offen, „daß er [Michaelis] zum beständigen Director weder den rechten Betrieb äußere, noch sich das Ansehen und Zutrauen erworben habe, welches dazu erforderlich scheint“.

Immerhin gab es jetzt neue Bemühungen um das Wiedererscheinen der (seit 1755 nicht mehr im Auftrag der Gesellschaft gedruckten) *Commentarii*, und am 27. März 1770 kam es zum Abschluss eines Vertrages zwischen der Gesellschaft und dem (1766 nach Göttingen gekommenen) Verleger Dieterich; den Vorschlag dazu hatte Heyne gemacht³⁹ und laut Frensdorff⁴⁰ auch die Verhandlungen angeknüpft, die dann erfolgreich zu Ende geführt wurden, auch wenn Michaelis dabei wieder manche Pirouette gedreht zu haben scheint, wie Heyne etwas missmutig gegenüber Münchhausen kommentiert:⁴¹

darin ist unser Herr Director Meister, sich bey den kleinsten Umständen aufzuhalten und die größten Wichtigkeiten daraus zu machen. Mücken säugen und Kamele verschlingen.

Zu etwa der gleichen Zeit bahnte sich eine wichtige Personalie im Führungstab der Gesellschaft an: Der langjährige Sekretär Murray war enttäuscht, dass er bei einer Reihe von damals ergehenden Beförderungen und Titelverleihungen unberücksichtigt geblieben war, und wollte deshalb nicht länger den Secretarius machen; am 18. Februar 1770 fühlte Münchhausen deshalb vorsichtig bei Heyne vor, ob nicht vielleicht er den Posten übernehmen wolle, denn dadurch könne „ein grosser Nutzen vor die Societät entstehen und Sie dadurch einen stärkeren Einfluss in den Haushalt und die innere Einrichtung der Societät und durch Ihr ansehen gleichsam ein Vice praesidium erhalten ...“⁴² In seiner vier Tage später geschriebenen Antwort nahm Heyne das Ansinnen auf, stellte aber sogleich auch Überlegungen an, wie dies gehen könne, ohne Michaelis vor den Kopf zu stoßen:

Der Herr Hofrath M. hat Freundschaft und Vertrauen gegen mich; habe ich einmal ein näher Recht, mich mit dem Haushalt der innern Einrichtung der Societät zu befassen, so kann ich wohl hoffen, ihm manches auszureden. Aber eben zu dem Ende muss alles so eingerichtet werden können, dass meine Verfassung und mein Verhältniss zu ihm auf

38 Abgedruckt bei Frensdorff 1892, 94–96.

39 Brief von Münchhausen an Heyne vom 11. Januar 1770, zitiert bei Leo 1901, 167.

40 Frensdorff 1892, 98.

41 Brief von Heyne an Münchhausen vom 22. Februar 1770, zitiert bei Frensdorff 1892, 98.

42 Zitiert bei Leo 1901, 168.

keine Weise deteriorirt wird. Eigentlicher Secretair kann ich also nie seyn, aber wohl die Function extra ordinem verrichten.⁴³

Nur wenig später lässt Heyne im gleichen Brief erkennen, dass er Michaelis' Gebahren insgesamt sehr kritisch wahrnimmt:

Weh thut es gleichwohl zu bemerken und zu sehen, das ein Director eine Societät bloß dazu anzuwenden sucht, um auswärts den Nahmen derselben, und den Ruhm der Arbeiten so vieler braven Männer, auf sein Haupt allein zu transferiren.

In der Tat heißt es dann in einer Notiz der *Gelehrten Anzeigen* vom 22. März: „die Geschäfte und Ausrichtungen eines Secretärs bei der Societät sind zuvörderst dem Hrn. Hofr. Heyne aufgetragen worden.“⁴⁴ Heyne war damit de facto, aber nicht de iure Sekretär der Gesellschaft – dies war offenbar der Preis, um den Michaelis diese Bestallung zuließ, obwohl er zwei eigene Kandidaten (darunter Schlözer) für den Sekretärsposten hatte.

Im Sommer 1770 kam dann aber auch Michaelis' eigenes Directorium endlich ins Visier: Es wurde jetzt durch ein unter den drei Klassen der Gesellschaft jährlich rotierendes ersetzt – was Michaelis nicht hinnahm und deshalb gleich ganz aus der Gesellschaft austrat; immerhin hatte er sich rechtzeitig die Fortzahlung seines Direktorengehalts zusichern lassen. In den *Gelehrten Anzeigen* vom 10. September 1770 wurde sein Austritt auf Ende des Monats bekanntgegeben. Das einzige Daueramt an der Spitze der Akademie war jetzt die von Heyne bekleidete Sekretärsfunktion; Heyne war fortan – d.h. für mehr als vier Jahrzehnte – der wichtigste Mann der Akademie.

Die Coda der Entwicklung bestand darin, dass Heyne, wie in den *Gelehrten Anzeigen* vom 22. Oktober 1770 kurz mitgeteilt wurde, nun auch die Redaktion dieser *Gelehrten Anzeigen* übernahm; Michaelis hatte nicht einmal mehr Lust, noch als Autor bei ihnen weiter mitzuarbeiten, was Münchhausen gegenüber Heyne mit deutlicher Entrüstung kommentierte:⁴⁵

Ein Mann, der vor ein nicht weiter führendes directorium umsonst sein honorarium erhält, kann sine rubore sich auch demjenigen entziehen, was noch der Universität zum Vortheil gereicht!

43 Brief von Heyne an Münchhausen vom 22. Februar 1770, zitiert bei Leo 1901, 168 Anm. ††.

44 Zitiert bei Leo 1901, 159. Heyne selbst hat die Amtsübernahme so beschrieben (*Novi Commentarii* Bd. I, p. IX: „Secretarii officium negotiorumque Societatis curam et gestionem ... suscepi“, zitiert bei Leo 1901, 159 Anm. ***).

45 Brief von Münchhausen an Heyne vom 10. September 1770, zitiert bei Frensdorff 1892, 100f.

3 Die Gesellschaft der Wissenschaften unter Heynes Führung

Mit dem Beginn der Ära Heyne wurde rasch dafür gesorgt, dass die bisher personell fast nicht vorhandene physikalische Klasse nun endlich wieder zum Leben kam: Ihr ordentliches Mitglied wurde Rudolf Augustin Vogel, als außerordentliche Mitglieder traten H. A. Wrisberg, A. G. Richter, Jo. A. Murray und Joh. Beckmann ein. Die Wiederbelebung der *classis physica* entspricht ganz dem, was Heyne in seinem Memorandum vom 17. April 1769 formuliert hatte (vgl. o.); Heyne vertrat tatsächlich „sein Leben lang mit Entschiedenheit die Ansicht ..., dass Mathematik und Naturwissenschaften in der Societät das Übergewicht zu beanspruchen hätten“,⁴⁶ was sich auch als Reaktion auf Michaelis' völlig andere Politik verstehen lässt, „der während Hallers Abwesenheit bestrebt schien, den Schwerpunkt der Societät zu Gunsten der Philologien zu verlagern“.⁴⁷

Im gleichen Text hatte Heyne auch von der notwendigen Wiederbelebung der Abhandlungen gesprochen und, wie gezeigt, im Frühjahr 1770 das Seine dazu beigetragen, dass dafür ein neuer Verleger gefunden werden konnte. Im Herbst 1771 begannen nun endlich die seit sechzehn Jahren ausgebliebenen Abhandlungen wiederzuerscheinen, jetzt unter dem Titel *Novi Commentarii societatis regiae scientiarum*.⁴⁸

Im Jahre 1776 wurde mit der Aufhebung des Unterschieds zwischen ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern (das hatte Münchhausen übrigens schon im Jahre 1769 angeregt⁴⁹) ein schon länger bestehender Keim des Unmuts beseitigt. Etwas anderes jedoch machte Heyne in diesen und noch vielen weiteren Jahren zu schaffen: dass die Mitglieder der Gesellschaft nicht regelmäßig genug dem nachkamen, was Heyne als eine ihrer vornehmsten Pflichten erachtete, nämlich „Vorlesungen“ (wir würden heute „Vorlagen“ sagen) in den Sitzungen der Gesellschaft zu präsentieren und anschließend in den Abhandlungen zu publizieren. Von 1771 bis 1783 erschien tatsächlich jedes Jahr ein Band, danach aber musste man zwei oder drei oder gar vier Jahre warten, bis wieder genügend Abhandlungen beisammen waren.

Heyne versuchte Einiges, um seine Kollegen zu größerem Fleiß zu bewegen: So führt er in mehreren Vorreden zu den von ihm herausgegebenen Abhand-

46 Leo 1901, 181.

47 Leo 1901, 182.

48 Die *Novi Commentarii* erschienen für die Jahre (1769) 1770–1777 in acht Bänden; 1779 begann dann eine neue Serie, die *Commentationes societatis regiae scientiarum* für die Jahre 1778–1808 (in sechzehn Bänden), dann ab 1811 die *Commentationes recentiores societatis regiae scientiarum*. Vgl. Leo 1901, 183.

49 Brief an Haller vom 10. November 1769, zitiert bei Frensdorff 1892, 95.

lungsbänden explizit die Namen derer auf, die ihren Verpflichtungen nachgekommen sind – woraus sich natürlich indirekt diejenigen ableiten lassen, die dies nicht taten. Zu ihnen gehörte auch Georg Christoph Lichtenberg (außerordentliches Mitglied der Gesellschaft seit 1774, ordentliches seit 1776⁵⁰), der zwischen 1778 und 1783 nicht vortrug. Als im Jahr 1783 sich innerhalb der Gesellschaft Unmut gegen das Regiment, bestehend aus den drei sich abwechselnden Direktoren und dem Sekretär (also Heyne), regte, verfasste Heyne ein Schreiben, in dem er darauf hinwies, dass die einzige wirkliche Pflicht der Mitglieder – außer der Beurteilung von Preisschriften und der Wahl neuer Mitglieder – in regelmäßigen „Vorlesungen“ bei den Sitzungen der Gesellschaft bestehe: „Diess sah man ehemals als eine Ehre an.“⁵¹ Demgegenüber hielt Lichtenberg in seinem damaligen Votum es für „seltsam wo nicht gar unbillig“,⁵² die Mitglieder zu jährlichen „Vorlesungen“ zu verpflichten, und machte folgende Vorschläge, um die Zahl der Abhandlungen zu erhöhen:

- 1) die Anzahl der Mitglieder vermehren ... 2) Eingeschickte Abhandlungen aufnehmen ... 3) ... allerley Beobachtungen und Versuche aufnehmen, wenn sie auch gleich keine ganz ausgearbeitete Abhandlungen wären ...⁵³

Heyne geht auf die Voten seiner Kollegen (darunter auch das Lichtenbergs) in einem 22 Seiten langen Pro Memoria ein, aus dem es sich lohnt, Einiges hier kurz vorzustellen: Da ist zunächst die Unterscheidung aufschlussreich, die er zwischen dem „normalen“ Professor, der nur Bekanntes lehrt, und dem Sozietätsmitglied macht, das ausdrücklich zu neuen Forschungen angehalten ist (wir sind hier deutlich in der Vor-Humboldt-Zeit, in der die Verbindung von Forschung und Lehre noch nicht das Charakteristikum des „normalen“ Professors ist). Gerade in dem Forschungsimpuls, dem die Gesellschaft der Wissenschaften sich widmen soll, sieht Heyne etwas, das Göttingen von anderen zeitgenössischen Universitäten positiv unterscheidet.

Heyne ist freilich skeptisch, ob die Gesellschaft dies wirklich noch zu leisten imstande ist:

Wir können es nicht läugnen, wir haben ganz den Sinn und den Geist der Societät verlohren; und damit alles, was die Societät zusammen halten kann. Unser Vorlesen ist ein Spiegelfechten geworden. Man hat angefangen Speculationen zu machen, die auf Lucrative gehen ...⁵⁴

50 W. Pross, „Georg Christoph Lichtenberg“, in: *NDB* 14, 1985, [449–458] 455 und 456.

51 Zitiert bei Leo 1901, 185.

52 Leo 1901, 188.

53 Leo 1901, 189.

54 Leo 1901, 192.

Danach versucht Heyne, die Verpflichtung zu regelmäßigen Vorlesungen (dies richtet sich u.a. gegen Lichtenbergs Vorschläge) noch einmal einzuschärfen; die gemachten Vorschläge zur Vermehrung der Abhandlungen betrachtet er als nicht wirklich (oder höchstens kurzfristig) hilfreich. Und schließlich greift er zu sehr deutlichen Worten, um die Mitglieder der Gesellschaft an das nötige Ethos zu erinnern:

Lässt sich unter uns nicht Patriotismus, Liebe zur Wissenschaft, selbst Gefühl für Ehre und Ruhm der Societät und der Universität, und Gefühl für die Folgen davon auf die Litteratur selbst, wieder aufleben: so gebe ich für die ganze Societät nichts, und ich werde der erste seyn, welcher, wenn es verlangt wird, anrät, dass man das ganze Ding wieder eingehen lässt. ... Zu bedauern ist es: dass nicht leicht eine Gelehrten-Societät eine so ehrenvolle Verfassung und Stellung gehabt hat. Unmittelbar unter dem Könige zu stehen; von der Regierung zunächst abzuhängen, die, um uns Ehre zu machen, selbst das thut, was sie wohl weiss wir könnten es auch thun; aus dem Corpore professorum einer Universität wie Göttingen ist, ausgehoben und in loco illustri doch noch in loco eminentiori gestellt zu seyn ... – alles das für nichts zu achten, ist so viel als sich selbst nicht zu schätzen wissen.⁵⁵

Ungeachtet solcher Appelle blieb Lichtenberg bei seiner Meinung, man könne regelmäßige Vorlagen nicht dekretieren, und blieb auch bei seinen Vorschlägen, die Mitgliederzahl zu vermehren und Beiträge Auswärtiger zuzulassen (oder sogar aktiv einzuwerben). Friedrich Leo sieht (wohl zu Recht) Heyne mit seinem Beharren auf regelmäßige jährliche wissenschaftliche Beiträge der Mitglieder auf verlorenem Posten, würdigt in diesem Beharren aber ebenso zu Recht das aufrichtige Bemühen, durch dieses hartnäckige Anhalten der Gesellschaft der Wissenschaften zu wissenschaftlicher Betätigung die in enger Verbindung mit dieser Gesellschaft stehende Universität zu einem Ort auch der Forschung zu machen – eine sichtliche Vorwegnahme des späteren Humboldtschen Ideals.⁵⁶

Wie aber Lichtenbergs Reaktion zeigt, hatten Heynes Appelle nur partielle Wirkung; das Phänomen, das man immer mehrere Jahre brauchte, um einen Abhandlungsband zu füllen, blieb bestehen, und im September 1791 richtete Heyne ein neuerliches Schreiben diesbezüglich an den damaligen Direktor (den Mathematiker Kästner): Man müsse „entweder ein Surrogat der Vorlesungen ... erdenken, oder die Herren Mitglieder ... bewegen ..., dass jedes sein Contingent einer jährlich einmal zu haltenden Vorlesung abträgt“.⁵⁷ Bei den *Gelehrten Anzeigen* sei es sogar noch schlimmer. Der kurze Text schließt mit dem düsteren Satz: „Ist keine Societät mehr, so verlihren sicher alle und jeder.“⁵⁸

55 Leo 1901, 197.

56 Leo 1901, 198f.

57 Zitiert bei Leo 1901, 199.

58 Zitiert bei Leo 1901, 200.

Heyne ist übrigens selbst in vorbildlichster Weise den Pflichten nachgekommen, die er anderen Mitgliedern abforderte: Es gibt 48 Akademie-Abhandlungen von ihm (also im Schnitt jedes Jahr eine), die sich über 27 Bände verteilen.

Die Dinge wurden in den folgenden Jahren nicht besser; sieben Jahre später sieht sich Heyne veranlasst, einen Appell an den Minister in Hannover zu richten und die Lage der Gesellschaft in dramatischen Sätzen zu beschreiben. Nachdem er zunächst das angestrebte Ideal skizziert hat (die Gesellschaft der Wissenschaften als Motor der Forschung für die Universität und ihre Publikationen als Verbreiter neuer Erkenntnisse in einem weiten Publikum), konstatiert er in abruptem Wechsel der Tonart:

Diese herrliche Combination ist kaum noch in einem Schatten vorhanden ... Mittlerzeit hat sich die Societät so gut als aufgelöst. Alles ist in Unthätigkeit und Gleichgültigkeit zurückgefallen ... Von den Mitgliedern sind kaum drey fleissige Arbeiter; Richter, Wrisberg, Lichtenberg, thun gar nichts ... der Verfall der Societät muss endlich zur öffentlichen Notitz kommen ... Auf dem jetzigen Fusse können die Sachen nicht stehen bleiben. Lies sich das ganze Institut aufheben, oder an seine Stelle ein anderes setzen: so wäre diess das Besste. Der Geist des Zeitalters, der Egoismus und die Behandlung der ganzen Gelehrsamkeit und Litteratur nach mercantilischen Principien; die Leichtigkeit, durch andre Schreibereyen mehr zu verdienen, und zwar ohne nötig zu haben, lateinisch zu schreiben; der Mangel an Gemeingeist und Gefühl für den Flor und Ruhm des Ganzen, lassen nicht hoffen, das je ein blühender Zustand der Societät wieder erhalten werden könnte ...⁵⁹

Trotz dieses düsteren Tableaus gelangt Heyne dann aber doch zu der Überzeugung, dass zuviel auf dem Spiel steht und „also nichts übrig“ bleibe, „als dass aufs Neue wieder so viel Leben noch eingeflöset werde als möglich ist“. Und als konkreten Vorschlag bringt er dann vor, die von den Mitgliedern verlangten Vorlagen mit einem doppelt so hohen Entgelt zu honorieren wie bisher, ihre jährliche Zahl aber von 12 auf sechs zu reduzieren; außerdem soll die Gesellschaft einen höheren Zuschuss als bisher erhalten. Bemerkenswerterweise haben diese Vorschläge Erfolg, und die erbetenen Zuschüsse werden bewilligt; aber einige Jahre später sind die alten Probleme, die Abhandlungsbände zu füllen, erneut da: Friedrich Leo bezeichnet Heynes Vorrede zum 1808 erschienenen 16. Band der *Commentationes* (damals gehörte Göttingen schon zwei Jahre zum Königreich Westfalen) geradezu als eine Art Leichenrede.⁶⁰

Drei Jahre später, im Juni 1811 – ungefähr ein Jahr vor Heynes Tod –, hat er sich noch einmal sehr umfanglich zu Situation und Entwicklung der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften geäußert, und zwar in Reaktion auf eine Anfra-

59 Zitiert bei Leo 1901, 201–203.

60 Leo 1901, 204.

ge, die von einer preußischen Kommission kam, die damals ein Reformstatut für die Berliner Akademie vorbereitete. Einiges daraus sei kurz vorgestellt.⁶¹

Heyne hebt an der Gesellschaft hervor, dass ihre Mitglieder (weil sie auch Professoren an der Universität sind) Forscher und Lehrer zugleich sind; er hebt stark die Bedeutung der Naturwissenschaften innerhalb der Gesellschaft hervor, sieht sie nun aber auch durch „die Alten ... und natürlicherweise ... die gelehrte Geschichte überhaupt“ sinnvoll ergänzt; er übt noch einmal scharfe Kritik an der Entwicklung der Sozietät nach Hallers Weggang (und weist dabei explizit auf Michaelis' Fehler und Defizite hin); als Zeichen des Niedergangs nennt er (auch hier) den Rückgang der „Vorlesungen“ und hier deutlicher als früher) das Problem, das Latein als vorgeschriebene Wissenschaftssprache darstellte („Dabei machte das böse Latein, dessen man sich immer mehr entwöhnte, noch abgeneigter“⁶²). Er hat dann auch auf die politischen Verwerfungen hinzuweisen, die durch Napoleons Siegeszug eingetreten sind, und lässt erkennen, dass er die inzwischen erfolgte Begründung einer vierten Klasse („der alten Litteratur“) für einen Fehler hält.

Insgesamt ist das Bild weniger düster, als man vielleicht erwarten würde; selbst das anfängliche Chaos, das die Errichtung des Königreiches Westfalen mit sich brachte, hat sich etwas gegeben. Heyne ist als Untertan dieses Königreichs gestorben; drei Wochen vor seinem Tod hat Napoleon den Russlandfeldzug begonnen, der schon bald zum Ende der napoleonischen Herrschaft in Europa und zu einer umfassenden politischen Neuordnung des Kontinents führen sollte.

4 Heynes Leistung im Urteil der Nachwelt

Wie wurde Heynes Wirken, insbesondere für die Gesellschaft der Wissenschaften, nach seinem Tod beurteilt? Hierzu abschließend nur einige wenige Hinweise.

Es ist bemerkenswert, dass Heynes Bedeutung innerhalb der deutschen Gelehrten- und Universitätswelt in der ersten Hälfte des 19. Jh.s namentlich im englischen Sprachraum mit viel Zustimmung zur Kenntnis genommen wurde. Im Jahr 1828 verfasste der bedeutende schottische Historiker Thomas Carlyle einen immer noch lesenswerten Essay über Heynes Leben, der in vielem an die Viten Plutarchs erinnert („Life of Heyne“). Er geht auf Heynes Tätigkeit für die Gesellschaft der Wissenschaften nur ganz knapp ein, bezeichnet sie aber

61 Der ganze Text ist abgedruckt bei Leo 1901, 206–212.

62 Leo 1901, 210; Heyne widmete diesem Thema in *Commentationes* XVI hist. 337 sq. eine eigene Abhandlung.

als nichts weniger denn als eine „reform of the Royal Society of Sciences“.⁶³ Worauf es Carlyle in seinem Heyne-Porträt vor allem ankommt, ist, die Willensstärke und unermessliche Energie Heynes zu zeigen; für Carlyle ist Heyne ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, dass ein willensstarker Mensch nicht einfach das Produkt seiner Umgebung oder seiner Umstände ist, sondern seinerseits diese Umgebung und Umstände formen kann:

This is another of the proofs, which minds like his are from time to time sent hither to give, that the man is not the product of his circumstances, but that, in a far higher degree, the circumstances are the product of the man. (39)

Nur wenige Jahre später, 1832, nahm der amerikanische Literat Bela Bates Edwards (1802–1852) in seine Sammlung mit dem Titel „Biography of Self Taught Men“ unter die 33 biographischen Skizzen, die dem Leben berühmter Männer gewidmet sind, die als Autodidakten ihren Lebensweg nahmen, gleich als zweite Skizze auch die von „Professor Heyne“ auf (sonst sind als Nicht-Angelsachsen nur noch Johann Gottfried Herder, Giovanni Battista Belzoni und Carsten Niebuhr, der Vater des berühmten Historikers, vertreten).⁶⁴ Dem Tenor der ganzen Sammlung entsprechend, widmet sich Edwards vor allem der ungemein harten und entbehrungsreichen Jugend Heynes und fasst seine späteren Lebensleistungen auf der letzten Seite nur kurz zusammen; darunter ist auch an zweiter Stelle (gleich nach den „lectures“) „his connection with the Royal Society“ genannt.

Am ausführlichsten und differenziertesten hat der schon eingangs (und dann immer wieder) erwähnte Friedrich Leo in seiner detailreichen Studie von 1901 Heynes Bedeutung für die Akademie gewürdigt und – wie meine vorangehenden Ausführungen vielleicht gezeigt haben – seine manchmal geradezu verzweifeln, aber nie aufgegebenen Bemühungen nachgezeichnet, mit denen er ihre Weiterexistenz aller Kollegen-Trägheit zum Trotz zu sichern versuchte. Hier seien nur noch Leos zwei letzte Sätze zitiert:

Die Gesellschaft der Wissenschaften hat er vor dem sicheren Untergange bewahrt und in den Weg eines dauernden und thätigen Lebens geleitet. Das soll ihm wenigstens in Göttingen nicht vergessen werden.⁶⁵

Dem braucht man nichts hinzuzufügen.

63 Th. Carlyle, „Life of Heyne“, in: ders., *Critical and Miscellaneous Essays collected and republished*, (New York 1885) [5–39] 29.

64 B. B. Edwards, *Biography of Self Taught Men* (Boston 1832) 13–18.

65 Leo 1901, 234.

Anhänge



— C. T. Riedel sculp. —

CHRISTIAN GOTTLOB HEYNE.

Leipzig bei Gbr. Schumann —

Christian Gottlob Heyne,
Stich nach einem Gemälde von C. T. Riedel
Johann Heinrich Wilhelm Tischbein.

Literaturverzeichnis

1 Abkürzungen

- ABD* *Allgemeine Deutsche Biographie*, 56 Bde. (Leipzig 1856–1912)
DNP *Der Neue Pauly*, 16 Bde. (Stuttgart 1996–2003)
GGA *Göttingische Gelehrte Anzeigen* (Göttingen 1739 –)
NDB *Neue Deutsche Biographie*, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München (Berlin, Bd. 1ff. 1953ff.)

2 Abgekürzt zitierte Literatur

- Anonymus 1822: C. G. Heyne, *Akademische Vorlesungen über die Archäologie der Kunst des Alterthums, insbesondere der Griechen und Römer. Ein Leitfaden für Leser der alten Klassiker, Freunde der Antike, Künstler und diejenigen, welche Antikensammlungen mit Nutzen betrachten wollen* (Braunschweig 1822).
- Atherton 2006: G. Atherton, *The decline and fall of Virgil in eighteenth-century Germany: the repressed muse* (Rochester NY 2006).
- Bäbler 2012: B. Bäbler, „Winckelmanns lateinische Gedichte auf Homer“, in: *Von der bronzezeitlichen Geschichte zur modernen Antikenrezeption*. Syngamma. Vorträge aus dem althistorischen Seminar Bd. 1 (Göttingen 2012) 163–182.
- Baden 1797: T. Baden (Hrg.), *Briefe über die Kunst von und an Christian Ludwig von Hagedorn* (Leipzig 1797).
- Bérard 1917: V. Bérard, *Un mensonge de la science allemande: Les „Prolégomènes à Homère“ de Frédéric-Auguste Wolf* (Paris 1917).
- Bernhardy 1869: *Kleine Schriften in lateinischer und deutscher Sprache von Fr. Aug. Wolf*, herausgegeben durch G. Bernhardy, I. Scripta Latina (Halle 1869).
- Berthold 1988: H. Berthold, „Bewunderung und Kritik. Zur Bedeutung der Mittlerstellung Christian Gottlob Heynes“, in: Kraefft / Kunze 1988, 161–170.
- Betthausen 2000: P. Betthausen, „Giovanni Battista Casanova – akademischer Künstler und klassizistischer Theoretiker“, in: M. Kunze (Hrg.), *Die Casanovas. Die Brüder Giacomo, Francesco und Giovanni Battista Casanova und Silvio della Valle di Casanova* (Stendal 2000) 105–110.
- Böhme 1912: F. Böhme, *Die formale Bildung des Intellekts in der Unterrichtslehre des aufsteigenden Neuhumanismus (Gesner, Ernesti, Heyne)* (Leipzig 1912).
- Bietenholz 1994: H. P. G. Bietenholz, *Historia and Fabula. Myths and Legends in Historical Thought from Antiquity to the Modern Age* (Leiden 1994).
- Bleicken 1998: J. Bleicken, „Die Herausbildung der Alten Geschichte in Göttingen: von Heyne bis Busolt“, in: F. Goldmann (Hrg.), *Gesammelte Schriften*

- (Stuttgart 1998) Bd. II, 1004–1033 (urspr. in : C. J. Classen [Hrg.], *Die klassische Altertumswissenschaft an der Georg-August-Universität Göttingen: eine Ringvorlesung zu ihrer Geschichte* [Göttingen 1989] 98–127).
- Boehringer 1979: C. Boehringer, „Die Sammlung von Gipsabgüssen antiker Skulpturen unter Chr. G. Heyne“, in: Archäologisches Institut der Universität Göttingen, *Die Skulpturen der Sammlung Wallmoden, Ausstellung zum Gedenken an Christian Gottlob Heyne (1729-1812)* (Göttingen 1979) 102–115.
- Bräuning-Oktavio 1971: H. Bräuning-Oktavio, *Christian Gottlob Heynes Vorlesungen über die Kunst der Antike und ihr Einfluß auf Johann Heinrich Merck, Herder und Goethe* (Darmstadt 1971).
- Bremmer 2011: J. Bremmer, „A Brief History of the Study of Greek Mythology“, in: K. Dowden / N. Livingstone (ed.), *A Companion to Greek Mythology* (London 2011) 527–547.
- Bruer 1994: St.-G. Bruer, *Die Wirkung Winckelmanns in der deutschen Klassischen Archäologie des 19. Jahrhunderts* (Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz, Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse 1994, Nr. 3) (Stuttgart 1994).
- Bruer / Tegtmeier 2000: St.-G. Bruer, R. Tegtmeier (Hrsg.), *Altertumskunde im 18. Jahrhundert. Wechselwirkungen zwischen Italien und Deutschland*. Schriften der Winckelmann-Gesellschaft XIX (Stendal 2000).
- Burkert 1979: W. Burkert, „Griechische Mythologie und die Geistesgeschichte der Moderne“, in: *Les études classiques aux XIXe et XXe siècles: leur place dans l'histoire des idées*, Entretiens sur l'Antiquité classique 26 (Genève 1979) 159–207.
- Bursian 1883: C. Bursian, *Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart* (München / Leipzig 1883).
- Chiarini 1989: G. Chiarini, „Ch. G. Heyne e gli inizi dello studio scientifico della mythologia“, *Lares* 55 (1989) 317–32.
- Conte 1982 / 2007: G. B. Conte, „Verso una nuova esegesi Virgiliana: revisioni e propositi“, in: *Virgilio e noi* (Università di Genova, Istituto di filologia classica e medievale 1982) 73–98; aktualisierte Version: „Towards a New Exegesis of Virgil: Reconsiderations and Proposals“, in: G. B. Conte, *The Poetry of Pathos. Studies in Virgilian Epic*. Edited by S. J. Harrison (Oxford 2007) 184–211.
- Disselkamp 1993: M. Disselkamp, *Die Stadt der Gelehrten. Studien zu Johann Joachim Winckelmanns Briefen aus Rom* (Tübingen 1993).
- Döhl 1988: H. Döhl, „Die Archäologievorlesungen Chr. G. Heynes. Anmerkungen zu ihrem Verständnis und ihrer Bedeutung“, in: Kraefft / Kunze 1988, 123–147.
- Döhl 2007: H. Döhl, „Chr. G. Heynes Vorlesungen über die Archäologie“, in: Graepler / Migl 2007, 29–43.
- Dougherty / Klatt 2006: F. W. P. Dougherty, *The correspondence of Johann Friedrich Blumenbach*, Vol. 1: 1773–1782, Letters 1 – 230, rev., augm. and ed. by N. Klatt (Göttingen 2006) (= *Brosamen zur Blumenbach-Forschung* 2).

- Düntzer / von Herder 1861: H. Düntzer / F. G. von Herder (Hrsg.), *Von und an Herder. Ungedruckte Briefe aus Herders Nachlaß*, 2 (Leipzig 1861).
- Duncker 1882: A. Duncker, *Denkmal Johann Winckelmann's. Eine ungekrönte Preisschrift Johann Gottfried Herders aus dem Jahre 1778, nach der Kasseler Handschrift zum ersten Male hrsg. u. mit literarhistor. Einl. vers.* (Kassel 1882).
- Eck 1989: R. Eck, „Frischlufft durch Wolfsrachen? Lichtenberg als Gutachter für das Göttinger Bibliotheksgebäude“, *Lichtenberg-Jahrbuch* 1989 (1990) 185–194.
- Eck 2000: R. Eck, „Aus den Anfängen der Fernleihe: Herder und Goethe in Weimar als Benutzer der Göttinger Universitätsbibliothek“, in: *„Göthe ist schon mehrere Tage hier, warum weiß Gott und Göthe“: Vorträge zur Ausstellung „Der gute Kopf leuchtet überall hervor“ – Goethe, Göttingen und die Wissenschaft*, hrsg. von E. Mittler (Göttingen 2000) (= *Göttinger Bibliotheksschriften* 13), 21–39.
- Eichhorn 1779: J. G. Eichhorn, „Urgeschichte“, (zuerst anonym in:) *Repertorium für Biblische und Morgenländische Litteratur* 4 (1779) 129–256.
- Ferreri 2007: L. Ferreri, *La questione omerica dal cinquecento al settecento* (Roma 2007).
- Finsler 1914: G. Finsler, *Homer. Erster Teil. Der Dichter und seine Welt* (Leipzig / Berlin ²1914).
- Fittschen 1980: K. Fittschen, „Heyne als Archäologe“, in: *Vormann* 1980, 32–40.
- Fittschen 2007: K. Fittschen, „Christian Gottlob Heyne und die Göttinger Gipsabgußsammlung“, in: Graepler / Migl 2007, 89–99.
- Fleckenstein 1980: J. Fleckenstein, „Heyne und die Akademie“, in: *Vormann* 1980, 12–14.
- Fontenelle 1724: B. de Fontenelle, „De l'origine des Fables (1724)“, in: ders., *Œuvres complètes*, Bd. III (Paris 1989) 187–202.
- Fornaro 2004: S. Fornaro, *I Greci senza lumi: L'antropologia della Grecia antica in Christian Gottlob Heyne (1729–1812) e nel suo tempo*, Nachrichten der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, I. Philologisch-Historische Klasse (Göttingen 2004).
- Frensdorff 1892: F. Frensdorff, „Eine Krisis in der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“, in: *Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen* No. 3, 1892, 53–104.
- Friedrich 1980: W.–H. Friedrich, „Heyne als Philologe“, in: *Vormann* 1980, 15–31.
- Fuhrmann 2001: M. Fuhrmann, *Latein und Europa. Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland* (Köln 2001).
- Gatterer 1765: J. Ch. Gatterer, *Handbuch der Universalhistorie nach ihrem gesamten Umfange von Erschaffung der Welt bis zum Ursprunge der meisten heutigen Staaten. 1. Theil. Zwote vermehrte und verbesserte Auflage* (Göttingen 1765).
- Graepler 2006a: D. Graepler, „Von der Liebhaberei zur strengen Wissenschaft. Abdrucksammlungen und Gemmenstudium an der Universität Göttingen seit 1763“, in: Kockel / Graepler 2006, 39–52.

- Graepler 2007a: D. Graepler, „Heyne und Winckelmann“, in: Graepler / Migl 2007, 17–28.
- Graepler 2007b: D. Graepler, „Archäologische Forschungsthemen Heynes“, in: Graepler / Migl 2007, 45–72.
- Graepler 2007c: D. Graepler, „Heynes Daktyliotheken“, in: Graepler / Migl 2007, 101–104.
- Graepler / Migl 2007: D. Graepler / J. Migl, *Das Studium des schönen Altertums. Christian Gottlob Heyne und die Entstehung der Klassischen Archäologie* (Göttingen 2007).
- Graf 1993: F. Graf, „Die Entstehung des Mythosbegriffs bei Christian Gottlob Heyne“, in: F. Graf (ed.), *Mythos in mythenloser Gesellschaft. Das Paradigma Roms* (= Colloquium Rauricum Bd. 3), (Stuttgart, Leipzig 1993) 284–294.
- Graf 1999: F. Graf, *Griechische Mythologie* (Düsseldorf⁵1999).
- Grafton et al. 1985: A. Grafton / G. W. Most / J. E. G. Zetzel, *F. A. Wolf, Prolegomena to Homer* (Princeton 1985).
- Grafton 2010: A. Grafton, „Heyne, Christian Gottlob“, in: A. Grafton / G. W. Most / S. Settis (edd.), *The Classical Tradition* (Cambridge, Mass. 2010) 436f.
- Gresky 1973: W. Gresky, „Materialien über Schweizer Studenten der Göttinger Universität“, *Göttinger Jahrbuch* 1973, 243–261.
- Gruppe 1921: O. Gruppe, *Geschichte der klassischen Mythologie und Religionsgeschichte* (Leipzig 1921).
- Guthrie / Gray 1766: W. Guthrie / J. Gray, *Allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung bis auf gegenwärtige Zeit, III. Teil* (Leipzig 1766).
- Haase 2002: F.-A. Haase, *Christian Gottlob Heyne (1729–1812). Bibliographie zu Leben und Werk. Gedruckte Veröffentlichungen, zeitgenössische Schriften zu seiner Rezeption, Forschungsliteratur* (Heidelberg 2002).
- Harloe 2013: K. Harloe, *Winckelmann and the Invention of Antiquity. History and Aesthetics in the Age of Altertumswissenschaft* (Oxford 2013).
- Hartlich / Sachs 1952: Ch. Hartlich / W. Sachs, *Der Ursprung des Mythosbegriffes in der modernen Bibelwissenschaft* (Tübingen 1952).
- Hartmann 1937: K. J. Hartmann (Hrg.), *Vier Dokumente zur Geschichte der Universitäts-Bibliothek Göttingen*, Hainbergschriften, Arbeiten Göttinger Bibliothekare H. 4 (1937).
- Hartmann / Füchsel 1937: *Geschichte der Göttinger Universitäts-Bibliothek: verfaßt von Göttinger Bibliothekaren*, hrg. von K. J. Hartmann und H. Füchsel, Göttingen 1937.
- Hager 1762: J. G. Hager, *Kurze Einleitung in die Göttergeschichte der alten Griechen und Römer* (Leipzig / Chemnitz 1762).
- Haym 1885: R. Haym, *Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt*, Bd. 2 (Berlin 1885).
- Heeren 1813: A. H. L. Heeren, *Christian Gottlob Heyne: Biographisch dargestellt* (Göttingen 1813).

- Heidenreich 2006: M. Heidenreich, *Christian Gottlob Heyne und die Alte Geschichte* (München / Leipzig 2006).
- Heres 1991: G. Heres, *Winckelmann in Sachsen. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Dresdens und zur Biographie Winckelmanns* (Berlin / Leipzig 1991).
- Hermann 1787: *Handbuch der Mythologie aus Homer und Hesiod als Grundlage zu einer richtigen Fabellehre des Altertumes mit erläuternden Anmerkungen begleitet von M. G. Hermann* (Berlin / Stettin 1787).
- Hessel / Schwedt 1928: A. Hessel, „Heyne als Bibliothekar“, *Centralblatt für das Bibliothekswesen* 45 (1928), 455–470; Nachdruck in: G. Schwedt (Hrg.), *Zur Geschichte der Göttinger Universitätsbibliothek: zeitgenössische Berichte aus drei Jahrhunderten* (Göttingen 1983).
- Heyne 1753: Ch. G. Heyne, *Charitons Liebesgeschichte des Chäreas und der Callirhoe. Aus dem Griechischen übersetzt* (Leipzig 1753).
- Heyne 1755: Ch. G. Heyne, *Albii Tibulli quae extant carmina novis curis castigata, illustrissimo Domino, Domino Henrico Comiti e Brühl inscripta* (Leipzig 1755).
- Heyne 1756: Ch. G. Heyne, *Epicteti Enchiridion Graece et Latine cum scholiis Graecis nunc primum e bibliotheca regia Dresdensi vulgatis et novis animadversionibus* (Dresden / Leipzig 1756).
- Heyne 1762: s. unter Lippert / Heyne 1762.
- Heyne 1763: Ch. G. Heyne, „Temporum mythicorum memoria a corruptelis nonnullis vindicate“, *GGA* 156 (1763) 1257–1261 (vgl. Heyne 1787).
- Heyne 1764: Ch. G. Heyne, „De caussis fabularum seu mythorum physicis“ *GGA* 118 (1764) 953–955 (vgl. Heyne 1785).
- Heyne 1764a: Ch. G. Heyne, „De Graecorum origine e septentrionali plaga repetenda suspiciones“, *GGA* 154 (1764) 1241–1244 (vgl. Heyne 1787c).
- Heyne 1766: Ch. G. Heyne, „Musarum religio eiusque origines et caussae“, *GGA* 35 (1766) 273–276 (vgl. Heyne 1787d).
- Heyne 1767–1775: Ch. G. Heyne, *P. Virgilio Maronis opera varietate lectionis et perpetua adnotatione illustrata*. Bd. I (Leipzig 1767); Bd. II (Leipzig 1771) Bd. III u. IV (Leipzig 1775 etc.).
- Heyne 1769: Ch. G. Heyne, „Super Castoris epochis populorum ΘΑΛΑΤΤΟΚΡΑΤΗΣΑΝΤΩΝ h.e. qui imperium maris tenuisse dicuntur I“, *GGA* 50 (1769) 457–464 (vgl. Heyne 1771).
- Heyne 1770: Ch. G. Heyne, *Ueber den Kasten des Cypselus ein altes Kunstwerk zu Olympia mit erhobnen Figuren, nach dem Pausanias. Eine Vorlesung gehalten in der Kön. Deutschen Gesellschaft zu Göttingen den 24. Februar 1770* (Göttingen 1770).
- Heyne 1771: Ch. G. Heyne, „Super Castoris epochis populorum ΘΑΛΑΤΤΟΚΡΑΤΗΣΑΝΤΩΝ, h.e. qui imperium maris tenuisse dicuntur I“, *Novi Commentarii Soc. Reg. Scient. Gott. I* (1771) 67–95 (vgl. Heyne 1769).
- Heyne 1771a: Ch. G. Heyne, „Super Castoris epochis populorum ΘΑΛΑΤΤΟΚΡΑΤΗΣΑΝΤΩΝ, h.e. qui imperium maris tenuisse dicuntur II“, *GGA* 143 (1771) 1225–1229.

- Heyne 1772: Ch. G. Heyne, „Litterarum artiumque inter antiquiores Graecos conditio ex Musarum aliorumque deorum nominibus muniisque declarata“, *GGA* 117 (1772) 1001–1005 (vgl. Heyne 1787a).
- Heyne 1772a: Ch. G. Heyne, „De fabularum religionumque Graecarum ab Etrusca arte frequentatarum naturis et caussis“, *GGA* 110 (1772) 937–943 (vgl. Heyne 1773a).
- Heyne 1772b: C. G. Heyne, *Einleitung in das Studium der Antike, oder Grundriß einer Anführung zur Kenntniß der alten Kunstwerke* (Göttingen und Gotha 1772).
- Heyne 1773: Ch. G. Heyne, *Pindari carmina cum lectionis varietate* (Göttingen 1773).
- Heyne 1773a: Ch. G. Heyne, „De fabularum religionumque Graecarum ab Etrusca arte frequentatarum naturis et caussis“, *Novi Commentarii Soc. Reg. Scient. Gott. III* (1773) 32–55 (vgl. Heyne 1773a).
- Heyne 1775: Ch. G. Heyne, „De Arcadibus luna antiquioribus“, *GGA* 81 (1775) 689–691 (vgl. Heyne 1787b).
- Heyne 1775: Ch. G. Heyne, „De vestigiis domesticae religionis patriique ritus in artis Etruscae operibus“, *GGA* 115 (1775) 985–989 (vgl. Heyne 1776).
- Heyne 1776: Ch. G. Heyne, „De vestigiis domesticae religionis patriique ritus in artis Etruscae operibus“, *Novi commentarii Soc. Reg. scient. Gott. VI* (1776) 35–58 (vgl. Heyne 1775).
- Heyne 1777: Ch. G. Heyne, „De origine et caussis fabularum Homericarum“, *GGA* 40 (1777) 626–632 (vgl. Heyne 1778).
- Heyne 1778: Ch. G. Heyne, „De origine et caussis fabularum Homericarum“, *Novi Commentarii Soc. Reg. Scient. Gott. VIII* (1778) 34–58 (vgl. Heyne 1777).
- Heyne 1778/1779: C. G. Heyne, *Sammlung antiquarischer Aufsätze*, 2 Bde. (Leipzig 1778/1779).
- Heyne 1779: Ch. G. Heyne, „Vita antiquissimorum hominum Graeciae ex ferorum et barbarorum populorum comparatione illustrata I“, *GGA* 100 (1779) 801–807 (vgl. Heyne 1788).
- Heyne 1779a: Ch. G. Heyne, „Vita antiquissimorum hominum Graeciae ex ferorum et barbarorum populorum comparatione illustrata II“, *GGA* 121 (1779) 977–981 (vgl. Heyne 1788 a).
- Heyne 1779b: Ch. G. Heyne, „De theogonia ab Hesiodo condita“, *GGA* 97 (1779) 777–784 (vgl. Heyne 1780).
- Heyne 1780: Ch. G. Heyne, „De theogonia ab Hesiodo condita“, *Commentationes Soc. Reg. scient. Gott. II* (1780) 125–154 (vgl. Heyne 1779b).
- Heyne 1781: Ch. G. Heyne, „De Hercule Musagete nominisque caussis“, *GGA* 32 (1781) 249–252; *Commentationes Soc. Reg. scient. Gott. III* (1781) XXIII–XXX.
- Heyne 1782: Ch. G. Heyne, *Apollodori Atheniensis bibliothecae libri tres* (Göttingen 1782).
- Heyne 1783: Ch. G. Heyne, *Ad Apollodori Atheniensis bibliothecam notae, cum commentatione de Apollodoro, argumento et consilio operis, et cum Apollodori fragmentis Bd. I–III* (Göttingen 1783).

- Heyne 1785: Ch. G. Heyne, „De caussis fabularum seu mythorum physicis“, *Opuscula academica I* (1785) 184–195, „Censura“ 195–206 (vgl. Heyne 1764).
- Heyne 1786: Ch. G. Heyne, „Religionum et sacrorum cum furore peractorum origines et caussae ad loc. Strabonis de Curetibus Lib. X“, *GGA* 84 (1786) 833–843 (vgl. Heyne 1787e).
- Heyne 1786a: Ch. G. Heyne, „De auctoribus formarum quibus dii in priscae artis operibus efficti sunt“, *GGA* 123 (1786) 1225–1229 (vgl. Heyne 1787f).
- Heyne 1787: Ch. G. Heyne, „Temporum mythicorum memoria a corruptelis nonnullis vindicate“, *Commentationes Soc. Reg. Scient. Gott. VIII, Comment. antiquiores*, (1787) 3–19 (vgl. Heyne 1763).
- Heyne 1787a: Ch. G. Heyne, „Litterarum artiumque inter antiquiores Graecos conditio ex Musarum aliorumque deorum nominibus muniisque declarata“, *Opuscula academica II* (1787) 299–314 (vgl. Heyne 1772).
- Heyne 1787b: Ch. G. Heyne, „De Arcadibus luna antiquioribus“, *Opuscula academica II* (1787) 332–350 (vgl. Heyne 1775).
- Heyne 1787c: Ch. G. Heyne, „De Graecorum origine e septentrionali plaga rependa suspiciones“, *Commentationes Soc. Reg. Gott VIII, Comment. Antiquiores* (1787) 20–32 (vgl. Heyne 1764a).
- Heyne 1787d: Ch. G. Heyne, „Musarum religio eiusque origines et caussae“, *Commentationes Soc. Reg. Scient. Gott. VIII Comment. Antiquiores* (1787) 33–46 (vgl. Heyne 1766).
- Heyne 1787e: Ch. G. Heyne, Heyne, „Religionum et sacrorum cum furore peractorum origines et caussae ad loc. Strabonis de Curetibus Lib. X“, *Commentationes Soc. Reg. Scient. Gott. VIII* (1787) 3–24 (vgl. Heyne 1786).
- Heyne 1787f: Ch. G. Heyne, „De auctoribus formarum quibus dii in priscae artis operibus efficti sunt“, *Commentationes Soc. Reg. Scient. Gott. VIII* (1787) XVI–XXX (vgl. Heyne 1786a).
- Heyne 1788: Ch. G. Heyne, „Vita antiquissimorum hominum Graeciae ex ferorum et barbarorum populorum comparatione illustrata I“, *Opuscula academica III* (1788) 1–16 (vgl. Heyne 1779).
- Heyne 1788a: Ch. G. Heyne, „Vita antiquissimorum hominum Graeciae ex ferorum et barbarorum populorum comparatione illustrata II“, *Opuscula academica III* (1788) 17–30, „Epimetrum“ 31–38 (vgl. Heyne 1779a).
- Heyne 1798: Ch. G. Heyne, „De fide historica aetatis mythicae“, *GGA* 48 (1798) 465–476 (vgl. Heyne 1800).
- Heyne 1798a: Ch. G. Heyne, *Neue Schulverfassung und Schulordnung für die Stadtschule zu Göttingen* (Hannover 1798).
- Heyne 1799: Ch. G. Heyne, „Historia scribendae inter Graecos primordia“, *GGA* 46 (1799) 449–456 (vgl. Heyne 1800a).
- Heyne 1799a: C. G. Heyne, Rez. zu Siebenkees 1799, *Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen* 1799, 1889–1892.
- Heyne 1800: Ch. G. Heyne, „De fide historica aetatis mythicae“, *Commentationes Soc. Reg. scient. Gott. XIV* (1800) 107–120 (vgl. Heyne 1798).

- Heyne 1800a: Ch. G. Heyne, „Historiae scribendae inter Graecos primordia“, *Commentationes Soc. Reg. scient. Gott. XIV* (1800) 121–142; ergänzt durch: „De opinionibus per mythos traditis tanquam altero, secundum historicum genere“ 143–149; „De mythorum poeticorum natura origine et caussis“ 149–155; „De Homericorum mythorum natura origine et caussis“ 156–157 (vgl. Heyne 1799).
- Heyne 1802: Ch. G. Heyne, *Homeri carmina cum brevi annotatione accedunt variae lectiones et observations veterum grammaticorum cum nostrae aetatis critica Bd. I–VIII* (Leipzig / London 1802).
- Heyne 1803: *Apollodori Atheniensis bibliothecae libri tres et fragmenta curis secundis illustravit Chr. G. Heyne, Bd. I–II* (Göttingen ²1803).
- Heyne 1804: Ch. G. Heyne, „De Babyloniorum instituto religioso, ut mulieres ad Veneris templum prostarent“, *GGA* 71(1804) 697–703 (vgl. Heyne 1808).
- Heyne 1806: Ch. G. Heyne, „De sacerdotio Comanensi, omninoque de religionum cis et trans Taurum consensione“, *GGA* 55 (1806) 537–547 (vgl. Heyne 1808a).
- Heyne 1807: Ch. G. Heyne, „Sermonis mythici sive symbolici interpretatio ad causas et rationes, ductasque inde regulas, revocata“, *GGA* 202 (1807) 2009–2016 (vgl. Heyne 1808b).
- Heyne 1808: Ch. G. Heyne, „De Babyloniorum instituto religioso, ut mulieres ad Veneris templum prostarent“, *Commentationes Soc. Reg. scient. Gott. XVI* (1808) 30–42 (vgl. Heyne 1804).
- Heyne 1808a: Ch. G. Heyne, „De sacerdotio Comanensi, omninoque de religionum cis et trans Taurum consensione“, *Commentationes Soc. Reg. scient. Gott. XVI* (1808) 101–149 (vgl. Heyne 1806).
- Heyne 1808b: Ch. G. Heyne, „Sermonis mythici sive symbolici interpretatio ad causas et rationes, ductasque inde regulas, revocata“, *Commentationes Soc. Reg. scient. Gott. XVI* (1808) 285–323 (vgl. Heyne 1807).
- Heyne-Wagner 1830–1833: Ch. G. Heyne, *Publius Virgilius Maro varietate lectionis et perpetua adnotatione illustratus* a Christ. Gottl. Heyne. Editio quarta, curavit Ge. Phil. Eberard. Wagner. Volumen *primum*: Bucolica et Georgica (Leipzig / London 1830); volumen *secundum*: Aeneidis libri I–VI (Leipzig / London 1832); volumen *tertium*: Aeneidis libri VII–XII et index notarum, quibus aucta est nova editio (Leipzig / London 1833); volumen *quartum*: Carmina minora, Quaestiones Virgilianae et Notitia literaria (London / Leipzig 1832).
- Hofter 2008: M. R. Hofter, *Die Sinnlichkeit des Ideals. Zur Begründung von Johann Joachim Winckelmanns Archäologie* (Ruhpolding u.a., 2008).
- Horstmann 1972: A. E.–A. Horstmann, „Mythologie und Altertumswissenschaft: Der Mythosbegriff bei Christian Gottlob Heyne“, *Archiv für Begriffsgeschichte* 16 (1972) 60–85.
- Irscher 1988: J. Irscher, „Christian Gottlob Heyne – Altertumsforscher, Wissenschaftsorganisator, Winkelmannverehrer“, in: Kraefft / Kunze 1988, 113–122.

- Jefcoate 1998: G. Jefcoate, „Christian Gottlob Heyne and the University Library at Göttingen as ‚Universalbibliothek‘ of the 18th Century“, *Library History* 14, H. 2 (1998) 11–116.
- Jeismann 1995: K.-E. Jeismann, *Das preußische Gymnasium in Staat und Gesellschaft* Bd. 1 (Stuttgart ²1995).
- Justi 1872: C. Justi, *Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen*, Bd. 2: *Winckelmann in Italien. Mit Skizzen zur Kunst- und Gelehrten-geschichte des achtzehnten Jahrhunderts* (Leipzig 1872).
- Justi 1923: C. Justi, *Winckelmann und seine Zeitgenossen*, 3 Bde. (Leipzig ³1923).
- Justi 1943: C. Justi, *Winckelmann und seine Zeitgenossen*, 2 Bde. (Leipzig ⁴1943).
- Kaster 1988: R. Kaster, *Guardians of Language: The Grammarian and Society in Late Antiquity* (Berkeley / Los Angeles / London 1988).
- Kerschner 2007: C. Kerschner, „Philipp Daniel Lippert (1702-1785) und seine Daktyliothek zum ‚Nutzen der Schönen Künste und Künstler‘“, in: Kockel / Graepler 2006, 60–68.
- Kind-Doerne 1986: Ch. Kind-Doerne, *Die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen: ihre Bestände und Einrichtungen in Geschichte und Gegenwart* (Wiesbaden 1986).
- Klingner 1937 /1964: F. Klingner, *Christian Gottlob Heyne* (Göttingen 1937) (wieder in: F. Klingner, *Studien zur griechischen und römischen Literatur* (Zürich / Stuttgart 1964) 701–718).
- Knauer 1979: G. N. Knauer, *Die Aeneis und Homer. Studien zur poetischen Technik Vergils mit Listen der Homerzitate in der Aeneis* (Göttingen ²1979; Erstedition 1964).
- Kockel / Graepler 2006: V. Kockel / D. Graepler (Hrsg.), *Daktyliotheken. Götter & Caesaren aus der Schublade. Antike Gemmen in Abdrucksammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts* (München 2006).
- Körte 1833: W. Körte, *Leben und Studien Friedr. Aug. Wolf's des Philologen, Erster Theil* (Essen 1833).
- Kraefft / Kunze 1988: J. Kraefft / M. Kunze (Hrsg.), *Winckelmanns Wirkung auf seine Zeit. Lessing – Herder – Heyne*. Schriften der Winckelmann-Gesellschaft VII (Stendal 1988).
- Kuhlmann / Schneider 2012: P. Kuhlmann / H. Schneider (Hrsg.), *Geschichte der Altertumswissenschaften. Biographisches Lexikon* (Der Neue Pauly, Supplemente, 6, Stuttgart 2012).
- Kunze et al. 1996: M. Kunze et al. (Hrsg.): *Winckelmann-Museum Stendal. Ausstellung zur Biographie Johann Joachim Winckelmanns* (Mainz 1996).
- Kunze 1998: M. Kunze (Hrsg.), „*Außer Rom ist fast nichts schönes in der Welt*“. *Römische Antikensammlungen im 18. Jahrhundert* (Eine Ausstellung der Winckelmann-Gesellschaft in Wörlitz, Kulturstiftung Dessau Wörlitz und im Winckelmann-Museum Stendal) (Mainz 1998).

- Kunze 2006: M. Kunze, „Giovanni Battista Casanova contra Winckelmann“, in: R. Stupperich / M. Kunze (Hrsg.), *Zwischen Original und Fälschung. Zur Ambivalenz der Nachahmung in der Antikenrezeption* (Stendal 2006) 46–46.
- Leo 1901: F. Leo, „Heyne“, in: *Festschrift zur Feier des hundertfünfzigjährigen Bestehens der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen* (Berlin 1901) 155–234.
- Leppmann 1996: W. Leppmann, *Winckelmann. Ein Leben für Apoll* (Berlin 1996).
- Leyh 1921: G. Leyh, „Chr. G. Heynes Eintritt in die Göttinger Bibliothek“, in: G. Leyh (Hrsg.): *Aufsätze Fritz Milkau gewidmet: (60. Geburtstag)* (Leipzig 1921).
- Lichtenberg 1, 1983: Georg Christoph Lichtenberg: *Briefwechsel. Im Auftrag der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen ...* hrg. von U. Joost und A. Schöne, Bd. 1: 1765–1779 (München 1983).
- Lichtenberg 4, 1992: Georg Christoph Lichtenberg: *Briefwechsel. Im Auftrag der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen ...* hrg. von U. Joost und A. Schöne, Bd. 4: 1793–1799 (München 1992).
- Lippert / Heyne 1762: *Dactyliothecae universalis signorum exemplis nitidis redditae chilias tertia sive scrinium milliarium tertium. Delectis gemmis antiquo opere scalptis plerisque eiusque fere hodie praedicatione et notitia multorum in omni Europa clarissimis exemplo de museis in massa quadam terrea candida petito. Expressit, ordinavit, edidit Philippus Dan. Lippert Dresd. Stilum accommodavit C. G. H.* (Leipzig 1762).
- Mackensen 1791: [W. F. A. Mackensen,] *Letztes Wort über Göttingen und seine Lehrer* (Leipzig 1791).
- Martini 1796: G. H. Martini, *Akademische Vorlesungen über die Litterair-Archäologie. Nach Anleitung des Ernestischen Lehrbuchs durchgesehen und mit Anmerkungen begleitet* (Altenburg 1796).
- Mettler 1955: W. Mettler, *Der junge Friedrich Schlegel und die griechische Literatur* (Diss. Zürich 1955).
- Meyer 2004: S. A. Meyer, „Il corso di archeologia di Ch. G. Heyne a Göttingen: l'antico all'università“, in: M. Pastore Stocchi (Hrsg.), *Il primato della scultura: fortuna dell'antico, fortuna di Canova. Seconda Settimana di Studi Canoviani* (Bassano del Grappa 2004) 67–83.
- Müller 1830: K. O. Müller, *Handbuch der Archäologie der Kunst* (Breslau 1830).
- Müller 1844: K. O. Müller, *Die Dorier* (Breslau ²1844).
- Müller 2012: H.-P. Müller, „Christ, Johann Friedrich“, in: Kuhlmann / Schneider 2012, Sp. 224–228.
- Mynors 1990: R. A. B. Mynors, *Virgil, Georgics*. Edited with a Commentary (Oxford 1990).
- Nesselrath 2011: H.-G. Nesselrath, „Geschichte der Homerforschung“, in: A. Rengakos / B. Zimmermann (Hgg.), *Homer-Handbuch* (Stuttgart / Weimar 2011) 175–199.
- Nippel 1990: W. Nippel, *Griechen, Barbaren und „Wilde“*. *Alte Geschichte und Sozialanthropologie* (Frankfurt /M. 1990).
- Paulsen 1921: F. Paulsen, *Geschichte des gelehrten Unterrichts* Bd. 2, (Berlin ³1921).

- Peppmüller 1884: R. Peppmüller (Hrg.), *Prolegomena ad Homerum scripsit Frid. Aug. Wolfius. Adiectae sunt epistolae Wolfii ad Heynium scriptae* (Halle 1884).
- Preiss 1995: B. Preiss, *Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Laokoongruppe. Die Bedeutung Christian Gottlob Heynes für die Archäologie des 18. Jahrhunderts* (Weimar ²1995).
- Pütter 1, 1765 / Pütter 2, 1788: J. S. Pütter, *Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen*, Band 1, (Göttingen 1765) Band 2 (Göttingen 1788).
- Rehm I-IV: *Johann Joachim Winckelmann, Briefe*. In Verbindung mit H. Diepolder hrsg. von W. Rehm (Berlin, Bd. I, 1952; II 1954; III 195; IV 1957).
- Richter 1968: W. Richter, „Homo vagus et inconstans“. Ein Urteil über Winckelmann“, *Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock* 17, 1968, 731–746.
- Rohlfing 1999: H. Rohlfing, „In der Gegenwart eines großen Capitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet“ – Goethe und die Göttinger Universitätsbibliothek“, in: E. Mittler (Hrg.), „*Der gute Kopf leuchtet überall hervor*“ : Goethe, Göttingen und die Wissenschaft (Göttingen 1999) 53–61.
- Scheer 1993: T. S. Scheer, *Mythische Vorväter. Zur Bedeutung griechischer Heroenmythen im Selbstverständnis kleinasiatischer Städte* (München 1993).
- Schindel 1980: U. Schindel, „Heyne als Schulreformer“, in: *Vormann* 1980, 47–54.
- Schindel 1990: U. Schindel, Heyne und die Historiographie, in: W. Ax (Hrg.) *Memoria rerum veterum. Neue Beiträge zur antiken Historiographie und Alten Geschichte. Festschrift für Carl Joachim Classen zum 60. Geburtstag* (Stuttgart 1990) 191–210.
- Schulz 1963: A. Schulz, *Die Kasseler Lobschriften auf Winckelmann. Einführung und Erläuterung* (Berlin[-Ost] 1963).
- Siebenkees 1799/1800: J. Ph. Siebenkees, *Handbuch der Archäologie oder Anleitung zur Kenntniß der Kunstwerke des Alterthums und zur Geschichte der Kunst der alten Völker*, 2 Bde. (Nürnberg 1799/1800).
- Stark 1880: C. B. Stark, *Handbuch der Archäologie der Kunst, 1: Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst* (Leipzig 1880).
- Sulzer ²1792: J. G. Sulzer, *Allgemeine Theorie der Schönen Künste in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden, Artikeln abgehandelt. Zweyter Theil* (Leipzig ²1792).
- Vico 1744: G. Vico, *Principi di Scienza nuova* (1744) in: *Opere*. A Cura di Roberto Parenti, Bd. II (Neapel 1972).
- Vöhler 2002: M. Vöhler, „Christian Gottlob Heyne und das Studium des Altertums in Deutschland“, in: G. W. Most (ed.), *Disciplining Classics – Altertumswissenschaft als Beruf* (Göttingen 2002) 39–54.
- Vogt 1980: Helmut Vogt, „Heyne als Bibliothekar“, in: *Vormann* 1980, 41–46.
- Vogt-Spira 2002: G. Vogt-Spira, „Warum Vergil statt Homer? Der frühneuzeitliche Vorzugsstreit zwischen Homer und Vergil im Spannungsfeld von Autorität und Historisierung“, *Poetica* 34 (2002) 323–344.

- Vormann 1980: *Der Vormann der Georgia Augusta: Christian Gottlob Heyne zum 250. Geburtstag. Sechs akademische Reden*, Göttinger Universitätsreden 67 (Göttingen 1980).
- Waetzoldt 1921: W. Waetzoldt, *Deutsche Kunsthistoriker, 1: Von Sandrart bis Rumohr* (Leipzig 1921).
- Wilamowitz-Moellendorff 1921: U. v. Wilamowitz-Moellendorff, *Geschichte der Philologie*³ (Berlin / Leipzig 1921/ ND Stuttgart / Leipzig 1998).
- Wlosok 1973 / 1990: A. Wlosok, „Vergil in der neueren Forschung“, *Gymnasium* 80 (1973) 129–151; wieder in: A. Wlosok, *Res humanae – res divinae. Kleine Schriften*, herausgegeben von E. Heck und E. A. Schmidt (Heidelberg 1990) 279–301.
- Wrede 2010: H. Wrede, „Wissenschaftsgeschichtlicher Kommentar“, in: S.-G. Gröschel / H. Wrede (Hrsg.), *Ernst Curtius' Vorlesung „Griechische Kunstgeschichte“*. *Nach der Mitschrift Wilhelm Gurlitts im Winter 1864/65* (Berlin/New York 2010) 9–152.

II Abbildungsverzeichnis

- S. V: Christian Gottlob Heyne, Stich von F. Müller (Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen).
- S. 107: Mitschrift Mülinen 1780, Seite 1 (D. Graepler).
- S. 108: Handschrift Kall 1767 (?) 1803, Seite 1 (D. Graepler).
- S. 179: Christian Gottlob Heyne, Stich von C. T. Riedel nach einem Gemälde von Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen).

III Namen- und Sachregister

- Abschrift s. Handschrift(en)
Achenwall, Gottfried 163f.
Ägypten 67 Aegyptier [sic] 96
Aeneas 58, 59, 60
Aesop 139
Afrika 18
Aitiologie 23
Akademie, Göttingische (s. auch Königlische Gesellschaft der Wissenschaften) 6, 7, 109, 156, 159
Albani, Kardinal 124
Alexander d. Gr. 73
Alte Geschichte 63, 65, 70, 78
Altes Testament 12, 14f., 20
Amerika 18, 66, 72
Analogie(verfahren) 23
Antiquar 109; antiquarisch 141
Apion von Alexandria 30
Apollonios von Rhodos 60, 123
Apollodor (-Ausgabe Heynes) 6, 24, 26¹⁴⁶
Archäologie 94, 140
- als Universitätsfach 75, 77, 97, 104
Archinto, Kardinal 120
Architektur (als Teil der Archäologie) 101, 103¹²³
Aristophanes 118
Athen 41⁴², 73
Athenaios 123
Aubignac, Abbé d' 33, 37, 39
Aufklärung 65⁶, 70, 71, 86, 134, 135, 149
Augustus 58, 59
Autopsie 112
Babeuf, „C. Gracchus“ 74
Bach, Johann August 5
Barbaren 23
Barock 5
Basedow, Johannes Bernhard 135f.
Bates Edwards, Bela 177
Batteux, Charles 49
Beckmann, Joh. 172
Berendis, Hieronymus Dietrich 130⁷⁹
Berlin 83, 87, 117, 121⁴⁹, 106
Berliner Akademie 176
Bern 84f., 87, 106, 160, 165
Bernays, Jakob 73
Beurmann, Eduard 121
Bibel (s. auch Heilige Schrift; Altes / Neues Testament) 64, 115
Bietenholz, Hans Peter 2
Birch, Thomas 154
Bleicken, Jochen 63
Blumenbach, Friedrich Georg 155f.
Boeckh, August 50
Boehring, Christof 77
Bonaparte, Jérôme 69
Bräuning-Oktavio, Hermann 77, 81, 82
Brandes, Georg Friedrich 149, 155, 166f.
Brudenell Fludyer, Samuel 155
Brühl, Heinrich Graf von 5, 119, 145
Brunn, Heinrich 97
Brutus 59, 114
Büchner, Karl 44
Bünau, Heinrich Graf von 119, 120
Burmannel, Petrus 45, 51
Bursian, Conrad 2
Byzanz 79

- Caesar 59, 74
 Campe, Johann Heinrich 135
 Carlyle, Thomas 176f.
 Casanova, Giovanni Battista 90, 93, **125–128**
 Cerda, Ioannes Ludovicus de la 45, 51, 55
 Chalkondyles, Demetrios 30
 Chemnitz 3, 113, 133
 Chariton von Aphrodisias 5
 Christ, Johann Friedrich 4, 99, **102–104**, 118
 Cicero 45, 65⁶, 139, 140
 Claudian 55
 Clausthal (Lateinschule) 138
 Coste, Pierre 119
 Cranach, Lukas 103
- Daktyliothek (s. auch Lippert, Philipp Daniel) 5, 80
 Damm, Christian Tobias 117
 Darmstadt 82, 86, 96, 106
 Demosthenes 73
 Dessau 135, 138
 Dichtung, Dichter (s. auch Mythos, Verhältnis zu Dichtern) 16, 21, 23, 31, 38, 39, 44, 47, 141
 Dido 59f.
 Dieze, Johann Andreas 147
 Diodor 73
 Diplomatie 64, 102¹¹⁹, 103¹²³
 Disselkamp, Martin 112
 Döhl, Hartmut 77, 81, 111
 Donatus, Aelius 45, 133
 Dreißigjähriger Krieg 114
 Dresden, Dresdner 80, 82, 90, 96, 106, 119, 120, 121, 126, 145f.
 Droysen, J. G. 71
 Duncker, Albert 76
- Eichhorn, J. G. 20
 England (s. auch Großbritannien) 92
 Enzyklopädisten 66
 Epigraphik 101
 Epiktet 5
 Epos, Epen 31f, 38, 40f., 51, 58
 Ernesti, Johann August 99–102, 118, 119, 124, 133, 134, 136f., 143
 Ethnologie 19
 Etruskische Kunst 79; etr. Kultur 96; Etruskologie 68
 Euklid 117
 Euripides 60
- Fabula, Fabel 17, 19, 23, 27
 Filargirius, Iunius 45
 Fittschen, Klaus 77, 112
 Fleckenstein, Josef 159, 161
 Florenz 116²⁹, 123
 Fontenelle, Bernard de 18
 Forster, Georg 71
 Franz, Johann Michael 163
 Französische Revolution 71
 Freiheit (als Thema bei Heyne) 70, 111, 114
 Frensdorff, Ferdinand 159, 170
 Friedrich II. (d. Gr.) 120, 121⁴⁹, 134
 Friedrich Wilhelm II. 134, 142
 Frühzeit (der Menschen) 17, 26¹⁴⁸, 52, 61
- Gatterer, Johann Christoph 4, 64, 65
 Gemmen (s. auch Glyptik, Daktyliothek) 5, 80, 97, 103, 129
 Georg August (George II.) 160
 Georgia Augusta (s. auch Universität, Göttinger) 65, 69, 72, 121
 Gesellschaft der Wissenschaften s. Königliche Ges.

- Gesner, Johann Matthias 49⁴², 119, 135f., 137, 139, 143, 144, 161, 163, 164
- Gießen 86, 128
- Gipsabgüsse 97, 102
- Glyptik (s. auch Gemmen) 79, 96
- Goethe, J. W. von 66, 73f. +²⁴, 82, 93, 106, 128⁶⁹, 130, 153f.
- *Werther* 92f.
- Göttingische Gelehrte Anzeigen* / *Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen* 7, 11, 19, 21, 33, 35, 37, 39, 67, 69, 74, 126, 129, 147, 157, 161, 164, 167, 170, 171, 174
- Graf, Fritz 1f., 3
- Grammatik(unterricht) 133, 138f., 140, 143
- Grand Tour 89, 110
- Gray, John 68
- Griechen 18, 23, 25, 26, 71, 96, 138
- Griechisch 114, 115, 117, 118, 128, 133, 136–138, 143
- Großbritannien (s. auch England) 72
- Grotendorf, G. F. 142
- Güterpfandrecht, antikes s. Heyne, Promotion
- Guthrie, William 68
- Gymnasium 143, 144
- Hagedorn, Christian Ludwig 89, 93, 105¹³³, 126
- Hager, Johann Georg 3f.
- Halle 29², 116³¹, 117, 126, 128, 129, 143, 145, 161
- Haller, Albrecht von 159, 160, 165f., 167f., 170, 176
- Hallische Neue Gelehrte Zeitung* 126, 129
- Hamberger, Georg Christoph 147
- Handschrift(en) von Heynes Archäologie-Vorlesung 81f., 83–87, 91, 93f., 100, 103¹²³, 104
- Hannover 64, 71, 138, 142, 162, 167, 175
- Kurfürst von 69
- Haym, Rudolf 76
- Hegel, Georg Wilhelm 67
- Heeren, Arnold H. L. (Schwiegersohn und Biograph Heynes) 1, 66, 74, 75, 90f., 112
- Heidenreich, Marianne 2, 19, 20, 64f., 70, 78, 112, 119f., 129
- Heilige Schrift s. auch Bibel; Altes / Neues Testament 12, 115
- Heinsius, Nicolaus 45, 51
- Hellenismus 71
- Heraldik 64
- Herder, Johann Gottfried 76, 93f., 128⁶⁹, 153f., 177
- Hermeneutik 48³³
- Heros, Heroen 57
- Hessel, Alfred 145, 151
- Historismus 48
- Heyne, Christian Gottlob
- Akademie-Abhandlungen 175
- Akademievorlesungen 6, 14, 19, **172f.**
- Archäologie-Vorlesungen 80–83, 87–95, 99–105
- Beschäftigung mit Homer 37–42
- Biographie s. Heeren, Arnold H. L.
- *Commentationes* 7
- Dresdener Jahre (s. auch Brühl, Graf von) 4, 119f., 145
- *Ilias*-Ausgabe 38, 39
- *Lobschrift auf Winkelmann* 76, 102¹¹⁹, 111
- Mythosbegriff 57⁸¹ /-konzept 19
- *Opuscula Academica* 69
- *Prolusiones* **70–73**
- Promotion 5, 119
- Rezensionen 78, 111
- Rezeption seiner Arbeiten 3; seiner Vorlesung 92–95
- Ruf nach Göttingen 5, 121, 137, 145, 159, 164
- *Sammlung antiquarischer Aufsätze* 128
- schulpraktisches Wirken 137–143

- Schulzeit in Chemnitz 3, 113–116, 133f.
- Sekretär der Akademie 172–176
- Sohn eines Leinwebers 4, 113, 133
- Textausgaben 26, 124; -interpretation 140
- Vortragsstil 91
- Heyne, Therese 120, 121
- Hofmann, ‚höfische / galante Lebensart‘ 4, 118
- Hoffmann, Christian August 86, 96, 106
- Hogarth, William 155
- Hollmann, Samuel Christian 160, 162f., 164
- Homer 4, 6, 32, 33¹⁷, 39f., 41, 46, 57, 58, 118, 124, 139
 - Analyse 31, 38
 - editio princeps 30
 - Einzelgedicht(e) / -lieder / -gesänge 31, 32, 39, 41
 - Gesänge 30
 - „Homerische Frage“ 29
 - *Ilias* 30, 32f., 36, 46
 - *Odyssee* 31, 32, 46 -*Nekyia* 59
 - Homer-Vergil-Vergleich 46f.
- Horaz 53, 55, 128⁶⁹, 139
- Horsfall, Nicholas 44
- Humboldt, Alexander von 135
- Humboldt, Wilhelm von 38, 135, 143
- Hymnen 23

- Ilfeld (Pädagogium) 137f, 142, 147
- Italien 67, 90, 92, 97, 116, 120⁴⁴, 122, 124

- Jena 117, 128⁶⁹
- Jesuitenschulen 133, 140
- Jortin, John 56
- Joseph II. 70, 134
- Jurisprudenz 64, 92
- Justi, Carl 76, 111f., 114

- Kästner, Abraham Gotthelf 162f., 164, 174
- Kall, Abraham 83, **99f.**, 101, 106
- Kassel 121⁴⁹
- Katharina II. 70
- Klima 13, 58; Klimatheorie 117
- Klotz, Christian Adolf 92, 126, 128f.
- Knauer, Georg Nicolaus 52
- Kockel, Valentin 79
- Königliche Gesellschaft / Societät der Wissenschaften (s. auch Akademie, Göttingische) 67¹², 122, 123, **159–164**
 - *Commentarii* 162, 170, 172
- Kolonien (britische in Nordamerika) 72f.
- Kopenhagen 86, 99, 101, 121⁴⁹, 106
- Krates von Mallos 32
- Kretisch 67
- Krim 70
- Künstler (bildende) 17, 48³³, 90, 103, 127; Künstlergeschichte 97
- Kult 23¹²⁸
- Kunst 24, 53, 87, 92, 105, 127
- Kunstgeschichte 72, 79, 103
- Kunstwerk 48³³, 60, 87, 89, 90, 94f., 102, 103
- Kunze, Max 127
- Kypseloslade 6

- Laokoongruppe 78, 98¹⁰⁹
- Latein, lateinisch, lat. Sprache 45, 69, 80, 99, 101, 113, 133, 135, 138, 142, 143, 176
- Lateinschule 133f., 139, 141f., 143f.
- Leipzig 63, 87, 89, 101, 103¹³⁰, 109, 118, 119, 128⁶⁹
 - Universität 4, 102, 118, 133
- Lenz, Karl Gotthold 85, 96
- Leo, Friedrich 159, 168, 174, 177
- Lessing, G. E. 92, 102, 128f.
- Lichtenberg, Georg Christoph 153f., 155, 173f.

- Lippert, Philipp Daniel 5, 80, 92, 103
 Livius 139
 London 64, 72, 83, 106
 Longinos, Cassius 29f.
 Lowitz, Georg Moritz 163f.
 Ludwig XIV. 71
 Luzac, Elias 162, 167
 Lykurg von Sparta 31¹¹, 33¹⁷, 39, 71

 Mackensen, Wilhelm Friedrich August
 88, 156f.
 Makedonien 73
 Malerei (als Teil der Archäologie) 101,
 103¹²³
 Manuskript s. Handschrift(en)
 Marpurg, F. W. 115
 Martini, Georg Heinrich 100
 Marx, Karl 67
 Mayer, Tobias 162, 164
 Meinecke, Friedrich 48
 Menander 56
 Mengs, Anton Raphael 125f.
 Merck, Johann Heinrich 82, 93, 106
 Mesopotamien 67
 Metropolen, antike 72
 Michaelis, Johann David 145f., 152, 161f.,
 163, **164-171**
 Milton, John 51
 Minoisch 6, 67
 Mitschrift s. Handschrift(en)
 Montesquieu 71
 Moskau 86, 106
 Müllinen, Niklaus Friedrich von 84, 92,
 96, 98¹⁰⁹
 Müller, Karl Otfried 25, 75, 83, 105
 Münchhausen, Gerlach Adolph von 80,
 145, 146f., 161, 166, 167, 168, 169,
 170, 171, 172

 Mündlich(es), Mündlichkeit 15, 29f., 32,
 33¹⁷, 39, 40
 Mumie 79
 Murray, Jo. A. 172
 Murray, Johan Filip 164f., 170
 Mutach, Abraham, Friedrich von 84f., 92,
 96
 Mykenisch 67
 Mynors, Roger 55, 57
 Mysterien 22
 Mythologie 1
 Mythos 140
 - Entstehung 13f.
 - Interpretation 11f., 14, **19-24**
 - Theorie 3, 27
 - (Un)glaubwürdigkeit 12f., 16f.
 - Verhältnis zu Dichtern 12, 15f.

 Naturwissenschaften 135f., 143, 176
 Nepos (Cornelius) 73, 139
 Neuere Geschichte 64
 Neues Testament 3, 115, 138
 Neuhumanismus 135f., 142, 144
 Nicolai, Friedrich 129
 Niebuhr, Barthold Georg 70, 74
 Niebuhr, Carsten 177
 Numismatik 68, 101

 Oberlin, Jacob Jeremias 82, 106
 Ossian 39 Anm. 36
 Ovid 139

 Paris 71, 74
 - Bibliothèque Nationale 82, 106
 Peisistratos 29f, 31^{9, 11}, 32, 33¹⁷, 39
 - Peisistratiden 41⁴²
 - Peisistratidische Redaktion 39³⁵
 Perser 96
 Phädrus 139
 Phokion 73

- Philanthropinismus 135f. Philanthropi-
num 141
- Philemon (Komödiendichter) 56
- Philipp II. von Makedonien 73
- Philologie (Klassische) 63, 75, 86, 105,
115
- Phoenizier 96
- Pindar 6, 36
- Plagiat 36
- Plastik (als Teil der Archäologie) 101
- Platon 59, 73
- Plutarch 3, 73, 115
- Poesie (s. auch Dichtung, Dichter) 19, 57
- Polis-Demokratie 73
- Porphyrios 30
- Preiss, Bettina 78
- Preußen 120⁴⁴, 121f.⁴⁹, 134, 142, 143, 144
Preußisch 165
- Quelle (historisch) 17, 21, 67, 97f., 111
- Quellenkritik 65, 74
- Quellenkunde 102, 105
- Realien 63, 68, 140
- Rehm, W. 123, 124
- Reiske, Johann Jacob 129
- Religion (als Schulfach) 134
- Republik, römische 71, 74
- Reuß, Jeremias David 150, 151f., 153
- Rhapsoden 30f., 39
- Richter, A. G. 172
- Rituale, Ritus 22f.
- Rom (neuzeitl. Stadt) 77, 83, 87, 96, 106,
109f., 112, 116, 120, 125, 127
- Roederer, Johann Georg 163
- Ruhnken, David 145
- Russland 86
- Sage 27f.
- Salzwedel 117
- Sartorius, Georg 154
- Schild des Achilleus / des Aeneas 58f.
- Schiller, Friedrich 64
- Schindel, Ulrich 68
- Schlözer, August Ludwig 64, 65f., 73,
162f.¹⁴, 166, 171
- Scholiasten 17
- Scholle, Georg 117
- Schrift 14, 24, 30, 32
- Schriftlichkeit 22, 28, 30, 39
- Schulbuch 114
- Schulunterricht 114
- Schulz, Arthur 77
- Schweiz(er) 84, 120 Anm. 44, 124, 165
- Seehausen 118
- Segner, Johann Andreas 161, 162
- Seneca 55
- Servius (Vergilkommentator) 45
- Siebenjähriger Krieg 5, 120, 145, 162
- Siebenkees, Johann Philipp 83⁵⁶
- Sizilien 71
- Societät der Wissenschaften s. Königliche
Gesellschaft
- Sokrates 73
- Solon 31¹¹, 39, 41⁴², 71
- Sophist(en) 17
- Spätantike 72
- Sparta 31¹¹
- Sprache (Zusammenhang mit Mythos) 13,
16, 19, 21, 24
- Sprachforschung 18
- Stark, Karl Bernhard 75f.
- Statistik 66
- Statius 55
- Stendal 113
- Stoud, Frederik 85f., 96

- Straßburg 82
 Sulzer, J. G. 52⁵⁵, 57⁷⁷, 93

 Tappert, Esaias Wilhelm 116, 117
 Terenz 139
 Textüberlieferung 27
 Theokrit 52, 53
 Theologie 20, 64, 114²²; Theologen 135, 166
 - Studium 4, 117, 118, 137
 Thomson, James 55f.
 Tibull 5, 55
 Tischbein, Johann Heinrich Wilhelm 79
 Topographie 87
 Tragiker 16
 Tragödie 17, 139
 Trapp, Ernst Christian 135
 Triumvirn 74
 Troja 79
 Trojanischer Krieg 39
 Turgenjew, Alexander Iwanowitsch 86, 96, 106
 Tzetzes (Johannes) 123

 Universalgeschichte 12, 15⁸⁷, 63f., **66f.**, 68
 Universität (Göttinger) 1, 79, 80, 98, 121, 123, 142, 145, 148, 173, 175
 - Abguss-Sammlung 79, 98
 - Münzkabinett 79
 Universitätsbibliothek (Göttinger) 79, 81, 87, 145–147, 161, 165
 - Katalogsystem 150–152
 - Leihverkehr 152–154
 Universitätsprogramme 6, 69
 Unteritalien 71
 Urzeit 13

 Vandenhoeck, Anna 161f.
 Vavassor, Franciscus 56

 Vaticanische Bibliothek 123
 Venus 60; Venus Medici 98
 Vergil 6, 139
 - *Aeneis* 57–60
 - *Bucolica* 52f.
 - *Culex* 55f.
 - Gelehrsamkeit 49, 53, 58
 - Grammatik 51
 - *Georgica* 53–57
 - im 18. Jh. 45f.
 - Metrik 51
 - Schönheit 49f., 53
 - Sprache 51
 - Stil 54
 Vergilhandschriften 123
 Vergilkommentar(e) 36, 45
 Vico, Giambattista 18
 Vogel, Rudolf Augustin 172
 Vorderasien 66, 67

 Wagenmann, J. A. 161
 Wagner, Georg Philipp Eberhard 43, 44⁶, 55^{70e}, 56
 Walch, Christian Wilhelm Franz 164, 166
 Weber, schlesische 113f.
 Weimar 82, 87, 106, 153
 Weimarer Klassik 72
 Welcker, Friedrich Gottlieb 89
 Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von 25, 44, 61
 ‚Wilde‘ 18, 25
 Winckelmann, Johann Joachim 76, 78, 80, 92, 97f., 104
 - Briefe aus Rom 109f., 123 - an Heyne 122–124, 130f.
 - *Allegorie* 123
 - *Gedancken über die Nachahmung der Griechischen Werke* 119
 - *Geschichte der Kunst des Altertums* 96; 125f. von Heyne kritisiert 97
 - *Monumenti Inediti* 125–127
 - Kindheit und Jugend 113–116
 - Konversion 120

- Tod 131
- Wlosok, Antonie 60
- Wolf, Friedrich August 9⁵¹, 29, 142
 - *Ilias*-Schulausgabe 35
 - *Prolegomena ad Homerum* 29–33, 48 Anm. 33 deren Rezeption durch Heyne 33–37
 - Studium in Göttingen 36
- Wolff, Christian 49
- Wood, Robert 33, 37, 46
- Wrisberg, H. A. 172
- Xenophon 55, 114²³, 139
- Zaleukos 71
- Zedlitz, Karl Abraham von 142
- Zeitalter (frühe / mythische) 13, 22, 23, 25, 28
- Zeitgeschichte 70
- Zenodot 30, 32
- „Zeus und Ganymed“ (Gemälde) 124–129

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen

Neue Folge

Wer kauft Liebesgötter? Metastasen eines Motivs

Dietrich Gerhardt, Berlin/New York 2008

ISBN 978-3-11-020291-5

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 1

Römisches Zentrum und kirchliche Peripherie. Das universale Papsttum als Bezugspunkt der Kirchen von den Reformpäpsten bis zu Innozenz III

Hrsg. von Jochen Johrendt und Harald Müller, Berlin/New York 2008

ISBN 978-3-11-020223-6

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 2

Gesetzgebung, Menschenbild und Sozialmodell im Familien- und Sozialrecht

Hrsg. von Okko Behrends und Eva Schumann, Berlin/New York 2008

ISBN 978-3-11-020777-4

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 3

*Wechselseitige Wahrnehmung der Religionen im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit
I. Konzeptionelle Grundfragen und Fallstudien (Heiden, Barbaren, Juden)*

Hrsg. von Ludger Grenzmann, Thomas Haye, Nikolaus Henkel u. Thomas Kaufmann, Berlin/New York 2009

ISBN 978-3-11-021352-2

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 4

*Wechselseitige Wahrnehmung der Religionen im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit.
II. Kulturelle Konkretionen (Literatur, Mythographie, Wissenschaft und Kunst)*

Hrsg. von Ludger Grenzmann, Thomas Haye, Nikolaus Henkel u. Thomas Kaufmann, Berlin/Boston 2012

ISBN 978-3-11-028519-2

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 4/2

Das Papsttum und das vielgestaltige Italien. Hundert Jahre Italia Pontificia

Hrsg. von Klaus Herbers und Jochen Johrendt, Berlin/New York 2009

ISBN 978-3-11-021467-3

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 5

Die Grundlagen der slowenischen Kultur

Hrsg. von France Bernik und Reinhard Lauer, Berlin/New York 2010

ISBN 978-3-11-022076-6

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 6

Studien zur Philologie und zur Musikwissenschaft

Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Berlin/New York 2009.

ISBN 978-3-11-021763-6

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 7

Perspektiven der Modernisierung. Die Pariser Weltausstellung, die Arbeiterbewegung, das koloniale China in europäischen und amerikanischen Kulturzeitschriften um 1900

Hrsg. von Ulrich Mölk und Heinrich Detering, in Zusammenarb. mit Christoph Jürgensen, Berlin/New York 2010

ISBN 978-3-11-023425-1

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 8

*Das strafende Gesetz im sozialen Rechtsstaat. 15. Symposium der Kommission:**„Die Funktion des Gesetzes in Geschichte und Gegenwart“*

Hrsg. von Eva Schumann, Berlin/New York 2010

ISBN 978-3-11-023477-0

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 9

Studien zur Wissenschafts- und zur Religionsgeschichte

Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Berlin/New York 2011

ISBN 978-3-11-025175-3

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 10

*Erinnerung – Niederschrift – Nutzung.**Das Papsttum und die Schriftlichkeit im mittelalterlichen Westeuropa*

Hrsg. von Klaus Herbers und Ingo Fleisch, Berlin/New York 2011

ISBN 978-3-11-025370-2

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 11

Erinnerungskultur in Südosteuropa

Hrsg. von Reinhard Lauer, Berlin/Boston 2011

ISBN 978-3-11-025304-7

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 12

Old Avestan Syntax and Stylistics

Martin West, Berlin/Boston 2011

ISBN 978-3-11-025308-5

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 13

Edmund Husserl 1859-2009. Beiträge aus Anlass der 150. Wiederkehr des Geburtstages des Philosophen

Hrsg. von Konrad Cramer und Christian Beyer, Berlin/Boston 2011

ISBN 978-3-11-026060-1

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 14

Kleinüberlieferungen mehrstimmiger Musik vor 1550 in deutschem Sprachgebiet.

Neue Quellen des Spätmittelalters aus Deutschland und der Schweiz

Martin Staehelin, Berlin/Boston 2011

ISBN 978-3-11-026138-7

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 15

Carl Friedrich Gauß und Russland.

Sein Briefwechsel mit in Russland wirkenden Wissenschaftlern

Karin Reich und Elena Roussanova, unter Mitwirkung von Werner Lehfeldt, Berlin/Boston 2011

ISBN 978-3-11-025306-1

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 16

Der östliche Manichäismus – Gattungs- und Werksgeschichte.

Vorträge des Göttinger Symposiums vom 4./5. März 2010

Hrsg. von Zekine Özertural und Jens Wilkens, Berlin/Boston 2011

ISBN 978-3-11- 026137-0

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 17

Studien zu Geschichte, Theologie und Wissenschaftsgeschichte

Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Berlin/Boston 2012

ISBN 978-3-11- 028513-0

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 18

Rom und die Regionen. Studien zur Homogenisierung der lateinischen Kirche im Hochmittelalter

Hrsg. von Jochen Johrendt und Harald Müller, Berlin/Boston 2012

ISBN 978-3-11- 028514-7

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 19

Die orientalistische Gelehrtenrepublik am Vorabend des Ersten Weltkrieges. Der Briefwechsel zwischen Willi Bang(-Kaup) und Friedrich Carl Andreas aus den Jahren 1889 bis 1914

Michael Knüppel und Aloïs van Tongerloo, Berlin/Boston 2012

ISBN 978-3-11- 028517-8

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 20

Homer, gedeutet durch ein großes Lexikon

Hrsg. von Michael Meier-Brügger, Berlin/Boston 2012

ISBN 978-3-11-028518-5

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 21

Die Göttinger Septuaginta. Ein editorisches Jahrhundertprojekt

Hrsg. von Reinhard G. Kratz und Bernhard Neuschäfer, Berlin/Boston 2013

ISBN 978-3-11-028330-3

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 22

Geld, Handel, Wirtschaft. Höchste Gerichte im Alten Reich als Spruchkörper und Institution

Hrsg. von Wolfgang Sellert, Anja Amend-Traut und Albrecht Cordes, Berlin/Boston 2013

ISBN 978-3-11-026136-3

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 23

Osmanen und Islam in Südosteuropa

Hrsg. von Reinhard Lauer und Hans Georg Majer, Berlin/Boston 2013

ISBN 978-3-11-025133-3

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 24

*Das begrenzte Papsttum. Spielräume päpstlichen Handelns.**Legaten – delegierte Richter – Grenzen.*

Hrsg. von Klaus Herbers, Fernando López Alsina und Frank Engel, Berlin/Boston 2013

ISBN 978-3-11-030463-3

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 25

Von Outremer bis Flandern. Miscellanea zur Gallia Pontificia und zur Diplomatie.

Hrsg. von Klaus Herbers und Waldemar Könighaus, Berlin/Boston 2013

ISBN 978-3-11-030466-4

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 26

Ist die sogenannte Mozartsche Bläserkonzertante KV 297b/Anh. I,9 echt?

Martin Staehelin, Berlin/Boston 2013

ISBN 978-3-11-030464-0

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 27

Die Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Teil 1.

Hrsg. von Christian Starck und Kurt Schönhammer, Berlin/Boston 2013

ISBN 978-3-11-030467-1

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 28

Vom Aramäischen zum Alttürkischen. Fragen zur Übersetzung von manichäischen Texten.

Hrsg. von Jens Peter Laut und Klaus Röhborn, Berlin/Boston 2014

ISBN 978-3-11-026399-2

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Neue Folge 29

Das erziehende Gesetz. 16. Symposion der Kommission „Die Funktion des Gesetzes in Geschichte und Gegenwart“.

Hrsg. von Eva Schumann, Berlin/Boston 2014

ISBN 978-3-11-027728-9

Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Neue Folge 30

